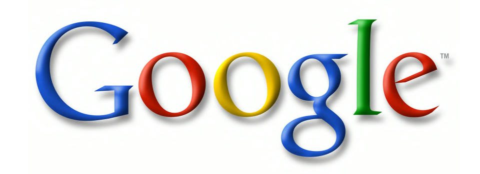



NYPL RESEARCH LIBRARIES
3 3433 07022567 1

(Translation)

YZX

Ludwig Feuerbach

in seinem

Briefwechsel und Nachlass

sowie in seiner

Philosophischen Charakterentwicklung

dargestellt von

Karl Grün.

Erster Band.

Mit dem Bildniss Feuerbach's.

Leipzig & Heidelberg.
C. F. Winter'sche Verlagshandlung.
1874.



Ludwig Feuerbach's

Philosophische Charakterentwicklung.

Sein

Briefwechsel und Nachlass

1820—1850.

Leipzig & Heidelberg.
C. F. Winter'sche Verlagshandlung.
1874.

Inhalt des ersten Bandes.

Seite

Ludwig Feuerbachs philosophische Charakter-Entwicklung.

Briefwechsel und Nachlass.

Seite

Aus dem Nachlass.

Briefe.

Seite

Aus dem Nachlass.

Erlanger Vorlesungen über Logik und Metaphysik 1829—32.

Vorlesungen über Geschichte der Neuern Philosophie 1835/6.

Briefe.

Aus dem Nachlass.

Berichtigung.

Seite 53 unten, 54 oben muss es heissen: Jul. Rob. Mayer statt „Tobias". Die Schrift über das „Mechanische Wärme-Aequivalent" ist vom Jahre 1842, also nur später als die 1. Aufl. des Feuerbach'schen „Leibnitz". Das spätere Werk Mayers: „Die Mechanik der Wärme", ist von 1867 und erscheint soeben in umgearbeiteter und vermehrter Auflage.

Ludwig Feuerbach.

Philosophische Charakterentwicklung.

„Was ich bin? fragst Du mich?
Warte, bis ich nicht mehr bin!" *)

I.

Bedenken und Entschluss.

Das vorstehende Motto aus Feuerbachs „Fragmenten zur Charakteristik meines philosophischen Curriculum vitae" bezeichnet die ganze grosse Schwierigkeit meiner Aufgabe. Es ist gleichsam der kategorische Imperativ des Todten an den hinterbliebenen Verwalter seiner Güter, ein Mahnwort, das mir nun seit Jahr und Tag in den Ohren klingt, in die Seele dringt. Er ist nicht mehr, und doch soll sich jetzt erst ergeben, was Er gewesen, nein, was Er in Wahrheit ist und bleibt. Sein Wesen, sein wirklicher Inhalt soll jetzt erst kernhaft leuchten, jetzt, losgeschält aus allen Zufälligkeiten, Inkongruenzen und Schlacken des Lebens, befreit vom Makel und Schmutz der Zeit, als blanker Krystall, als ein aus dem Trümmerboden der jüngsten Erdbildung gewonnener wasserheller Diamant.

Widerspricht einer solchen Aufgabe nicht geradezu die Herausgabe eines Nachlasses? Schleppt das Wort „Nachlass" nicht schon an und für sich, unwillkürlich, den Gedanken an allerhand Exuvien, Ueberbleibsel, Trümmer, Geröll, hinter sich her? Ist es nicht Pflicht des Herausgebers eines Nachlasses, nicht nur das, was die Parze zuletzt durchschnitt, ans Licht zu bringen, sondern auch in dem, was der arbeitende Denker früher gleichgiltig vom Tische hinabwarf, oder was er in selbstloser Bescheidenheit als unnöthig zur Bekundung seines Gedankens bei Seite liegen liess, die Spuren seiner Entwicklung, die Minengänge seines Geistes aufzusuchen, um ein vollständiges, sprechendes Lebensbild von ihm entwerfen zu können?

*) Bd. II, S. 414. Ich zitire natürlich stets nach der Gesammtausgabe, O. Wigand. 1846 — 1866.

Und wenn der Darsteller in diesen Minengängen noch das Echo der Klagen und Seufzer vernimmt, welche der zweifelnde, bisweilen verzweifelnde Bergmann ausgestossen, soll er, darf er sie achtlos verhallen lassen, ohne Notiz davon zu nehmen und zu geben?

Er würde ja gerade gegen das Lebens- und Denkprincip des Verblichenen, gegen sein Alpha und Omega sündigen: den ganzen Menschen im Auge zu behalten, sein Empfinden wie sein Denken. — „Wahr ist nur, was Du erlebst!“

Und hat denn nicht der theilnehmende Leser ein Recht darauf, die ganze innerliche wie äusserliche Persönlichkeit, nicht blos die Substanz, sondern auch die Accidenzen, nicht blos das Nothwendige, sondern auch das sogenannte Zufällige an einem bedeutenden, epochemachenden Manne kennen zu lernen, zumal das sogenannte Zufällige, bei Lichte betrachtet, das Nothwendige erst erklärt, wo nicht gar bildet? Ist es nicht endlich im besten Sinne des Wortes interessant zu wissen, wie ein deutscher Philosoph, und einer der grössten, gelebt und gelitten hat, wie sich gerade die Verherrlichung, die Poetisirung dieses Erdenlebens vom Hinter- und Untergrunde prometheischer Qualen abhebt?...

Diese und verwandte Bedenken waren es, die mich schwanken liessen, als der ehrenvolle Auftrag, Feuerbachs Nachlass herauszugeben, von Seiten der nächsten Angehörigen, der Gattin und Tochter des Geschiedenen, an mich herantrat.

Du musst, sagte ich mir, den ganzen Feuerbach charakterisiren, die Entstehung und Ausbildung seines grossartigen Humanismus an der Hand der gesammten Werke entwickeln, Vergessenes und Zurückgedrängtes wieder ins Bewusstsein rufen — kurz, dem Nachlasse eine philosophische Charakter-Entwicklung vorausschicken.

Als ich mich so zur Herausgabe bereit erklärt hatte, entstand ein neuer Zweifel, den ich jedoch dadurch zu heben suchte, dass ich mich frug: Was würde Feuerbach selbst in ähnlichem Falle gethan haben? Wie hätte Er einen solchen Nachlass behandelt, folglich behandelt zu sehen gewünscht? Die Antwort war zur Hand. Im Jahre 1852 hatte er seines Vaters Anselm von Feuerbach Korrespondenz und Nachlass in zwei Bänden herausgegeben.*)

*) „Anselm Ritter von Feuerbachs, weiland k. bayerischen wirklichen Staatsraths und Appellations-Gerichts-Präsidenten, Leben und Wirken, aus seinen ungedruckten Briefen, Tagebüchern und Denkschriften veröffentlicht („dargestellt“, wollte der Verfasser) von seinem Sohne Ludwig Feuerbach.“ Leipzig, Otto Wigand, 1852.

Sein Ideal, welches er ganz konsequent zu verwirklichen verhindert wurde, war: die Briefe und Abhandlungen für sich selbst reden zu lassen, und das Ganze kurzweg „Autobiographie“ zu nennen. Aus dem zerstreut umherliegenden Material sollte sich durch diskrete künstlerische Anordnung die Gestalt des Helden von selbst aufrichten, während der Plastiker hinter dem Sockel verschwunden wäre.

Ein abgesagter Feind aller eigentlichen Detail-Biographie — bei welchem Begriffe ihm wiederholt die Wörter „Konversationslexikon, Pfennigmagazin“ in die Feder kamen — verschmähte er es, anders als in kurzen Anmerkungen in die Selbstentwicklung des Vaters hineinzureden. „Ein Drama in der Form von Briefen, Tagebüchern, Vorträgen“ sollte das Buch sein. Der Vater war ihm selbst „eine dramatische Persönlichkeit.“ Und doch lag hier eine unverkennbare Gefahr nahe, die auch in der That nicht gänzlich vermieden worden ist.

Anselm von Feuerbach, der grosse Kriminalist und Gesetzgeber, war ein durchaus aktiver, auf unmittelbare Thätigkeit, auf lebendiges Eingreifen in Staat und Gesellschaft angelegter Charakter. Er war eine „Natur“ im Göthe'schen Sinne des Wortes. Da hätte es sich wohl der Mühe gelohnt, einen lapidaren Lebensabriss zu geben, die politischen und sozialen Verhältnisse in den verschiedenen Perioden seines Lebens, die Zustände in Frankreich, Deutschland und Bayern drastisch zu beschreiben, und dann erst den Mann in die deutsch-bayrischen Zustände, von ihnen beeinflusst und auf sie einwirkend, hineinzustellen. Durch diese Zuthat würde das vortreffliche Buch wahrscheinlich noch eine ganz andere Wirksamkeit erlangt haben.

Mit Ludwig Feuerbach haben wir es allerdings leichter. Er ist kein aktiver, sondern ein wesentlich, eigentlich durchaus beschaulicher Charakter; denn selbst wo er, der Natur seiner humanistischen Philosophie zufolge, auf die Aktion dringt, kategorisch sagt: „Es handelt sich nicht darum, Bücher, sondern Menschen zu machen“ — ist doch diese Forderung selbst eine gebuchte, nicht einmal eine gesprochene, noch viel weniger eine thatsächliche. Er führte die Tage seines Lebens ein geschlossenes Binnenleben, er war sogar gesellschaftlich stets in sich gekehrt; der „Sensualist und Materialist“ lebte im ununterbrochenen Denkprozesse. Man wird lesen, wie naiv harmlos seine „Betheiligung“ an der Bewegung von 1848 war, wie wenig in dieser Beziehung

der Sohn dem Vater entsprach, der vermuthlich zu Frankfurt im „linken Centrum“ gesessen und die deutsche Justizreform mit Feuereifer betrieben hätte.

Ludwig Feuerbach verlangt demgemäss von seinem Biographen eine rein philosophische Charakter-Entwicklung, und diese soll hier wirklich ab ovo versucht werden. Wir wollen allen Ernstes bemüht sein, zu sagen was er ist, und wie dieses fortan Seiende Gestalt gewonnen hat, d. h. geworden ist. Für die äusserliche Biographie, für Erlebnisse, Freuden und Leiden, Glück und Unglück, Gesundheit, Krankheit, Tod, wird sich der geignete Platz an der Spitze der fünf Abschnitte finden, in welchen Briefwechsel und Schriftstücke, im Wesentlichen chronologisch geordnet, auftreten. So glaube ich sein eigenes Ideal nicht aus den Augen zu verlieren, und zugleich die Mängel einer allzu konsequenten Durchführung desselben zu vermeiden.

II.

Die Feuerbach.

Die Feuerbach sind lauter Feuerbäche. „Vesuvius“ nannte Elise v. d. Recke den Vater Anselm, „Vesuvius“ unterzeichnete sich dieser in Briefen an Tiedge und dessen Freundin. Hochbegabte aber auch hochnervöse Naturen. Das juridische Blut vererbe sich in der Familie, meinte Dorguth, der Jurist. Allerdings, der Grossvater war Doctor und Advokat zu Frankfurt a. M.; der Vater Anselm war ein gewaltiger Rechtsgelehrter und Rechtsphilosoph; der Bruder Eduard lehrte das Recht gründlich zu München und Erlangen.

Was sich aber noch weit mehr vererbte, als das juridische Blut, war die Feuergarbe, die nach allem Wissenswerthen züngelte, die geniale Unsicherheit in der Wahl des Berufs, das Ablenken von einer Laufbahn auf die andere.

Der Vater Anselm (1775—1833) glaubte sich im Anfang durchaus nicht zum Juristen bestimmt. Er trieb zu Jena Philosophie, Geschichte und Poeterei, verehrte den Kantianer Reinhold aus Wien schwärmerisch, betheiligte sich lebhaft bei der Schwärmerei für

Freundschaft und „selige Augenblicke“, „himmelhoch jauchzend zum Tode betrübt“, promovirte sogar in der philosophischen Fakultät. Die Achtung vor seinem Vater — dieser Vater spielte den Dracon, wie der Sohn Anselm später gegen seine Söhne — eine frühzeitige Heirath, die Sorge für die Gattin und den Erstgebornen, den Freiburger Anselm — trieben ihn zur Juristerei, zu „Amt und Einnahme“. Die Jurisprudenz war ihm zuwider, aber er „musste sie liebgewinnen“.

Vater Anselm hatte seiner Zeit ganz Ludwig Feuerbach'sche Anflüge. Aus dem Tacitus merkt er sich: Mors omnibus ex natura aequalis, oblivione apud posteros vel gloria distinguitur. „Der Tod ist Allen von der Natur gleichmässig beschieden; die Nachwelt unterscheidet durch Vergessen oder Ruhm.“ In den „Einfällen, Launen und Exzerpten 1793—95“, lesen wir: Die Manitu (Fetische, Götter der Wilden), von denen de Brosses spricht, und welche Vogel für platonische Urbilder hält, scheinen mir nichts weiter zu bedeuten, als die Ursache des Daseins von einer Art, Gattung von Dingen. Woher kommt die Einstimmung unter dem Mannigfaltigen? Von einer unsichtbaren Ursache, welche diese Art erschafft, welche ihr diese gemeinschaftliche Form aufdrückt. Von der Einheit in dem Mannigfaltigen also wurden diese Wilden auf einen Urheber einer Art geführt.“

Später, zu Anfang der zwanziger Jahre, geisselt der Vater die Wunder des Prinzen Hohenlohe; Hohenlohe ist ihm ein „Bube“. Tapfer streitet er gegen die Einführung der calvinistischen Presbyterien, für das ächte Lutherthum.

Wie Ludwig hatte auch der Vater seine Augen eine Weile in die Ferne gerichtet, um eine Heimstätte zu entdecken. 1815 hoffte er auf Berlin und den Minister v. Schuckmann; aber Schmalz verlegte ihm mit Denunziationen den Weg.

Auch die Poeterei blieb an ihm haften; als erster Präsident des Appellationsgerichtes zu Ansbach, fasste er die „Gita Gwinda“ aus dem Sanskrit in metrische Form.

1828 kam der unglückliche Kasper Hauser nach Nürnberg zu Daumer. Anselm von Feuerbach ging dem Räthsel kritisch-psychologisch, noch mehr als juridisch, auf den Leib. 1832 erschien das Buch: „K. H., Beispiel eines Verbrechens am Seelenleben des Menschen.“ Die Fama wollte wissen, der Verfasser sei im folgenden Jahre auf nicht natürliche Weise aus der Welt geschafft worden.

Diese Erklärung war überflüssig. Anselm v. F., Vesuvius, hochnervös, ein fanatischer Arbeiter, „voll Ehrgeiz und Ruhmbegierde", antizipirte schon 1829 Redewendung wie Schicksal seines Sohnes Ludwig. Er schrieb zu Ansbach: „Klar ist es mir, dass hauptsächlich die Einförmigkeit meines hiesigen Lebens, der Mangel an äusserer Anregung und geistiger wie leiblicher Bewegung, meiner Natur entgegen ist, und daher auch auf meinen Körper selbst nachtheilig einwirkt." — Im selben Jahre fiel er zu Ansbach vom Präsidentenstuhle, „lag vier volle Stunden in einem Zustande, der mit der Ohnmacht alles gemein hatte, nur nicht das erloschene Bewusstsein." 1832 erlitt er einen zweiten, heftigeren Schlaganfall; zu Pfingsten 1833 den dritten, tödtlichen. Bei der Obduktion fanden sich alle edlen Theile unversehrt.

Eduard Feuerbach (1803—1843) hatte entschiedenste Neigung zur Naturkunde, sammelte früh und eifrig; der Wunsch des Vaters aber wurde ihm Gebot, und er studirte die Jurisprudenz mit Erfolg. Ludwig dagegen, der Philosoph, bewies bei der Herausgabe des väterlichen Nachlasses ein gründliches Verständniss der Rechtsbegriffe, wie er auch in seinen Werken durch die Anwendung rechtsphilosophischer Parallelen und Citate häufig frappirt.

Anselm, der älteste Bruder, der „Belvederische" Feuerbach (1798—1851), scheint uns doch Allen nachträglich für sein Fach geboren zu sein. Konnte dieses für die antike Plastik geformte Auge sich einen Augenblick über sein wahres Objekt täuschen? Nicht nur täuschen konnte es sich, trüben sogar, umdüstern. Mit 21 Jahren will der Philologe und Antiquar durchaus Theologe werden, sinkt zur Mystik hin, wird schwermüthig, gemüthskrank, muss die Universität verlassen, ein Jahr lang zu Hause gepflegt werden, ehe er zu seinen Studien zurückkehrt.

Karl, der zweitälteste Bruder (1800—1834), ein mathematischer Kopf ersten Ranges — welche Galerie von Kapazitäten! — fällt als Student der infamen bayrischen Demagogenriecherei zum Opfer, macht im Gefängniss zu München zwei Selbstmordversuche, wird durch Thiersch aus den Klauen des politischen Jesuitismus gerettet, und krankt lange bedenklich am Geiste. Er hatte eben viel Verstand zu verlieren.

Die Schwester Helene wurde durch eine Missehe mit Baron Dobeneck schwer geprüft, und verfiel nach der friedlichen Scheidung in Nervenfieber und Seelenzerrüttung. Das Vaterherz hat alle diese Qualen erdulden müssen.

Bei solcher geistigen und gemüthlichen Anlage und Begabung giebt es nur ein Mittel der Befreiung: die Aeusserung, das Aus-sich-Heraustreten, nicht nur um zu sagen, was man leidet, sondern um das Leiden überhaupt in den Lethestrom des wissenschaftlich-künstlerischen Schaffens zu versenken. Diejenigen Feuerbach, welche produktiv sind, haben Klassisches geleistet.

Wie strömt es aus dem Vater, voll Liebe und Zorn! Wie feuerflüssig sind seine Briefe, wie kernig und körnig seine Abhandlungen — in jeder Zeile der ganze Mann! Der Sohn Anselm schreibt ein Kunstwerk über ein Kunstwerk, man weiss nicht was schöner ist, sein Apollo, oder der Vatikanische. Geist und Herz, genauestes Wissen und zarteste Empfindung sind immer Eins bei ihm. Wie prächtig hat seine tapfere und geistreiche Frau diesen Anselm geschildert, vor der Nachwelt in Erz gegossen!

Auch Fritz, der jüngste Bruder (geb. 1806), gehört zu den höchstbegabten Naturen. Von Profession war er Philologe, gleich ausgezeichnet in der orientalischen, klassischen und modernen Sprach- und Literaturkunde. Später wandte er sich der Richtung seines Bruders Ludwig zu, schrieb aber äusserst populär, dem Volksverstande entsprechend. „Ich predige das, was Ludwig lehrt," pflegte er zu sagen.*)

Von Ludwig, dem Meister des Ausdruckes, dem Plastiker des empfundenen Gedankens, werden wir zu reden haben. Und wer kännte nicht den jüngsten Anselm, den Enkel des ersten, den Maler Feuerbach, der sich aus Venedig die Farbe aus Rom den Styl geholt, und von dem trotz aller Kritik die Feuerbach'sche Maxime gelten wird: in maximis voluisse, nur das Grösste gewollt zu haben.

---

*) Von Friedrich Feuerbach existirt die Uebersetzung einer Episode aus dem Sanskrit-Epos „Mahabaratha", die im „Ausland" erschien, und eine Verdeutschung der berufenen Manon Lescaut des Abbé Prévost (1834). Auf der Spur seines Bruders Ludwig verfasste er: „Theanthropos", eine Reihe von Aphorismen, Zürich, 1838; „Die Religion der Zukunft", 1. Heft, literarisches Comptoir, Zürich und Winterthur, 1843; 2. Heft, Nürnberg, Th. Cramer, 1844; „Mensch oder Christ?" Nürnberg, Th. Cramer, 1845; „Die Kirche der Zukunft", Bern, Jenni Sohn, 1847 (seine Lieblingsschrift); „Gedanken und Thatsachen", Hamburg, O. Meissner, 1862, objektiv wohl das beste, und im glücklichsten Kontrast zur persönlichen Zerstreutheit, höchst präzis geschrieben. Ein Beispiel aus „Mensch oder Christ": „Die Religion der Zukunft ist nichts Anderes, als der Glaube an die Berechtigung des natürlichen Glückseligkeitstriebes, so wie an die Kräfte der menschlichen Natur, als die wesentlichen Bedingungen zur Befriedigung desselben." — Ungefähr der ganze Strauss, „alter und neuer Glaube".

Der Vater hat sich mit 58 Jahren aufgezehrt, Anselm mit 53, Eduard mit 40, Karl mit 34 Jahren. Länger als alle diese hielt es Ludwig aus, er brachte es auf 68 Jahre. Fritz lebt noch.

III.

Ludwig Feuerbachs Jugend und Lehrjahre.

Ludwig Feuerbach wurde zur Theologie bestimmt, oder wenn man seine eigenen Aeusserungen über sein jugendliches Sinnen zu Rathe zieht, er war zur Theologie bestimmt. Aufs Ernste und Ideale von Haus und vom Vater aus angelegt, nahm er den protestantischen Glauben im Ernste und suchte sich durch denkendes Lesen, besonders der Bibel, mit dem Inhalte dieses Glaubens zurecht zu finden. Schon auf dem Gymnasium, als einer seiner Lehrer Religionsphilosophisches vorbrachte, horchte Ludwig hoch auf.*) Später drückte er sich darüber so aus: „Die erste während meiner Jugendperiode, ungefähr im 15. oder 16. Lebensjahre, mit Entschiedenheit hervortretende Richtung galt nicht der Wissenschaft oder gar Philosophie, sondern der Religion. Diese religiöse Richtung entstand aber in mir nicht durch den Religions-, resp. Konfirmationsunterricht, der mich vielmehr, was ich noch recht gut weiss, ganz gleichgiltig gelassen hatte, oder durch sonstige äussere religiöse Einflüsse, sondern rein aus mir selbst, aus Bedürfniss nach einem Etwas, das mir weder meine Umgebung, noch der Gymnasialunterricht gab. In Folge dieser Richtung machte ich mir denn die Religion zum Ziele und Berufe meines Lebens, und bestimmte mich zu einem — Theologen. Aber was ich einst werden sollte, das wollte ich jetzt schon sein. Ich beschäftigte mich daher schon als Gymnasiast eifrig mit der Bibel, als der Grundlage der christlichen Theologie. So hatte ich, um des Hebräischen Meister zu werden, mir auch nicht mit dem Gymnasialunterricht für künftige Theologen genügen lassen, sondern zugleich bei einem Rabbi noch Privatstunden genommen. 1822 absolvirte ich das Gymnasium, blieb aber noch im älterlichen

---

*) Nach einer handschriftlichen Bemerkung zu „Hegel“, im Nachlasse.

Hause, um für mich zu studiren. In dieser Zeit studirte und exzerpirte ich Gibbon's Verfall des römischen Reiches, Mosheim's Kirchengeschichte, Herder's Briefe über das theologische Studium, Eichhorns Einleitung in das A. und N. Testament, und eine theologische Literaturgeschichte des 19. Jahrhunderts. Auch machte ich in dieser Zeit Luther's und Hamann's Bekanntschaft."*)

Latein und Grieschisch, sein späteres Sprengpulver, sammelte er tüchtig, und konnte manchem Philologen von Fach etwas herausgeben.

Ehe er zur Universität ging, studirte und exzerpirte er also im väterlichen Hause Herder's „Briefe über das Studium der Theologie." Hier war es besonders das praktische Element im Herder'schen Christenthum, die Menschenliebe, die seinem Geist und Gemüth zusagten.

„Sobald das Christenthum schlaffe Gewohnheit, ererbtes Gut, oder gar fürchterliches und doch müssiges Landesgesetz, kurz, Leibes- und Seelenzwang ward, blieb's kein Christenthum mehr. Dies beruht nur auf That und Ueberzeugung, auf Geist und Wahrheit" (XV. Brief). Das sollte den Traditions-Christen im „Wesen des Christenthums" deutlich gemacht werden.

„Ueber die Göttlichkeit dieser (heiligen) Schriften metaphysiziren Sie so wenig als möglich. Der Modus davon ist keine Sache des Disputs" (XXIII. Brief). Das hat Feuerbach später den Dogmatikern deutlich gemacht.

„Thatsache ist der Grund alles Göttlichen der Religion, und diese kann nur in Geschichte dargestellt, ja sie muss selbst fortgehend lebendige Geschichte werden. Geschichte ist also der Grund der Bibel, die Wurzel und der Stamm des Baumes, aus dem die Lehren wie Aeste ausgehen, an welchem die Pflichten wie Blüthen und Früchte wachsen" (XXIII. Brief). Dass diese „Geschichte" gänzlich von der äusseren Schaubühne in das innere Forum verlegt werden müsse, das sollte erst ein Jahrhundert nach Herder den Gläubigen deutlich werden.

Herder scheint eine Ahnung davon gehabt zu haben, wenn er, der Konsistorialrath und Generalsuperintendent von Weimar, den streitsüchtigen Theologen im Namen der Religion ein Noli me tangere zurief! Bekanntlich hat Feuerbach diese Herder'sche Weisung stets befolgt: er hat niemals über Religion gestritten, er hat die Religion erklärt, und wenn er stritt, so handelte es sich blos darum,

*) L. Feuerbach an L. Noack. (Handschriftlich) 1846.

ob die Religion das sei, wofür er sie erklärte, oder etwas Anderes. Persönlich, dem ernstlich Gläubigen gegenüber, war es das vollendete Muster der Toleranz.

In Heidelberg stiess Feuerbach auf einen Religionsstreiter und auf einen Religionserklärer. Der erstere war Paulus, der Letztere Daub. Nie hat es zwei antipathischere Naturen gegeben, als Paulus und Feuerbach. Dieses verwässernde, sylbenstechende Rationalisiren der Schrift, dieses Textverdrehen und Textauskehren, dieses inquisitorische Foltern von Thatsachen und Beweisen des Glaubens, dieses selbstgewiss pfiffige Wegerklären alles Inhaltes, diese Exegese, wirkliche Ausführung, Eskamotage des positiv Vorhandenen, verletzte, indignirte, empörte den Jüngling. Der erste wirklich sympathische Lehrer und Freund wurde ihm Daub, eine wahrhaft edle und hohe Natur, ein Mann, der den theologischen Inhalt mit Verstand und Herz zugleich durchdrang, ein Mann von Geist und Empfindung.

„Ich ging hauptsächlich nach Heidelberg, um Daub zu hören, der nach dem, was ich von ihm gehört und gelesen hatte, dem in der letzten Zeit meines Gymnasiallebens gewonnenen Standpunkt denkender Religiösität vollkommen zu entsprechen schien und auch wirklich entsprach.“*)

Daub war es, der bei näherer Bekanntschaft mit dem herrlichen Jüngling auf die richtige Vermuthung gerieth: „Der Feuerbach bleibt nicht bei der Theologie, der geht zur Philosophie über.“ Daub ermuthigte ihn, als er in Berlin zu dem Entschlusse kam, den Jordan zu überschreiten; Daub stellte sich auf die Seite des Sohnes gegen den unwilligen Vater.

Aber wesshalb genügte denn Daub nicht, der doch „spekulativ“ zu Werke ging? Weil Daub eben doch noch Theologe war, weil der von ihm so nachdrücklich durchgeistigte Stoff eben doch immer der dogmatische Stoff blieb. „Gleichwohl vermisste ich etwas bei ihm, was ich aber damals mir noch nicht recht deutlich machen und aussprechen konnte.“**)

Als Ludwig Feuerbach sich von Heidelberg nach Berlin sehnte, als ihm die Seele brannte nach jener Mekkafahrt, da hatte er die Theologie bereits überwunden, da war, wie er später sagen sollte, bereits etwas in seinem Wesen aufgegangen, was noch nicht in

*) Feuerbach an Noack a. a. O.

**) Feuerbach an Noack a. a. O.

sein Bewusstsein trat. Er stand mit seinem Wesen bereits als Novize im Vorhofe des Isistempels, während sein Bewusstsein noch in Palästina weilte. Die Hauptkollegien bei Daub hatte er gehört, von ihm könne er nichts mehr lernen, so drückte er sich aus.

Auf nach Berlin, in das Zeichen des Makrokosmus, wo „Himmelskräfte auf- und niedersteigen, und sich die gold'nen Eimer reichen!" In das Hegel'sche Empyreum des „absoluten Begriffs!" — Wir Späteren — und der Schreiber dieses ist selbst ein Späterer geworden — können uns kaum noch eine recht lebendige Vorstellung von dem Zuge des Herzens machen, der in den zwanziger und dreissiger Jahren alle strebenden Köpfe nach Berlin, zu den Füssen Hegels, in die Auditorien seiner vorzüglichsten Schüler trieb, einem Zuge, der in Wahrheit des Schicksals Stimme genannt werden konnte.

Wenn die späteren Hegelianer auf dem Katheder meist doktrinär, schal und abgestanden erfunden wurden, was soll man erst zu zünftigen Kantianern sagen? War unter ihnen auch nur Einer, der die Tradition des grossen Königsbergers würdig, oder auch nur korrekt fortgesetzt hätte? Wo wäre auf irgend einem Lehrstuhl ein Kantianer gewesen, der die Schüler mit den Augen der „reinen Vernunft" angeschaut, wo ein Dozent, aus dessen Vortrag der geheimnissvolle Schauer geweht hätte, der uns aus Wilhelm Humboldts Verehrung Kants so wohlthuend anmuthet, oder der einen Rokitansky veranlasste, am Sezirtisch von der transzendenten Bedeutung des „transzendentalen Idealismus" zu reden! Rosenkranz hatte sein „Leben Kants" noch nicht geschrieben, und mir persönlich ging die Grösse Kants erst auf, als ich in Schillers philosophischen Schriften gewahrte, wie der dichterische Genius „mit segenduftenden Schwingen" das stählerne Netz der Kategorien und Antinomien zu durchbrechen suchte.

Woher diese Unfähigkeit der Kantianer, und rührt die lange Unpopularität Kants einzig daher? Kantianer von der strikten Observanz kann es kaum geben; Kant hat kein System der Philosophie gegründet, und konnte ein solches gerade vermöge der Natur seines Geistes nicht gründen. Er war zu gross für ein System, seine unermessliche Bedeutung liegt gerade in seiner Systemlosigkeit. Wer die „transzendentale Aesthetik" in sich aufgenommen, in succum et sanguinem, in Fleisch und Blut verwandelt hat, der besitzt ein Prinzip des Denkens, aus dem er sich die Welt selber aufbauen mag. Man kann sagen, alle neuere Spekulation, selbst

die gegnerische, geht von der „transzendentalen Aesthetik“ aus. Bei der „transzendentalen Logik“ schon können die Wege auseinander gehn, und man bleibt dennoch auf der Spur Kants. Man darf die Kritik der „praktischen Vernunft“ negiren — oder besser, die Wendung dieses Werkes psychologisch-historisch erklären, ohne Kant zu verleugnen. Aber zu solcher Art der Auffassung und Behandlung gehört eine hohe individuelle Begabung, philosophische Naturanlage, wie sie Schopenhauer unbedingt im negativen Sinn besass; so etwas wird nicht durch Nachbeten und Nachtreten erreicht. Aechte Kantianer sind — so paradox es klingen mag — solche Denker, die am wenigsten Kants Worte wiederholen, von der Hälfte seiner Resultate sogar völlig schweigen.

Mit der Unfähigkeit der Kantianer von Fach, Philosophen auf eigene Faust zu sein, ist die Unpopularität Kants aber noch lange nicht genügend erklärt, obgleich wir die gemeinsame Wurzel beider Erscheinungen bereits blosgelegt haben. Der eigentliche Grund dieser Unpopularität zur Blüthezeit des Hegelthums, wie heutzutage, ist: Kant gibt nichts sogenanntes Positives; er lässt sich nicht in eine Wünschelruthe zusammenbinden, mit der man nur die verschiedenen Gebiete der Welt und des Menschen zu berühren braucht, um jedesmal im Nu hervorzulocken, was drinnen im Boden liegt, oder was man gerade zu haben wünscht. Er hat kein Sprüchlein ersonnen, welches auf Alles passt, jetzt auf Religion, dann auf den Staat, morgen auf die Kunst, übermorgen auf die Sitten, einmal auf Geschichte, ein andermal auf die Natur. Nur wer solche Sprüchlein erfindet und feilbietet, der wird populär. Exempla adsunt, die Beispiele liegen vor unsern Füssen.

Kant, der gesammte Denkprozess, welcher in seinen Werken vorliegt, bringt es nie zu fertigen Resultaten, die man, mit Etiketten versehen, in den Handel bringen könnte; der gründlichste aller Denker war zugleich der vorsichtigste. Am letzten Ende flüstert er etwas von Postulaten — nicht Resultaten, so das Postulat von Gott, Tugend, Unsterblichkeit, zu Ehren des kategorischen Imperativs, in der Kritik der „praktischen Vernunft“; so das Postulat eines „ästhetischen Gemeinsinns“ in der Menschheit, zur Erklärung unseres nothwendigen, interesselosen Wohlgefallens am Schönen, in der „Kritik der Urtheilskraft“. Kant's Grundbass zu allen Melodien brummt eigentlich immer: Seht selbst zu, überlegt Euch die Sache, aber bleibt innerhalb der nothwendigen, ausschliesslichen Erkenntnissformen! Verlasst Ihr diese nicht, so werdet Ihr schon

etwas herausbringen; schwärmt Ihr darüber hinaus, so ist es ohnehin gleichgültig, was Ihr treibt!

Man denkt nicht mit zwanzig Jahren, wenn man auch „philosophisch“ oder „spekulativ“ nachzudenken vermag. Die Begeisterung verlangt andere Nahrung als ein paar Bücher mit sieben Siegeln. Persönlichkeit will bei dem Werke sein, ein Magister und ein Verbum magistri. Das philosophische Bedürfniss ist zunächst ein Herzens-Bedürfniss, wenn auch das Herz im Namen des Kopfes verlangt. Philosophie ist zu Anfang, was sie nach Feuerbach zuletzt sein soll, Religion, d. h. den ganzen Menschen einnehmendes und bestimmendes Wesen, nicht sowohl sein Être suprême, als sein Être intime.

Hegel war der Mann für den bedürftigen, „zerrissenen“ Feuerbach. Gravitätisch steif, das wandelnde Gedanken-Skelett mit der Negation des Fleisches und Blutes, aber unfehlbar in der Struktur bis auf das kleinste Knöchlein, bis auf das os intermaxillare, festbewusst, apodiktisch überzeugt, folglich überzeugend; die Welt aus dem Gedanken schaffend, wie Jehova am ersten Tage; alle Dinge erklärend, mit Nothwendigkeit setzend, nichts draussen lassend, jede Antinomie durch den dialektischen Schluss zur Nomie, zur Gesetzmässigkeit beugend und hereinschlingend; anwendbar auf jegliches Ding im Himmel und auf Erden und unter der Erde, dabei grundgütig herablassend gegen die „Vorstellung“, die er in den mannigfachsten Wendungen als dem „Begriffe“ adäquat nachwies, vorbehaltlich des begrifflichen Stempels; durchaus kurativ gegen Zweifel und Zerrissenheit, den Mensehen mit sich selbst, mit der Welt — freilich immer und alles im „Gedanken“ — versöhnend, ihn zuletzt einführend in den „absoluten Geist“, dem aus dem Kelche des ganzen Wesenreiches jubelnd die Unendlichkeit entgegenschäumt.

In Berlin lebte Feuerbach sich in das Hegelthum ein, er schwelgte in dieser Metaphysik, berauschte sich an dieser Selbstgewissheit des Geistes; aber es war wieder nur ein Prozess, eine psychische Gährung.

„Ich ging nach Berlin, um Hegel, aber zugleich auch die namhaftesten dortigen Theologen zu hören. Die Universität Berlin betrat ich in einem höchst zerrissenen, unglücklichen, unentschiedenen Zustand; ich fühlte bereits die spätere Zwietracht zwischen Philosophie und Theologie, die Nothwendigkeit, dass man entweder die Philosophie der Theologie, oder die Theologie der

Philosophie aufopfern müsse. Ich entschied mich für die Philosophie. — Ich hörte Schleiermacher und Neander, aber ich konnte es nur eine kurze Zeit bei ihnen aushalten. Der theologische Mischmasch von Freiheit und Abhängigkeit, Vernunft und Glaube, war meiner Wahrheit, d. h. Einheit, Entschiedenheit, Unbedingtheit verlangenden Seele bis in den Tod zuwider. Zwei Jahre hörte ich Hegel. Mit dem Studium der Philosophie verband ich in Berlin zugleich das Studium der Mathematik und Philologie." *)

In Heidelberg sehnte er sich nach der Philosophie, in Berlin fand er, dass die Philosophie die Theologie unmöglich mache. Hatte ihm das Hegel gesagt? Mit Nichten, die Religion hat ja nach Hegel dasselbe in der „Vorstellung", was die Philosophie im „Begriffe" hat. Das Resultat der Hegel'schen Religionsphilosophie ist: „Geh' auf die Kanzel und lehre Jesum Christum, den eingebornen Sohn Gottes! Deine Gemeinde nimmt das wörtlich, im buchstäblichen Verstande der Vorstellung; du aber heuchelst nicht, denn du denkst dir dabei Dasselbe, nur in der Sublimitation des Begriffes, Christus als zweite Hypostase des absoluten Geistes, als das schaffend erschaffene Wort."

Feuerbach sah die Dinge anders an und indem er Hegeln in zwei Theile theilte, in den Metaphysiker und den Religionsphilosophen, war er schon über Hegel hinaus; denn Hegel muss so gut solidarisch mit sich selbst sein, wie jedes Kaufmannshaus. Ein Geschäft kann nicht gute und gefälschte Waare verkaufen, und dann wegen der guten Waare um Indemnität für die schlechte einkommen; sondern das Geschäft, welches auch gute Waare debitirte, wird trotzdem wegen der Fälschung verurtheilt. Und was sagte Feuerbach beim Abschiede zu dem verehrten Meister? „Jetzt gehe ich Naturwissenschaft studiren!"

In späteren Jahren schrieb er folgende Bemerkung über seinen Abschied von Hegel nieder: „Schon in Berlin nahm ich eigentlich Abschied von der spekulativen Philosophie. Meine Worte, mit denen ich von Hegel Abschied nahm, waren ungefähr: „Zwei Jahre habe ich Sie nun gehört, zwei Jahre ungetheilt Ihrer Philosophie gewidmet; nun habe ich aber das Bedürfniss, mich in das direkte Gegentheil zu stürzen. Ich studire nun Anatomie." Leider setzten häusliche Missverhältnisse diesem Vorhaben Hindernisse entgegen

*) Feuerbach an Noack a. a. O.

und warfen mich wieder zurück auf mich und das blosse Denken, ob ich gleich ein Jahr später Physiologie und Anatomie, aber nur allgemeine, hörte."*)

Er empfand also mit 22 Jahren die ἀπορία, den Mangel der Begriffs-Klitterung; er empfand sie nicht nur, er formulirte sie höchst bestimmt und reichte diese Formulirung beim Abschiede dem Hohenpriester des Begriffes hin.

Hat denn nicht in der Hegel'schen „Naturphilosophie" schon die ganze Natur Platz gefunden; noch mehr als das, ist sie nicht völlig und absolut darin „begriffen"? Was willst du denn noch speciell die Natur studiren? — Weil, antwortet der Genius Feuerbachs, weil brûler nicht répondre heisst, weil die Natur todtschlagen und sie in dem Kasten des Begriffs aufhängen, nicht die Natur erkennen bedeutet; weil ich stark vermuthe, dass es mit der Nichtigkeit des „Dieses" und „Hier" selbst eine nichtige Bewandtniss habe. Mit Einem Worte, bisher war ich nur Ohrenzeuge von der Natur, musste mich aufs Hörensagen über sie verlassen; Jetzt will ich Augenzeuge werden und mich der Autopsie ergeben!

Da er als königlich bayrischer Stipendiat noch eine Landes-Universität besuchen musste, so ging er nach Erlangen (sit venia verbo! fügte er später hinzu), hörte Koch und Fleischmann, trieb Botanik, Anatomie und Physiologie — die Theologie und auch der theologische Mediziner Ringseis haben es seiner Zeit erfahren, und bereitete sich auf seine Promotion und Habilitation vor. Unter solchen Umständen dürfen wir ihm aufs Wort glauben, wäre er auch nicht der glaubwürdigste, wahrhafteste der Sterblichen — dass schon „1827—28 Zweifel" — wie es in den „Fragmenten zur Charakteristik meines philosophischen Curriculum vitae"**) heisst, an der allein seligmachenden Hegelei in ihm entstanden. Es fiel ihm auf den Scheitel die Atlasfrage: „Wie verhält sich Denken zum Sein?" Anders ausgedrückt: Was hat die anschauliche und Verstandes-Erkenntniss mit dem Ding an sich zu schaffen, sind wir im Stande das Ding an sich zu erkennen? Und wie der junge Anatom und Physiolog so sann, wollte es ihm bedünken, als komme das Denken gar nicht an das Sein, als

*) Nachgelassene Aphorismen. Unter diesen „Aphorismen" ist etwa ein Fünftel streng subjektiver Natur, das wir am passenden Orte einschalten.

**) Sämmtliche Werke, II. 385. 6.

sei ein gedachtes Sein, und stelle es sich auf den Kopf, doch nur Gedanke, und der ganze Hegel eine „vergangene Welt als Gedankenwelt.“ Ist, wer so schreibt, noch ein Hegelianer im banalen Sinne des Wortes?

Gleichwohl war der Bruch zwischen Denken und Sein noch nicht der eigentliche Inhalt der Feuerbach'schen Philosophie geworden; allzufest sass noch auf ihrem Throne die absolute Macht des „Geistes“, wenn er den Geist auch schon „Vernunft“ benannte. Das Absolute rumorte noch gewaltig in seinem Innern, in der Doktor-Dissertation feierte es seine Eruption. De Ratione, una, universali, infinita — so brodelte der Feuerbach des Absoluten hervor.

Die Vernunft ist Eine, universell, sie ist sogar „nicht durchaus nur menschlich“, non omnino humana, also die allgemeine Substanz. Die Empfindung, die „sinnliche Gewissheit“ (Hegel) sind nur subjektiv, nicht allgemein. Der „Gedanke“ ist so vorherrschend, dass der „Wille“ erst später zu Worte kommt, ein Akt des Erkenntnisstriebes ist! Aber schon bohrt sich — das Charakteristische bei Feuerbach — der Wurm der Dialektik in das eigene Fleisch der Abstraktion, nicht bloss nach Aussen in die Dinge. „Gott können wir nur kennen als von ihm verschieden“ — er wird also zum Objekt unter Objekten.

„Unendlich ist die Monade, das Atom; der Sinn ist in seinem Bereiche unendlich“ — aber „wie vielmehr der Gedanke“! „Vor dem Bewusstsein geht schon ein objektives Denken her, welches weder aus der Erfahrung, noch aus dem Subjekt stammt“ (Kant's Formen a priori); aber „ich bin Gewusstes und Wissendes, Denkendes und Gedachtes“ — der Pferdefuss der Substanz.

Dann aber bricht gerade aus den metaphysischen Gründen der Tod als etwas Rationales hervor; die allgemeine Vernunft erkennt den Tod nicht als eine ihr auferlegte Schranke. Im Denken bin ich Niemand, also mag Jemand und jeder Jemand zu Grunde gehen!

Man merke wohl, vom „Absoluten“ schlechthin, auch vom „absoluten Geist“, ist keine Rede; das Absolute wird als Vernunft, als allgemeine Vernunft charakterisirt. In dem später mitzutheilenden Briefe an Hegel tritt dieser Unterschied in scharfen Andeutungen hervor.

Unter Feuerbachs nachgelassenen Aphorismen lesen wir in Bezug auf seine eigene Weiterentwicklung:

„Aus jedem Werke, das der Mensch macht oder schreibt, macht er sich einen Vorwurf, um sich dadurch zu einem neuen Werke zu reizen und seinem Ideale sich anzunähern."

„Distinguendo tempora, conciliatur scriptura. Der Unterschied der Zeiten hebt die Widersprüche des Geschriebenen auf. Das sei gesagt gegen die Professorengemeinheit, welche die verschiedenen Aeusserungen über denselben Gegenstand — so über das Denken — aus den verschiedensten Zeiten, als Widersprüche zusammenstellt." *)

Der junge Dozent las zu Erlangen zunächst über Cartesius und Spinoza, dann Logik und Metaphysik, richtiger Logik als Metaphysik, und endlich über Geschichte der neueren Philosophie. Das Erste und das Letzte war demnach Entwicklungslehre des Gedankens, die stärkste Seite Hegels selbst, bei Feuerbach der Durchbruch aus dem Akademos auf die Agora, vom Alexandrinismus zur Menschheit, von dem stagnirenden Behälter in den rauschenden Strom der Begebenheit, von der Zunft der Kategorien in die Gewerbefreiheit menschlicher Interessen. Aber schon die Logik und oder als Metaphysik, so hegelisch der Aufbau und die Gliederung des Stoffes in seinen hinterlassenen Kollegienheften sich ausnimmt, fasste er nicht als höchste und letzte Philosophie, sondern als „Organ der Philosophie". Logik war ihm das bis jetzt errungene Resultat der Geschichte der Philosophie. Die Kategorienwelt musste es sich gefallen lassen, in den, „ewigen Fluss" getaucht zu werden und sich dem geschichtlichen, natürlichen Gange und Drange zu unterwerfen.

Wie frisch und unscholastisch der junge Dozent dabei mitunter verfuhr, soll an einer kleinen Blumenlese aus jenen Heften von 1829—32 und wieder 1835/6 dargethan werden, die wir mitten zwischen Dornen und Zacken anzustellen vermochten.

In der ersten Einleitung zur Logik hat Feuerbach bei unserem „Muth des Denkens" **) selbst an den Rand geschrieben: „Zur Charakteristik meiner ursprünglichen Richtung". Das ethische Moment schlägt nämlich schon früh durch; die Abstraktion selbst streift die Fesseln der Abstraktion ab, und der Muth des Denkens

*) Nachgelassene Aphorismen. 1847 liess er sich im Anhange zu „Leibnitz" kritisch über seine Dissertation aus (V, 223. 4): Der Denker sei allerdings Niemand, „aber dieser Denker hat auch nicht mehr Wirklichkeit, als der Niemand" etc.

**) Siehe weiterhin im „Nachlass".

fragt den Tod: wo ist dein Stachel? — Durchaus unpantheistisch, antispinozisch und zugleich unhegelisch, ist die Umkehrung des Satzes: Omnis determinatio est negatio in: Omnis determinatio est affirmatio, jede Bestimmung ist nicht sowohl Verneinung, als Bejahung, die Negation der Negation des „Dieses“ und „Hier“. — Die Liebe, die in der Dissertation nach ihrer Ergänzung im Denken suchte, wird jetzt zum Endlich-Unendlichen. — Unsterblichkeit gibt es rundweg nur noch im Geiste, nicht in der Psyche. — Das Schöne ist das aufleuchtende und verschwindende Wesen der Welt, die auf einen Augenblick sichtbare Idee. — Das Christenthum ist — schon hier — das Wesen des allgemeinen, nationalitätslosen Menschen. — Der Mensch ist ein Produkt der Geschichte. — Die Welt ruht auf Potentia, Sapientia und Amor, wenn es auch heissen sollte: Potentia, Amor, Sapientia, und wenn der junge Philosoph auch noch an dem in dieser Weise unmöglichen Uebergange vom Verlangen zum Erkennen sucht.

Welche Qual — man denkt unwillkürlich an Jakob Böhme's Ableitung der „Qualität“ von der Qual — thut er sich und den „Jungens“ — an, um die Begierde als „verkappten Erkenntnisstrieb“ zu enthüllen! Welche Qual, das Sein als das Nichts, und beide als die Erzeuger des Werdens darzuthun! In der zweiten Bearbeitung des Gegenstandes verbeisst er sich noch hartnäckiger in diese Antinomie, grimmig wie immer, wenn er schwere Begriffe zerkaut. Dito beim „Einen und Vielen“, dito bei der Ueberleitung vom „Mass“ zum „Wesen“.

Welche Qual auch bei der „Quantität“: „die Natur ist entstanden, hat ein Prinzip über sich und vor sich voraus. Dieses Prinzip ist Gott, Geist, oder wie es heissen soll. Gott machte aber nicht die Natur, sondern er wurde selbst sein Werk; damit Anderes bestände und würde, musste er selbst ein Anderes werden, d. i. Natur. Gott erniedrigte und entäusserte sich zur Natur. Aber dieser entäusserte und in seiner Entäusserung ins Dasein getretene Gott äusserte im Verlust seiner Gottheit, seiner wesentlichen Unendlichkeit, sich zunächst nur in der schlechten Unendlichkeit, als blosses rastloses Streben nach Unendlichkeit, und dies ist eben die quantitative, die nur im Streben, nicht in Wirklichkeit, Affirmation der Unendlichkeit ist. Die Produkte dieses Strebens sind die Sterne.“ *) — Ein kurioser Gott, der

*) Aus den Kollegienheften, auch weiterhin.

damit anfängt, sich selbst herabzusetzen und aufzugeben! Wahrscheinlich war er im Anfang gar nichts Anderes als Quantum und Bewegung, und wuchs später mit seinen Zwecken.

Das ist auch im Grunde Feuerbachs Meinung von der Sache, denn er behauptet im Anschluss an das Vorige, die alten Naturreligionen seien zu ihrer Zeit wahr, Gott sei damals „gleichsam besinnungslos verloren“ gewesen. Die Sternanbetung, der Parsismus etc. hätten Recht gehabt. Freilich war die Naturreligion wahr, freilich hatten die Stern- und Sonnen-Anbeter Recht, und freilich hat sich Gott später entwickelt; aber dieser Prozess ist doch ein psychologisch-phänomenologischer, kein ontologischer. Heisst es doch in denselben Vorlesungen, bei Gelegenheit des ontologischen Beweises: „Gott ist ein Gedanke“!

Nicht anders verhält es sich mit den Wesensbestimmungen, von denen er sagt, sie seien „geheime Bestimmungen, die nur durchs Denken gefunden und nur durchs Denken erkannt werden.“ „Nur durchs Denken kann erkannt werden, dass in jedem sinnlichen Geschehen, in jeder Bewegung der Natur, auch im Geheimen, im Wesen, die reinen Gedanken mitwirken“, was doch Abstraktionen aus der sinnlichen Wirklichkeit oder hineingelegte Bestimmungen sind, dafern man sich nicht ins „Unbewusste“ flüchten will.

Wie bedenklich die voreilige Naturphilosophie ist, haben wir an Schelling und Hegel bitter genug erfahren. Auch Feuerbach brachte ihr damals noch sein Opfer: „Das Licht ist nur Wesen, es ist kein individueller Körper, es ist kein allgemein irdisches Element; — es ist erstes Prinzip, das Wesen der ganzen Natur.“ — Das ist die Hegel'sche „Idealität der Materie“. Aber wesentlich ist das Licht doch Ausstrahlung, kommt von Körpern, haftet an Körpern, gibt den Dingen Bestimmtheit, ist also körperhaft. Wenn die Imponderabilien so leichtfertig ins Geisterreich eskamotirt werden, wie das noch jüngst wieder in München geschehen ist, so wird ein Naturforscher nur noch derjenige sein, der mit Zentnerblöcken um sich wirft.

Aber ein reizendes Kant'sches Aperçu müssen wir anführen: „Was Du bist, o holde Jungfrau, dieses frage mich, nicht Dich. Du bist doch nur durch die Vorstellung, ich durch die Anschauung. Die Vorstellung ist Machwerk, die Anschauung Natur, die Vorstellung Täuschung [Schleier der Maja], die Anschauung Wahrheit.“

Schliesslich kommt dann auch der Kern der Dissertation rein

heraus. „Es hat sich darum gehandelt, die Realität der Vernunft nachzuweisen, zu erkennen, dass der Vernunft ein Sein in sich selbst zukommt, dass sie Absolutes ist, wo wir hingestellt sein lassen, ob sie selbst das Absolute ist." —

In dem Aphorismus von „Vorstellung" und „Anschauung" liegt auch schon das Dornröschen der Feuerbach'schen Stylistik schlummernd im wilden Hag. Wie das rhythmisch gemessen, inhaltsvoll pointirt, einherschreitet! Und gerade der Styl, der Numerus, das Gefühl für klassische Prosa*) ist das formelle Agens und Movens, welches ihn vorwärts treibt, welches seiner geistigen Wahrheit, Entschiedenheit entspricht. Dieser Styl bekundete sich durch grössere Flüge in der mit den Vorlesungen gleichzeitigen, aber ausserakademischen, merkwürdigen Schrift, von der nunmehr die Rede sein soll.

1830 nämlich, im Jahre der Julirevolution, als das erste Gliederzucken nach langem starrem Winterschlafe in Mitteleuropa verspürt wurde, erschien die anonyme, wie er selbst 1839 an C. Riedel schrieb und druckte „in jeder Beziehung namenlose Schrift":**) „Gedanken über Tod und Unsterblichkeit", in gleichfalls „namenloser" Ausstattung bei Johann Adam Stein in Nürnberg. Es hatte eine Indiskretion diesen Tragelaphen auf den Büchermarkt gezerrt, eine Indiskretion, die der Verfasser schwer büssen musste, indem sie ihm für immer das Thor zur Professur versperrte — wahrscheinlich jedoch nur, um ihm die spätere Verabschiedung zu ersparen.

Feuerbach nennt den Herausgeber einen Mann, dessen Name gar kein Interesse erwecken würde, und dem entsprechend lesen wir im Vorworte:

„Das einzige Verdienst des Herausgebers um diese Schrift besteht in ihrer Herausgabe, die er mit warmem Eifer betrieb und beschleunigte. Denn in solcher Gestalt und Form war sie nie von dem Verfasser zum Drucke bestimmt, und es kostete nicht wenig

*) In den nachgelassenen Aphorismen lesen wir: „Meine Ideale waren von Anfang an die klassischen Prosaiker, nicht die Philosophen. Der keiner Schule, keiner partikulären Richtung angehörende, der freie, allgemeine Schriftsteller war es, der mir stets im Sinne lag. Der obskure, im Hintergrunde bleibende, nicht hervortretende, nicht sich breit machende, der unansehnliche Philosoph, d. h. der nach Wahrheit forschende, Wahrheitsdurst leidende, Wahrheit liebende Philosoph, war mein Philosoph".

**) Sämmtliche Werke, II. 176.

Ueberredungsgabe, selbige ihm zu entreissen, und hiermit als Fragment erscheinen zu lassen."

Die Schrift ist das Kind der Ehe des spekulativen Schuldenkens mit der innersten Natur eines bedeutenden Menschen, oder wie F. selbst sagen würde, wenigstens könnte, das Resultat der Umarmung meines Wesens mit meinem Bewusstsein. Der längst ins Zweifeln gerathene Hegelianer wird inspirirt von den Dämpfen des Pariser Vulkans, aber er orakelt noch stark im Hierophanten-Tone. Die St. Simonisten schickten sich an, die „Emanzipation des Fleisches" zu predigen und den „vierten Stand" ins Leben zu rufen: da schlägt der stille Feuerbach Reveille auf der Trommel der Philosophie.

Wie der Bourgeois von der politischen Kritik auf seinen Platz gesetzt wurde, so charakterisirt Feuerbach den Bildungs-Philister mit seiner Privat- und Hausandacht, mit dem Noli me tangere seiner esoterischen Frömmigkeit, als den ächten Unsterblichkeits-Esel. Es ist nämlich Alles eigentlich schon in Ordnung, die Töchter stehen bereit mit der Ausstattung, die Söhne arbeiten auf eigene Faust, die Opferflamme des Lebens prasselt leidlich lustig; nur der sich hinaufschlängelnde Rauch bildet aus seinen Kringeln eine Wolke, die letzte Jenseitigkeit des behäbigen Mannes, und auf diese luftige Transzendenz ladet er — im Geiste — seine Seele.

In solches neckische Scherzo brummt dann aber wieder der metaphysische Orgelpunkt hinein: „Die Natur ist durch den freien Geist bestimmt, den Willen . . . Ein und derselbe Wille ist es, der den Tod in der Natur, und den Tod des Selbstes, die Tugend, die Liebe, das Denken wirket.*) — „Das Todesurtheil, das Du eben durch die Liebe, durch die Anerkennung der Wesenhaftigkeit Deines Gegenstandes, über Dich selbst aussprichst, hätte keine Wahrheit in sich, wenn es nicht auch an Deinem ganzen natürlichen Sein, an Deinem Leben vollzogen würde, wenn Deine Endlichkeit, die Du in der Liebe aussprichst, nicht auch für sich selbst hervorträte, wenn nicht Dein als solches einsames und verlassenes Fürsichsein selber als Fürsichsein offenbar würde; denn der Tod ist eben die Offenbarung Deines einsamen und verlassenen Fürsichseins." **)

Er war Revolutionär im Jahre der Julirevolution, aber freilich nicht national und nicht politisch, sondern tief menschheitlich, hoch-

*) III. 15.
**) III. 19.

geistig. Wie sprüht der Feuerbach aus dem gepressten Busen hervor, wie strahlt da nächtens die Flammensonne: „Indem alles wahrhaft Wirkliche und Wesenhafte, aller Geist aus dem Leben, der Natur und der Weltgeschichte verschwunden, Alles massakrirt ist, so pflanzt das Individuum auf den Trümmern der zerstörten Welt die Fahne des Propheten auf, das heilige Schandsacscherif des Glaubens an das gelobte Jenseits. Auf den Ruinen des gegenwärtigen Lebens, in dem er Nichts sieht, erwacht ihm zugleich das Gefühl und Bewusstsein seines eigenen innerlichen Nichts, und in dem Gefühl dieses zwiefachen Nichts entquillt ihm, gleich einem Scipio auf den Trümmern von Karthago, die barmherzige Thränenperle und Seifenblase der zukünftigen Welt. Nachdem er die Fruchtbäume, die Rosen und Lilien der gegenwärtigen Welt verwelken liess, Gras und Korn abgesichelt, die ganze Welt in ein saftloses Stoppelfeld verwandelt hat, entsprosst ihm noch zu guter Letzt in dem leeren Gefühl seiner Leerheit und dem kraftlosen Bewusstsein seiner Eitelkeit, als ein schwacher Schein und mattes Traumbild des lebendigen, frischen Blumenflors, die charakterlose, farbenverbleichte Herbstzeitlose der Unsterblichkeit.“*) Merkt man an dieser Bilderfülle, an diesen gesättigten Tinten aus Mittelfranken, nicht die Nachbarschaft von Wunsiedel in Oberfranken?

„Zwar sehen wir, wie eine grosse Anzahl unserer Zeitgenossen, unbekümmert um die erhabenen Lehren der Geschichte, nicht beachtend die kampfvollen Thaten und schmerzensreichen Arbeiten der Menschheit, höhnend und verletzend die Rechte und Ansprüche, welche durch tausendjährige Ansprüche sich die Vernunft erworben hat, zu dem Alten zurückkehrt und in unveränderter Gestalt es wieder herzustellen bemüht ist, gleich als wären die Blutströme vergangener Zeiten umsonst vorübergerauscht, oder höchstens nur zu dem Zwecke vorübergeflossen, dass gewisse Individuen dadurch nur um so sorgloser in den Hängematten des alten Glaubens sich schaukeln, und an dem Strome umsonst verflossener Jahrhunderte einen Spiegel der Herrlichkeit, Festigkeit und Beständigkeit ihres partikulären Eigenthums, ihres Glaubens besitzen könnten. Aber — die Geschichte lehrt uns ja, dass gerade dann, wenn etwas am Rande seines völligen Untergangs steht, es noch einmal mit aller Gewalt sich erhebt, als wollte es von Neuem seinen schon vollbrachten Lebenslauf beginnen.“**)

*) III. 8. **) III. 9.

„Nur wer an den Tod glaubt, kann Wesenhaftes zum Inhalt seiner Thätigkeit machen.“*)

Es ist nicht anders, wird einmal das Leben auf Erden für das wahre Leben angesehen, so ist der zweite Gedanke der, das Nomadenzelt in ein Kulturhaus zu verwandeln. Die grössten Umwälzungen im Aeussern sind die nothwendige Folge dieser Umwälzung im Innern — es sei denn dass die Rebellen sich im Netz des Pessimismus fangen liessen.

Die Liebe ist der Tod, Gott selbst ist — nicht todt, wie Hegel nach dem Kirchenliede anführte — sondern der Tod, denn Gott ist das Unendliche, das Ende alles Endlichen... Aber Gott selbst erfährt im Schmelztiegel dieses pathetischen Denkens eine Modifikation. Es heisst jetzt, dass Gott als „Persönlichkeit“ „oberflächlich“ gedacht sei; „Gott ist so ohne Tiefe, nur eine Fläche, die das Selbst dem Selbst wiederspiegelt, das Urbild, aber auch eben so das Ebenbild der menschlichen Persönlichkeit.“**) In dem Aufsatze „über meine Gedanken über Tod und Unsterblichkeit“ (1846) beweist der Verfasser gerade aus vorstehender Beweisführung vom „metaphysischen Grunde des Todes“, dass „Gott“ nichts Anderes sei als die „Natur“. Der langen Rede kurzer Sinn sei nur der: „das Bewusstsein setzt die Natur voraus“. Das sei klar, früher habe er sich „auf nebelige Weise“ ausgesprochen.***)

Andere metaphysische Amphibologieen sind nicht ohne Interesse mit der späteren Entwicklung zu vergleichen, obwohl man bereits den berühmten „Schleier der Maja“ durchschaut. So stossen wir noch auf den Dualismus von Leib und Seele: „Die menschliche Gestalt — die nicht mehr von einer mit ihrer Gestalt unmittelbar identischen Seele, sondern von einer, von aller Materie freien, in sich selbst seienden, durch sich selbst bestimmten, d. i. einer wollenden und denkenden Seele, d. h. einem Geist durchglüht und durchleuchtet, und darum die eigentlich schöne und letzte sinnliche Gestalt ist.“†) Eben so spukt noch der allgemeine, substanzielle Geist: „der Geist, das Bewusstsein, die Vernunft sind allgemein, selbständig, verschieden von Dir, als dieser ausschliessenden Persönlichkeit, dieser bestimmten Individualität. Wohl als Gegenstand Deines Bewusstseins, aber nicht als Bewusster, wohl als bestimmter



*) Ungefähr so, III. 10. 11.

**) III. 21.

***) III. 378, Note.

†) III. 52.

Denker, aber nicht als Denker, bist Du Individuum, bestimmte Person; Du bist Eins mit dem Bewusstsein als Bewusster, Eins mit dem Denken, in welchem Alle Eins sind, Du bist geistig untergegangen, aufgelöst in den Geist. Die äusserliche Verwirklichung dieser geistigen Auflösung und Negation ist der Tod."*)

Dann schliesslich die abstruse Stelle über das Bewusstsein, die Crux aller philosophischen Laien, über welche namentlich die Feuerbachianerinnen nicht hinauskommen, und die lebhaft an den zweiten Theil der Dissertation erinnert. „Du bist Deiner selbst, als eines besondern Individuums, nur bewusst, weil Dir das reine, allgemeine Wesen des Menschen — die Gattung, die Menschheit, der Geist — in Dir selbst Gegenstand ist; aber es ist Dir nur Gegenstand, weil es sich selbst Gegenstand ist; Du bist also Deiner bewusst im Bewusstsein des allgemeinen Wesens, des Geistes von sich selber. ... Der Gegenstand also wohl, dessen Du Dir bewusst bist, ist ein Einzelnes, Besonderes, bist Du eben, das Bewusstsein selbst aber ist schlechthin allgemein, das Wissen ist eine Thätigkeit des Wesens, des Geistes selber. ... Das Bewusstsein ist das Licht, die Personen sind die Farben; Farben sehe ich nur im Lichte, aber das Licht kann ich nicht in und vermittelst der Farben sehen; wäre das Bewusstsein, der Geist, die Vernunft selbst eine Farbe, eines mit der farbigen, besondern Person, so würde ich weder mich, noch die Andern sehen und wissen, so wenig ich eine Farbe sehen könnte, wenn das Licht selbst eines mit der Farbe wäre ... Indem Du sagst: ich bin meiner bewusst, machst Du einen Unterschied zwischen Subjekt und Objekt in Dir ... Der Tod ist nun nichts Anderes, als die Handlung, wo das Subjekt aus seinem Prinzip, aus der Subjektivität heraustritt, und so blosses Objekt wird ... Gegenstand .."**)

Nun wieder zum Kern der Nuss zurück.

Ich erinnere mich, dass mir einst Frau Hegel, eine stattliche Tucher aus Nürnberg, im besten Sinne des Wortes „vornehm und bequem" — um das Jahr 1834 — ich war Gymnasiast — erzählte, wie sie ihren verstorbenen Mann um Aufschluss über die Unsterblichkeit der Seele angegangen, dieser aber, ohne ein Wort zu verlieren, mit dem Finger auf die Bibel gedeutet habe. So zugeknöpft verhielt sich der grosse Denker, „was diesen Punkt betrifft", gegen

*) III. 65.

**) III. 66—68.

seine eigene hochbegabte Gattin. Die Bibel — das ist genug für die Frau!

Der Vater Feuerbach, der für Reinhold geschwärmt und Schillern als Philosophen hoch verehrt hatte, war auf dem bekannten Kantischen Residuum sitzen geblieben: „Gott, Tugend, Unsterblichkeit", ein Dogma, das zu dem Freundschafts-Kultus mit Tiedge und Elise v. d. Recke richtig und aufrichtig passte. Da schleudert plötzlich der 26jährige Ludwig dem Alten das „namenlose" Buch an den Kopf, mit dem infernalen Lichtenberg'schen Motto an der Spitze: „Glaube an einen Gott und an eine Unsterblichkeit der Seele .... sind nöthig, weil so viele Tausende unglücklich werden würden, wenn diese Grundsäulen erschüttert würden. Soll aber dieses das Kriterium der Unantastbarkeit sein, so werden wir statt zwei Säulen bald wieder eine ganze Colonnade haben .... es stellen sich hier alle die Plackereien ein, die überall mit dem Stehenbleiben auf halbem Wege verbunden sind .... Dass die Seele nach dem Tode übrig bleibe, ist gewiss erst geglaubt und dann bewiesen worden. .... Materialismus ist die Asymptote der Psychologie. ... Der oft unüberlegten Hochachtung gegen alte Gesetze, alte Gebräuche und alte Religion hat man alles Uebel in der Welt zu danken."

War Ludwig nicht wirklich der „verlorne Sohn"? „Der Stein des Anstosses", an dem der Professor verunglückte (dies geschah definitiv 1836), war die Schrift über Tod und Unsterblichkeit. So ging die Prophezeihung meines Vaters in Erfüllung: „„Diese Schrift wird Dir nie verziehen, nie bekommst Du eine Anstellung.""*)

Es war in der That unverzeihlich. Das widerspenstige Individuum mit seinen Majestäts-Privilegien wird weggeräumt, diesmal allen Ernstes aufgehoben und in den Ozean des Entstehens und Vergehens geworfen. Ethisch lautete der Sinn der Kritik: Du musst sterben wollen, wenn Du mehr sein willst als ein Lump! Historisch redet sich der Franke in einen Furor hinein, wie ihn weiland der Schwabe Sebastian Franck bekundet hatte — übrigens zur gründlichen Beschämung derer, welche dem Franken den historischen Sinn so superklug abstreiten —: „Die Zeit ist Nichts, als der Geist im Eifer und Zorne, das Wesen in der Raserei, der Furor divinus, der im Strome seiner eigenen Be-

*) Feuerbach an Noack, a. a. O.

geisterung die Welt mit sich fortreissende Geist. Diejenigen, die von dem mit attischem Salz gewürzten Symposium der Geschichte weiter nichts davon tragen, als einen moralischen Katzenjammer, mögen immerhin noch ein Jenseits erwarten, um in ihm sich mit den Salzgurken des Diesseits — denn das Salz des Jenseits ist ja nur das des Diesseits — zu kuriren. Mögen sie immerhin an den erhabenen Alpen der Geschichte umherirren, suchend nach Kräutern, nur um sie zu zertreten, und so aus ihnen den Nahrungsstoff für ein zukünftiges Leben zu bereiten. An der Sonne des Bewusstseins zergeht wie Butter ihr Jenseits. Die Ewigkeit, d. h. die Einheit der Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft im Bewusstsein, ist selbst der Boden der Geschichte, der innere Grund derselben ... Innerhalb der alle Völker und Individuen erleuchtenden, verbindenden und umfassenden Einheit des Bewusstseins ist die Menschheit in beständiger Thätigkeit, Bewegung und Entwicklung... Nur dann wenn die Geschichte Nichts ist, wenn das nackte, von aller geschichtlichen Bestimmung und Zweckgränze entblösste Individuum, das eitle, abgezogene, inhaltslose, nichtige Individuum, also das Nichts Etwas ist, und das Etwas, das wirkliche determinirte und determinirende Leben, die Geschichte, Nichts ist, nur dann ist allerdings Nichts nach dem Tode, wenn das Nichts nicht auch nach dem Tode noch Etwas ist."*)

Schon hier, in der „namenlosen Schrift", wird die spätere Feuerbach'sche Naturauffassung bereits wie im Fluge gestreift. Auch die Natur ist ihm Geschichte, freilich in einem ganz andern Sinne als in dem der banalen „Naturgeschichte": „Der Stein, der aus der Hand eines Bettlers in die Hand eines Königs kommt, aus Amerika nach Europa und von da nach Asia gelangt, hat desswegen noch nicht eine Geschichte, denn er ist selbst nicht das Princip dieser Ortsveränderungen; die Pflanze dagegen hat eine Geschichte, denn sie ist das mit ihren Veränderungen selbst identische Princip derselben; ... die Veränderungen sind die inneren Lebensmomente einer Sache selbst, alle Veränderungen zusammen das lebendige Sein selbst einer Sache ... Leben heisst nichts Anderes, als der Grund seiner selbst sein ... Die Natur stellt sich nun dem Auge des Forschers durchaus dar als Geschichte; die Geschichte verträgt sich aber nicht mit einer Erschaffung und Machung; ein blosses Machwerk hat keine

*) III. 77—80.

Geschichte. Die Natur ist als Geschichte der Grund selbst ihrer Veränderungen".*)

Der Leser kennt das geistsprühende „Vorwort" zur Gesammtausgabe der Feuerbach'schen Werke. In des Verfassers Papieren entdeckte ich das Original-Konzept zu diesem „Vorwort", überschrieben: „Vorrede zur Gesammtausgabe, zu vergleichen mit dem Gedruckten". Hier lesen wir: „Tod und Unsterblichkeit" sei geschrieben „vom Standpunkt des anthropologischen Pantheismus oder der pantheistischen Anthropologie". Und mit Bezug auf die angehängten „Reime", hier „Knittelverse", welche den eigentlichen „Text" bildeten: „Wofür das Herz spricht, dafür findet man immer auch Gründe ... Um daher die Unsterblichkeit zu widerlegen, musstest Du das Herz gegen sie empören, musstest Du die Negation der Empfindung selbst zu einer Sache der Empfindung, die Anerkennung der Wahrheit des Todes zu einer Ehrensache des Herzens machen ... Religion ist nichts Anderes als die subjektive, eingefleischte Gewissheit — Andern gegenüber Heiligkeit — von der Wahrheit einer den Menschen interessirenden Vorstellung ... Die Bedeutung dieser Schrift liegt daher auch nur darin, dass sie die Sterblichkeit des Individuums als eine religiöse, nicht als eine wissenschaftliche Wahrheit, als eine Sache des Herzens erfasst, abgemacht und ausgesprochen hat ... Geschichte macht überhaupt nicht die Vernunft, die Philosophie, die Wissenschaft; Geschichte macht nur die Leidenschaft. Aber Leidenschaft, Leidenschaft auf Tod und Leben, ist der Charakter jener Schrift. Die Theologen, deren Fluch Segen, deren Schimpf und Tadel Lob und Ehre ist, machen Dir daher die grössten Elogen, wenn sie dieselbe als eine absolut teuflische und ruchlose Schrift, ja geradezu als „Teufelsdreck" bezeichneten."

So erklärte Feuerbach selbst seine „Reimverse auf den Tod" als in der Sprache des Herzens geschrieben, was denn auch von den „satyrisch-theologischen Distichen" aus demselben Jahre 1830 gelten mag, in denen allerdings die glühende Schärfe des Inhalts nicht selten mit der Holprigkeit des epigrammatischen Doppelverses wetteifert. Im Jahre 1846 erkannte der Dichter nur ein Drittel der Xenien noch als Fleisch von seinem Fleisch an, und im selben Jahre schrieb er an Noack: „Ungefähr 10—12 Xenien sind nicht von mir, sondern von ihm" (dem Heraus-

*) III. 47. 48.

geber). Wir wagen es, die seinigen und die bleibenden herauszugreifen. Was der Janus-Styl der Abhandlung noch im Ungewissen liess, das spricht der Poet frisch heraus.

Zuerst die Metaphysika des „Todes“.

Dein Gott ist nur Dein eignes Ich,
Geputzt, geschmücket säuberlich.
Erst bringst Du Dich in einen Schweiss,
Dem Herzchen wird ein Bischen heiss;
Das Selbst im Schweiss sich transpiriret,
Und von sich selbst sich separiret,
Und dieses ausgeschiedne Ich
Zum Gott für's Selbst bestimmet sich.
Es macht das Ich sich zum Objet,
Das ist der Komödie*) Sujet. —

Er (der Pietist) setzt im Jenseits sich zur Ruh',
Und sieht dem Weltlauf lächelnd zu,
Sich labend, frei vom Todeskampf,
An seines eignen Selbstes Dampf,
Der oben in der Himmelsferne
Verdichtet sich zu einem Kerne,
Und annimmt der Person Gestalt —
Das Selbst ist einzig der Gehalt.**)

„Metamorphose der Geschichte“ (am Schluss):

So war das Christenthum einst Substanz und herrschender Weltgeist,
Aber anjetzt ist es nur — Affektion des Gemüths.***)

„Unterschied zwischen der heidnischen und christlichen Welt.“

Ja, die heidnische Welt! die hatte vortrefflichen Stuhlgang,
Unbeschränkt war der Lauf damals dem Trieb der Natur.
Aber die Eingeweide beschwert und verstopfet der Glaube;
An der Hypochondrie leidet die christliche Welt.†)

Das Hegelthum.

„An den Begriff“.

„Wesen ist nur der Begriff“; das heisst: das Gerippe vom Menschen
Hat mehr Realität, als der lebendige Mensch.
Fleisch und Geblüt ist nichts als überflüssiges Beiwerk,
Selber das Leben ist nur Zusatz zur Knochensubstanz.
Darum wird auch der Begriff nie Fleisch und Blut bei den Jüngern,
Wie der Knochen hinein, geht er auch wieder heraus.††)

---

*) Lies: Comédie,
**) III. 107. 108.
***) III. 111.
†) III. 121.
††) III. 141.

„Die philosophische Dogmatik“.

Sieh nur die Vettel Dogmatik, die längst beim Teufel wir glaubten,
Wie sie sich konservirt, wie ihr der Busen so voll!
Ach, es ist nur elastischer Watt philosophischer Floskeln —
Lass Dich nicht täuschen, o Freund — was ihr den Busen so schwellt.*)

Natur.

„Nothwendigkeit des Naturstudiums“.

„Macht Euch vertraut mit Natur, erkennt sie als Euere Mutter,
Ruhig sinket Ihr dann einst in die Erde hinab“.**)

Von dem Poeten kann man sich wieder nur mit dem Poeten verabschieden, nachdem man gesehen, wie es ihm gelang,

„Den Wust vergang'ner Tage fortzufegen,
Wie von den Bergen bläst die Nebelhauben
Ein frischlebendiges Gewitterschnauben“.***)

IV.

Feuerbachs Wanderungen durch die philosophische Geschichte.

Die Lungen voll ätherischer Luft, betrat Feuerbach wieder den Hain Akademos. Er besann sich auf seine Erstlings-Vorlesungen über Cartesius und Spinoza, und arbeitete, frei vom Erlanger Schulstaube, seine „Geschichte der neuern Philosophie von Bacon von Verulam bis Benedict Spinoza“ aus, welche 1833 erschien. Was er in seinen metaphysischen Vorlesungen gesagt hatte: die Logik sei blos das Resultat der Geschichte der Philosophie, das bewährte er hier praktisch. Die Entwicklung und den Zusammenhang der philosophischen Systeme hat Keiner wieder so lebendig, aus dem Vollen, Keiner so geistreich inhaltsvoll geschildert.

Gleich vorn wird das Christenthum, wie ganz neuerdings wieder, hingestellt als die das beschränkende Volksbewusstsein erweiternde Macht des denkenden Geistes, gleichsam das verhängnissvolle

---

*) III. 141.

**) III. 129.

***) Lenau „Albigenser“. — „Ich bin kein Poet“, heisst es in den nachgelassenen Aphorismen, „und will keiner sein, aber die Grundlage meines Denkens ist der poetische Sinn“.

Fatum über die Götter des Heidenthums"*), als die, nur noch mystische Vollendung des allgemeinen Menschenthums. Aber das von aller Differenz und Besonderheit gereinigte Wesen des Geistes fasste sich im Gegensatz zum Fleisch, zur Natur, antikosmisch und negativ. Als das Positive der Welt verkennende und verneinende Religion richtete das Christenthum die Wissenschaften an und für sich zu Grunde**). Diese Naturentfremdung ging bis tief in den Protestantismus, ja bis in den verdienstvollen Pädagogen Amos Comenius hinein***).

Dennoch müssen wir in der Scholastik oder Schablonen-Philosophie des Mittelalters, welche das Quod erat demonstrandum um so gewisser erfand, als das zu Beweisende schon vor dem Beweise fertig zur Hand war, den Uebergang zum selbstbewussten Denken suchen. Populär ausgedrückt, knupperten und knabberten die Scholastiker so lange an der kirchlichen Dogmatik herum, bis diese ein Loch bekam: aus diesem Loch kamen die Italiener der Renaissance, Bacon und Cartesius hervor. Vortrefflich ist nebenbei ausgeführt, wie die europäische Menschheit in der Renaissance den verwandten Geist in den Werken des Alterthums erkannt, ihre Befriedigung in ihnen gefunden, das Auferstehungsfest ihrer eigenen Vernunft in ihnen gefeiert und so sich zur Produktivität gereift habe. Jetzt erst sei auch wieder Naturwissenschaft, zunächst auf der Basis mathematischer, mechanischer Prinzipien, möglich geworden.†)

Mit grossherziger Humanität wird der Charakter Bacons behandelt. Feuerbach verdammt nicht, er erklärt den Urfehler des Mannes aus seinem geistigen Wesen, aus der Konstitution des Philosophen selbst: Bacon habe nicht einmal Hang zu Staatsgeschäften gehabt, folglich ein Unrecht begangen, sich nicht mit dem Studium der Natur und Philosophie zu begnügen, sondern auch in der Gesellschaft etwas sein zu wollen. Wie frei seien dagegen Galilei, Spinoza und Leibnitz gewesen: il n'est pas nécessaire de vivre, mais de penser.

Bacon's Verdienst ist die physische, erfahrungsmässige Behandlung der Natur — betont zu haben, fügen wir hinzu; denn gewusst, sogar angewandt war sie vor ihm, unabhängig von ihm.

*) IV. 1. 2.
**) IV. 2. 3.
***) IV. 4. Note.
†) IV. 18. 22.

Er hat sie in Schwang gesetzt, in die Mode gebracht. Doch F. sagt das selbst: Sein Wesen liegt nur in der Methode, in der Art und Weise, die Natur zu betrachten. „Von einem Inhalt Bacon's kann man, streng genommen, nicht sprechen.“*) Wenn er übrigens „die Erfahrung als die einzige Quelle der Erkenntniss“ bestimmte, so war ihm dafür die Erfahrung die „innigste Verbindung von Denken und Wahrnehmung“, und dann blieb ihm „die Empirie nur Mittel, nicht Resultat“; „als Ziel und Objekt der Naturwissenschaft bestimmte er die Erkenntniss der „ewigen und unveränderlichen Formen der Dinge.“**)

Ein feiner Unterschied ist der zwischen Bacon und Cartesius: Bacon ging auf die Qualität der Dinge, auf die Passiones, Appetitus Materiae aus, während Descartes nur die Quantität im Auge hatte.***)

F. wehrt sich dagegen, dass Bacon als ausschliesslicher, absoluter Empiriker betrachtet werde. Er selbst sage: die frühere Induktion sei von den sinnlichen und besondern Dingen im Fluge zu dem Allgemeinsten aufgestiegen, und erst von da zu den mittleren Sätzen herabgekommen. Seine Induktion dagegen erhebe sich allmählig vom Besondern zum Allgemeinen. Das ganze II. Buch des Novum Organum aber handle von der Abkürzung der Induktion durch „bevorzugte Instanzen“. So sei die Induktion nicht schlechthin Empirie, sondern philosophische Empirie: zum Allgemeinen hinauf, und zum Experiment herab.

Auch das wird notirt, und passt allerdings zur Kategorie der Qualität, dass der naturforscherische Bacon auch Jakob-Böhmelt und Campanellat: Alle Körper haben ein gewisses Wahrnehmungs- und Vorstellungsvermögen, ja auch ein gewisses Wahlvermögen (die Monas des Leibnitz). Empfindung sollen sie zwar ausdrücklich nicht haben, wer aber „wählt“, der hat Verlangen, Begierde, und Verlangen, Begierde setzen „Empfindung“ voraus.

Die Schwächen des Baconischen positiven Wissens werden bereitwillig nach Fischer, Geschichte der Physik, zugegeben; Schwere, mechanische Bewegung, Druck und Stoss, dem Galilei so gut bekannt, sind es dem Bacon nur schlecht. Die Erdbewegung

*) IV. 34.
**) IV. 35.
***) IV. 38. 9.

existirt für ihn nicht. Liebig in seiner Akademischen Münchener Rede*) hat bekanntlich das Sündenregister Bacons vervollständigt, und auch nachgewiesen, dass das Prinzip der Induktion selbst (vorläufig) auf Niemand anders zurückzuführen sei als auf — Lionardo da Vinci.

Dann folgt Hobbes, der Repräsentant des reinen Mechanismus, der Rechenmeister, der Rückfall in die Quantität. Alles ist ihm relativ oder bedingt. Der Nützlichkeitsboden des Bacon wird noch dürrer, die Theorie noch viel schroffer. Das More geometrico, bei Spinoza nur Form, wird hier bitterer Ernst. — Die Bewegung ist nur vom denkenden Subjekt in die Natur hineingetragen, die sinnlichen Qualitäten sind Phantasmata des empfindenden Subjekts. — Hobbes ist im Wesen radikaler Atheist: „Die Glaubensgeheimnisse muss man wie heilsame, aber bittere Pillen ganz hinabschlucken; wenn man sie zerkaut, so werden sie gewöhnlich ausgespieen.“ — Obgleich die Staatslehre des Hobbes stark von persönlichen Erfahrungen, Sympathieen und Antipathieen gefärbt ist, so passt sie doch vollkommen zu seiner mechanischen Weltanschauung — übrigens war De Cive schon 1642 fertig —: Der Staat ist wie die Welt, sein oberstes Prinzip ist Einheit, seine Methode Folgerichtigkeit. Der Princeps gibt Gesetze, alle Atome gehorchen, sonst hätten wir den „Krieg Aller gegen Alle.“ In dem Augenblicke, wo der Monarch sein Recht vom Volke erhält, ist das Volk keine Person mehr und hat keine Ansprüche zu erheben.

Gassendi, der Lehrer Molière's, ist der Wiederbeleber des Epikur, wie Bacon den Demokrit dem Aristoteles vorzog. Er ist freilich noch christlicher Theolog, entwickelt aber vorzüglich die Entdeckungen der Physik und Astronomie.

Jakob Böhme ist religiöser Sensualist, theosophischer Materialist. Seine faktische Unwissenheit macht ihn schusterlich geistreich. Aus dem Nichts wird eine „Qual“ (Qualität), Scienz ist ein ziehe Ens, eine herbe, ziehende Eigenschaft oder Begierde. — In die Kulturgeschichte gehören solche verbohrte Genies, aber heraus mit ihnen aus der Geschichte der Philosophie, wo sie bis auf den heutigen Tag des Uebels die Masse angestiftet haben! Man brauchte ja zu einer gewissen Zeit nur unwissend und dunkel zu sein, um tief zu erscheinen, besonders in Germanien. Uebrigens hat Feuerbach im Jahre 1846 dem Görlitzer Theosophen für immer

*) München, 1863.

die Wege gewiesen: „Die auf die Offenbarung der Sinne gegründete Philosophie erblickt nicht, wie die spekulative, in dem mystischen Dunkel einer christlich-germanischen Schusterstube, sondern in dem lichtvollen „kritischen Wäldchen“ Herders ihre „Aurora“. Siehe, Philosophus Teutonicus, Herders „Lebensbild“, und empfange von diesem Priester und Propheten des Menschenthums die Taufe der sinnlichen, menschlichen Philosophie!“*)

Réné des Cartes, der sich die Welt als Soldat in allen Lagern angesehen, beginnt seine Philosophie scheinbar mit dem absoluten Zweifel, Nichts bleibt als Mein Denken. Das berühmte Cogito, ergo sum, ist nur These, kein Schluss: nullo syllogismo concluditur, wie früher Alle verstanden und noch Viele verstehen. „Dessen bin ich also gewiss, dass ich ein denkendes Wesen bin.“ — Dann kommt der grosse Sprung, der wahrhafte Salto mortale, direkt in den ontologischen Beweis hinein: „Alles ist wahr, was ich klar und deutlich einsehe“, was nicht wahr ist, bevor bewiesen worden, dass ich logisch gedacht habe. Gott springt hier wirklich aus der Maschine hervor, die Natur aber und der Leib fallen, gesondert vom Geiste, zur Erde.

Unter meinen Ideen ist die erhabenste die Idee der unendlichen Substanz, Gott; diese Idee kann nur von ihm in mich kommen; die Existenz aber ist eine Vollkommenheit, die dem vollkommensten Wesen nicht abgehen kann. Ergo, Q. E. D., Geist und Leib sind getrennte, selbständige Substanzen, ihre Verbindung daher Zusammensetzung; ihre „Harmonie“ wird erst Leibnitz „prästabiliren“ müssen. Die Natur ist dem Cartesius nur Ausdehnung, Quantität. Und doch sagt er: Der Geist hängt so sehr von den Organen ab, dass „wenn die Menschen irgend weiser zu machen sind, dies durch die Medizin geschehen muss.“ Also: nimm Arznei!

Wenn Cartesius behauptet, Gott, die allgemeine Ursache, habe im Anfang die Bewegung und Ruhe mit der Materie geschaffen, so stimmt er ja mit den Atomisten überein, welche auch Mechanisten sind; dann aber wird sein Gott überflüssig.

Der Cartesianer Arnold Geulinx erfand den „Occasionalismus“: „Die Bewegung in meinen Gliedern erfolgt nicht durch meinen Willen; es ist nur Gottes Wille, der sich gelegentlich einmischt, dass diese Bewegungen erfolgen wie ich will.“ Die

*) III. 379.

Vereinigung von Geist und Körper ist ein Wunder. (Leibnitz, wo bleibst Du?)

Nikolaus Malebranche, ein gescheidter Ordenspriester: Wie kommen Geist und Körper zusammen? durch Gott. — Wir erkennen alle Dinge in Gott. Die Natarursachen sind nur Gelegenheitsursachen für die Wirkungen Gottes. Dabei stellte dieser Priester die Vernunft so hoch, dass eine Art von Konkurrenz zwischen ihr und Gott stattfand. Gott ist die Vernunft oder der Geist in uns, oder der Geist in uns ist Gott. *Ὁ νοῦς γὰρ ἡμῖν ἐστὶν ἐν ἑκάστῳ Θεός* (Euripides). Die Sache wird zweideutig.

Baruch Spinoza, der Grosse, wirft die drei Cartesischen Substanzen: Gott, Geist, Materie, in eine zusammen, welche Causa sui, das sich selbst Erzeugende ist. Malebranche hatte gesagt: Dieu est aussi bien étendu que les corps, puisqu'il possède toutes les perfections. Spinoza vervollständigt das: Deus est omne esse et praeter quod nullum datur esse. „Gott ist alles Sein, neben welchem es kein Sein gibt.“ Woraus folgt: Omnis determinatio est negatio, die Einzeldinge sind nur Privationen der Substanz, nichts Wirkliches. Doch ist die Einheit Gottes durchaus nicht numerisch zu nehmen; wer so von Gott spreche, habe keine Ahnung von ihm. Das *Ἕν* ist eben das *Πᾶν*.

Spinoza ist die Negation der Theologie, aber auf dem Standpunkt der Theologie; die Substanz, fügen wir hinzu, ist der sublimirte, durchdestillirte Gott. Der Verstand z. B. ist in der Retorte geblieben, als nur Attribut des absoluten Wesens. Darüber wunderte sich damals selbst Feuerbach; aber die Gott-Natur Spinoza's denkt doch nicht diskursiv, wie wir; in ihrer Absolutheit ist der Verstand aufgehoben. Er kann nicht denken, ohne ausgedehnt zu sein, denkt also alles in Einem, nach menschlichen Begriffen gar nicht, er ist der Stupor des Denkens.

Auch Cartesius spukt noch hin und wieder: der Körper kann den Geist nicht zum Denken, der Geist den Körper nicht zur Ruhe und Bewegung bestimmen (Eth. III. Pr. 2).

In der eigentlichen Ethik, die bekanntlich in der „Ethik“ zuletzt kommt, werden Wille und Verstand als identisch gesetzt. Diese Voraussetzung verlangt jedoch ein ganz abstraktes Wesen, sie ist nur wahr im Reiche der, wenn auch diesseitigen, Transzendenz.

Es gibt nach Spinoza drei Erkenntnissarten: Erfahrung, Vernunft, Intuition. Die letzte hat viel Unheil angerichtet,

und wird am Lebhaftesten von denjenigen präkonisirt, die ein Defizit in den beiden anderen verspüren, oder unter geheimnissvollem Aushängeschilde Neuestes vorbringen möchten. Die Wissenschaft kommt mit den beiden ersten vollkommen aus, besonders, wenn sie sie in ihrem ganzen Umfange begreift und zu kombiniren versteht, wie das bei geistigen Operationen übrigens von selbst geschieht. Nach Spinoza schreitet die Intuition von den adäquaten Ideen des Wesens gewisser Attribute Gottes zur Erkenntniss der Dinge fort, d. h. die Intuition steigt von der Idee zur Realität herab, und vollzieht so eigentlich einen Vernunft-Akt.

Was aber heisst: „Gott liebt sich selbst mit einer unendlichen, intellektuellen Liebe?" Die äusserste Abstraktion des „Ein und Alles", dieser gedachte Gedanke, hat eine Empfindung, ein auf organischer Konstitution beruhendes Gefühl! — Und was heisst: „Wir lieben Gott", nämlich die Spinozische Gedanken-Sublimation? Natürlich ist die „Liebe Gottes" mit dem subjektiven oder objektiven Genitiv Eins und Dasselbe.

Zwischen 1833 und 1847 war der grosse Pantheist — inkonsequent natürlich, wie aller Pantheismus — noch oft der Gegenstand Feuerbach'schen Nachdenkens. Das Mittelglied von 1835/6 berühren wir sofort beim Nachlasse. 1847, bei Redaktion der Gesammtausgabe, resumirte Feuerbach wie folgt: Spinoza's Gott ist die Natur, der Ursprung des Menschen. Gerechtigkeit und Liebe Gottes gehören dem Glauben an. Gott ist die Natur, die Natur ist die Vernunft, Vernunft heisst vernünftige Ordnung der Dinge. Gott ist bei Spinoza aufgelöst, aber der Name wird beibehalten.*)

Im Vorworte zur Gesammtausgabe entschuldigt Feuerbach die Mängel seines Buches mit seinem Standpunkt des abstrakten Denkens, worauf ihm das Denken noch Sein gewesen. Doch be-

*) Eine gründliche und vortreffliche Erörterung der eigentlichen Moralphilosophie und der Ethik Spinoza's gibt Feuerbach in den gelehrten Anmerkungen zu seinem „Leibnitz" (1836), bei welcher Gelegenheit er auch (V. 259—68) den Zoilo-Thersites der Geschichte der Philosophie, Herbart, und dessen Buch über die „Freiheit" abthut, wobei freilich die rein intellektuelle Bestimmung des Willens: Nihil certo scimus bonum aut malum esse, nisi id, quod ad intelligendum revera conducit, vel quod impedire potest quo minus intelligamus, — „Nichts wissen wir mit Gewissheit als Gutes oder Böses, als was die Intelligenz wahrhaft befördert, oder was die Schmälerung unserer Intelligenz zu verhindern im Stande ist" — noch mit einem Fragezeichen zu begleiten ist. — Man übersehe jedoch nicht die Beseitigung der Anthropomorphismen in Gott, wie sie Spinoza in den Episteln und im „Theolog. polit. Traktat" vornimmt (261).

ruft er sich auf seine Darstellung Bacons, den er mit besonderer Vorliebe behandelt und dessen Empirie er bereits für eine Sache der Philosophie erklärt habe. In der oben erwähnten handschriftlichen „Vorrede“ heisst es: die Schrift enthalte, „abgesehen von Bacon“, die Darstellung und Entwicklung der Grundgedanken von Böhme, Cartesius, Malebranche, Spinoza, „deren Studium mich schon als Studenten, in Verbindung mit dem der Hegel'schen Philosophie, angelegentlichst beschäftigte, und von dem entscheidendsten Einfluss auf die Ausbildung meines anthropologischen Pantheismus war.“

Schliessen wir hier gleich die unedirten „Vorlesungen über Geschichte der Neueren Philosophie“ an; sie wurden zu Erlangen im Winter 1835/6 gehalten — als Abschied vom akademischen Leben. Die schon oben skizzirte Auffassung des Begriffes der Neuzeit, im Gegensatze zum Mittelalter, tritt hier noch prägnanter hervor; auf die Negativität der christlichen Scholastik folgt die Anerkennung der Materie, der Natur, als göttlicher Realität. Wie wären auch ohne diese Anerkennung die gewaltigen Entdeckungen und Erfindungen, wie die realen Wissenschaften überhaupt möglich geworden! Die Leistungen der „wiedergebornen“ Menschheit setzten ja diese Anerkennung im Prinzip voraus. Feuerbach nannte diese neue Richtung „Pantheismus“, im Gegensatz zum Monotheismus der Vergangenheit, und konnte sich dabei auf die Italiener wie auf Spinoza berufen.

Obgleich von Hegel schon im Wesen geschieden, des Hegelthums bereits überdrüssig, sieht man ihn doch die historische Dialektik mit Vorliebe handhaben. Das Prinzip des Sich-so-und-nicht-anders-Entwickelns, die psychologische Kausalität oder Motivation in der Behandlung der Völker-Geschicke und Geschichte — mag sie im Einzelnen fehlgreifen, ja hin und wieder sophistisch irrlichteriren — ist das unbestreitbare und unschätzbare Verdienst Hegels, und der offenbare, wenn auch abgeleugnete, Mutterboden aller neueren Geschichtschreibung und geschichtlichen Behandlung irgend welches Stoffes geworden. Dieses Prinzip hat der Alte in die gebildete Welt eingekeilt, und die Vernachlässigung dieses Prinzips oder die persönliche Unempfänglichkeit für dasselbe hat sich noch stets gerächt; Schopenhauer z. B. ist bei allem Scharfsinn in seinen grundlegenden Schriften eine durchaus unhistorische Natur — „die Sonne brennt ewigen Mittag“ — und desshalb vermochte er weder

Hegel noch irgend ein Moment der Vergangenheit zu würdigen; nur desshalb ist er der „Sonderling“, weil er sich vom geschichtlichen Prozess absondert. Schopenhauers sel. Erben haben sich das richtig gemerkt, und der „kranken Welt“ etliche Gran „Evolutionismus“ eingegeben.

Bacon's „ewige Formen“ werden nunmehr von Feuerbach schärfer bestimmt; Bacon verlange nicht „abstrakte, übersinnliche Formen“, sondern „materielle Prinzipien der Natur“, ziehe die Atome der Aristotelischen Materie ohne Form und Bewegung vor, setze materielle, menschlische Zwecke.

Vortrefflich wird Spinoza in den Fluss des Geschehens hereingezogen — der portugiesische Jude im calvinistischen Holland, Er selbst allein —; die Ausdehnung als Attribut der Substanz setze die Materie als göttlich. Daher stammen die englisch-französischen Sensualisten und Materialisten, nur dass diese die Materie als Subjekt setzten. Voltaire z. B. spottete über den Pantheismus Spinoza's, und sah nicht ein, dass er selbst nur ein „unartiges Kind Spinoza's.“ war.

Interessant ist die Geschichte der „intellektuellen Anschauung“ von Jakobi, durch Fichte und Schelling zu Hegel, wobei die grossen Dichter ihre Stelle finden. Hegel erscheint da als Poseidon mit dem Dreizack und dem Quos ego, um die vagirende Welt wieder zur Raison zu bringen.

Aber das logische Sein, die Ontologie, fährt dabei nicht besser; die Kriegserklärung schlummert in den Falten der Toga.

Zwischen die gedruckte „Geschichte der Neuern Philosophie“ und die Vorlesungen über denselben, weiter ausgeführten Gegenstand, also zwischen 1833 und 1835, in das Jahr 1834, fällt der zweite ausserakademische Befreiungsakt Feuerbachs: „Abälard und Heloise“, oder: „der Schriftsteller und der Mensch. Eine Reihe humoristisch-philosophischer Aphorismen“. Man kann nicht genug zum Wieder- oder ersten Lesen dieser Schrift auffordern; hier funkelt und strahlt der wahre Esprit, hier lächelt der Humor gleich dem „unbewölkten Zeus“, der Humor, den F. so humoristisch den „Privatdozenten der Philosophie“ nennt. Hätten wir nur mehr solcher Autoren, mehr solcher geistreichen Bücher, an der Stelle gewisser höchst zweideutiger Elukubrationen, die sich wie Gift ins Blut stehlen!

Feuerbach selbst charakterisirt diese „Aphorismen“ als die Lehre von der wahren Unsterblichkeit — im Geiste, der die

Liebe nicht ausschliesst. Daher auch der sonst unverständliche Titel: „Abälard und Heloise". Wenn ihn später etwas an dieser Schrift genirte, so war es wohl der Umstand, dass die geistige Unsterblichkeit wieder eine abstrakte, aristokratische ist, und dass die Liebe nur so — gewissermassen aus Gnaden — mitgenommen wird. Er sollte eben noch realer, noch konkreter werden.

Zum letzten Male rechnet er mit seinem bereits verstorbenen und versöhnten Vater ab: Ein Studium, das Einer wider den Willen seiner Aeltern ergreift, ist nicht desswegen schon sein von der Natur ihm bestimmter Beruf. „Aber das ist doch wahr, dass fast die meisten grossen Schriftsteller, man denke nur z. B. an Lucian, Luther, Voltaire, Rousseau, Torquato Tasso, Ariost, Shakespeare, Boccaccio, Ulrich von Hutten, Molière, Lessing, Petrarca, Thomas Aquino, Cujacius, Sabellicus, Conrad Celtes, Cuvier, Diderot, wider das Gebot und die Bestimmung oder den Wunsch ihrer Väter, die Frucht der Unsterblichkeit vom Baume der Erkenntniss gebrochen haben. Diese Erscheinung hat ihre guten Gründe; die Welt ist keine Freundin von Novitäten; wohl in Kleidung und Luxusartikeln liebt sie Veränderungen, keinesweges aber in Dingen, die ihr zu Leibe gehen. Sie wünscht, commoditatis causa, dass Alles beim Alten bleibe, dass der Enkel dieselbe Strasse gehe, die schon der Grossvater gegangen ist, und wenn auch die Strasse durch den Unverstand der Baumeister so ungeschickt und widersinnig angelegt, oder so ausserordentlich krumm ist, dass man zu einer Strecke Weges, die man recht gut in einer kleinen halben Stunde zurücklegen könnte, eine gute deutsche Meile braucht" etc.*)

Wem fällt bei obiger Nomenklatur nicht wieder Jean Paul mit seiner Zettel-Gelehrsamkeit und Lesefruchtbarkeit ein! Bei der folgenden glaubt man den Verfasser des Quintus Fixlein oder des Siebenkäs selbst zu hören: „Können uns also die Abenteuer und Fata; welche von jeher der Geist zu bestehen hatte, noch in Verwunderung setzen? Kann es uns wundern, dass ein Jordan Bruno und Vanini auf dem Scheiterhaufen endeten? dass einst der Bischof Virgilius, weil er Antipoden statuirte, von Bonifazius als ein Zerstörer der Religion verklagt, und von dem Papst mit dem Bannstrahl bedroht wurde? dass Galilei in Ketten geworfen wurde, weil er den Glauben an die Unbeweglichkeit des Erdballs umstiess? dass Harvey wegen seiner Entdeckung der Zirkulation des Bluts sich

*) III. 199.

sogar vor Gericht vertheidigen musste? dass Baltasar Bekker, weil er „dem Teufel seine Macht nahm und ihn von der Erde in die Hölle bannte“, als Atheist verfolgt, seines Amtes entsetzt und von seiner Kirche ausgeschlossen wurde? dass Herder bei seinen frommen Amtskollegen schon desswegen, weil er keine Perücke wie sie trug, sich der Neologie und Heterodoxie verdächtig machte? dass es zur Zeit des Peter Ramus in Paris für eine sträfliche, ja kriminelle Neuerung galt, den lateinischen Buchstaben Q richtig auszusprechen, statt Kiskis: Quisquis, Kankam: Quanquam zu sagen?“*) Nur dass dieser Jean Paul korrekter und verständlicher schreibt als der andere.

Die Schrift fand jedoch kaum ein Echo, dieser Geist war dem „ureignem Geist“ zu hoch. Sehr vortheilhaft war nur die Rezension in der „Literarischen Zeitung“,**) und dasselbe Organ enthielt noch einen zweiten Artikel: „Deutsche Philosophie in Frankreich“,***) worin es hiess: „Einen andern Beweis, wie die deutsche Philosophie sich in Frankreich Bahn bricht, liefert die Revue du Progrès social, welche von Jules Lechevalier seit Anfang dieses Jahres herausgegeben wird. Da findet sich unter andern im März eine Notiz sur quelques ouvrages intéressans, récemment publiés en Allemagne“, von L. A. Feuerbach, Richter von Magdeburg (dem sog. „Unsterblichkeits-Richter“, wie der Pontus Euxinus „gastlich“ ist).

Dieses erste Heraustreten Feuerbachs auf die Bühne der „Weltliteratur“ verdiente erwähnt zu werden, da später der Humanist Feuerbach eine nicht unbedeutende Popularität in Frankreich, namentlich bei der Bewegungspartei, sich erwarb.

In der handschriftlichen „Vorrede“ weist Feuerbach seinem „Abälard und Heloise“ die Stellung zwischen „Spinoza“ und „Leibnitz“ folgendermassen an: „Diese Schrift geht schon über den Pantheismus meiner ersten Schriften hinaus und drückt das Bedürfniss aus, die Gattung zu individualisiren und die Individualität zu bejahen. Die Entfaltung des eigenen Wesens ist der Zweck des Lebens. In dieser Schrift war ich nicht mehr anthropologischer Pantheist, sondern Polytheist. Dasselbe gilt von „Leibnitz“.

*) III. 224. 5.
**) Literarische Zeitung, 1834, August, Nr. 33.
***) Lit. Zeit., 1834, Sept. Nr. 37.

Am Schlusse der „Aphorismen" meldet sich Heloise: „das schönste Band zwischen Mensch und Schriftsteller ist die Liebe." Sie war mittlerweile in Feuerbachs Herz eingezogen. Diese keusche und verschlossene Natur hatte ihren Magnet gefunden. Ein schönes, edelgebildetes Mädchen verstand den esoterischen Menschen in dem Philosophen; sie enträthselte das geschlossene Binnenleben des Still-Bedeutsamen. Sie fesselte ihr Geschick auf ewig an das seine.

„Zum Glück ist kein Wesen bestimmt; aber was lebt, ist eben, weil es lebt, zum Leben bestimmt. Das Leben des Lebens ist aber die Liebe."

„Ob ich mit dir glücklich sein werde? Ich weiss es nicht, ich weiss nur so viel, dass ich jetzt ohne dich unglücklich bin."

„Ich liebe dich ewig! d. h. meine Liebe zu dir endet nur mit meinem Bewusstsein. — Ewig ist, dessen Ende mein eigenes Ende ist."*)

Wie der Philosoph an seine Geliebte schrieb, das werden wir im Nachlasse lesen. Die vielgeprüfte, heiterklare Matrone aber, die den Gatten überlebt, möge sich lächelnd spiegeln in dem tiefen und reinen Quell jener von ihr dem Boden entlockten Leidenschaft.

Wir kehren in den Schulstaub zurück.

Das Meisterwerk philosophisch-historischer Entwicklung, die glänzendste Ueberwindung sachlicher Verwicklung und Schwierigkeit, ist Feuerbach's: „Darstellung, Entwicklung und Kritik der Leibnitz'schen Philosophie", 1836.

Leibnitz ist ein grosser, scharfer, universaler Denker und zugleich ein wissenschaftliches Pandämonium. Innerlich, an sich, ist er über Manches hinaus, was er für sich noch festhält. Ich habe mir seine Widersprüche und Mängel stets zu erklären gesucht durch eine doppelte Akkommodation, eine unwillkürliche und eine halbwillkürliche. Unwillkürlich steht er im 17. Jahrhundert und akkommodirt sich dem Reste von scholastischen Essenzen oder Wesenheiten, die damals noch als Influenzen fortgrassirten. Wenn Spinoza, der Unabhängigste, noch auf den Schatten des Jehovah trat, so warf in Leibnitzens Hirn die protestantische „Seele" ihr Bild, und dieses εἶδος gestaltete sich ihm zuletzt zur Monas; Alles

*) II) 394. 5.

ist „Seele" oder Seelchen. Die halbwillkürliche Akkommodation resultirte bei Leibnitz aus seiner vornehmen Aristotelischen Stellung in der sozialen Welt: da galt es Manches zu versöhnen, zu vereinbaren, zu verkleben; z. B. den wahren Spinoza, den brillenschleifenden Juden. Dazu kam Leibnitzens Panurgie, seine Vielbeschäftigtheit mit juristischen, historischen, mathematischen, physikalischen, politischen, kirchlichen Dingen, die es mit sich brachte, dass er eigentlich nur Gelegenheits-Philosoph war und seine Themata nur von der ihm grade augenblicklich interessanten Seite anfasste. Konservativ war er obendrein, theils persönlich, theils im Einklange mit dem Grundzuge des 17. Jahrhunderts.

Die Aristotelische Universalität diktirte ihm gleich den Satz: „Der Same von Allem, was wir lernen, liegt in uns. Ich glaube desshalb, dass Platon mit Aristoteles und Demokrit verbunden werden muss, um zur wahren Philosophie zu kommen." Für diese Verbindung war es zu früh.

Feuerbach fasst nun seinen Helden zunächst im Verhältnisse zu Spinoza:

„Die Philosophie Spinoza's ist ein Teleskop, das die dem Menschen wegen ihrer Entfernung unsichtbaren Gegenstände näher bringt, die Leibnitz'sche ein Mikroskop, das die kleinen und feinen Gegenstände sichtbar macht"*), mit andern Worten: die Eine Substanz ist in Milliarden Substanzen zerschlagen.

Die Cartesische Quantität — im Gegensatz zur Bacon'schen Qualität — blieb für die Natur die vorherrschende Kategorie, also: Astronomie und mathematische Physik; aber die tiefere Anschauung tagte doch — wieder — in Cudworth („Intellektualsystem"), welcher den Cartesius tadelte, dass Alles nur aus nothwendiger Bewegung der Materie kommen sollte, und meinte, zwischen Mechanismus und Lebenskraft gebe es ein Drittes, eine natura genetrix, eine vis plastica. Leibnitz: „Die Kraft macht das innerste Wesen der Körper aus; die Ausdehnung ist nicht das Erste, sie setzt vielmehr die Kraft als ihr Prinzip voraus." **)

Die Monade ist nun wesentlich Qualität, „Seele" oder „den Seelen analoges Wesen", vera et realis unitas, atome de substance, nicht de matière, point métaphysique, forma substantialis, vis primitiva, entelecheia prima. Nur stellt sich später heraus, dass

---

*) V. 40.
**) V. 47.

die jede streng für sich seienden, weder auf einander wirkenden, noch auch mit dem Stoff in Wechselwirkung stehenden Monaden „nur zum Schein leiden, nur zum Schein handeln; sie sind nicht Substanzen, stellen nur Substanzen vor — sie sind Komödianten.“*)

Die Selbstbestimmung der Monade ist die Vorstellung, die Perzeption. Eine Vorstellung kann deutlich oder verworren, klar oder dunkel sein, und zwar enthält jede deutliche Vorstellung selbst in sich eine unendliche Menge konfuser Vorstellungen. Die verworrenen, dunkeln Vorstellungen der Monade sind die sinnlichen; „die Seele hat nicht nur das Prinzip ihrer Handlungen, sondern auch ihrer Leiden oder verworrenen Vorstellungen in sich“. „Die Sinne liefern uns verworrene Gedanken.“ Die Monade kann die ganze Fülle des Universums nicht auf einmal fassen, sondern nur Theil für Theil, nach einander; sie fasst das Universum nur als zahllose Vielheit und Mannigfaltigkeit. Wäre sie absolute Idealität wie Gott, so stiesse sie sich nicht an dem Anderssein der übrigen Monaden, so gäbe es keine Materie, wie es für Gott keine Materie gibt; die Materie ist nichts als jenes Anderssein, die Gränze und Schranke der vorstellenden Monade, ihre „Störungen oder Leiden“; „denn sie sind es, die den Körper oder das Fleisch repräsentiren“. Und doch bedarf die Monade der Materie: „wären die Monaden von der Materie befreit oder entledigt, so wären sie zugleich von dem allgemeinen Bande losgerissen, und gleichsam Deserteurs oder Ausreisser von der allgemeinen Ordnung“. „Die Materie ist das Band der Monaden.“**)

Hier geht nun Feuerbach auf seinem 1836er idealistischen Standpunkt etwas rasch zum Preise der Leibnitz'schen Idee vom „Bande der Monaden“ über, die er in die „allverkettende Nothwendigkeit der Monaden“, in das „Organ der Sensibilität und Irritabilität“, in den „sympathischen Nerv“ transsubstanziirt, und allzuleicht über die Verflüchtigung der Welt, über die Verblasung der Wirklichkeit hinweg, denen Leibnitz offenbar verfällt.***)

Man bedenke doch nur: aus der zahllosen Vielheit und Mannigfaltigkeit der Vorstellungen kommt die Materie; die konfuse Vor-

*) V. 253 (Note von 1847).

**) V. 56—65.

***) V. 65. Allerdings fügt F. hinzu: „Die Idee der Materie, wovon seine Gedanken nur ein beschränkter Ausdruck sind“.

stellung, das ist die Materie, hoc est corpus meum! Allen Idealismus in Ehren; aber dieser Idealismus geht noch weit über „Gottes Schöpfungswort“ hinaus; Gott sprach doch, und es wurde! Leibnitz aber lässt den Menschen konfus denken, und aus dieser Konfusion entsteht eine — vorgestellte Welt! Der ganze Bestand, das Sein und Wirken der Welt, ist eine pure Privation, eine blosse Negation!

Auch heisst es ausdrücklich: für Gott, als die absolute Idealität, gebe es keine Materie; das will doch sagen: sie ist eigentlich gar nicht vorhanden, ist nur ideell gesetzte Gränze und Schranke des mangelhaften Bewusstseins. Von diesem Nichts zum nervus sympathicus ist noch ein weiter Weg!

Wie kann die Materie, als ideell gesetzte Resultante der verworrenen Vorstellungen, ein Band sein, das „Band der Monaden“? Soll das Nichts das Sein verbinden, die Negation die Affirmationen zusammenhalten?

Feuerbach intervenirt: Man müsse sich unter der Materie nicht „Steinblöcke und Klötze“ vorstellen; ihr wahres Wesen existire im Thiere, im Menschen, als Sinnlichkeit, Trieb, Begierde, Leidenschaft, Unfreiheit und Verworrenheit.*)

Sehr wohl, hätte er nur „auch“ gesagt. Wie aber, wenn der „Steinblock und Klotz“ Verworrenheit in meine Weltanschauung bringt, wenn dieser Block und Klotz mir unerklärt im Wege liegen bleibt, oder mir unversehens ein Loch in das Glasdach meines „Systems“ schlägt? Ist denn der Stein oder Klotz eine allerklarste und deutlichste Vorstellung? Ist ihr Gewicht, ihr Druck und Stoss auf mich bloss „Vorstellung“? Wie kommen wir aus dieser imaginären Materie zur Physik? Ist die ganze Mechanik ein Produkt meiner Konfusion?

Die Materie, heisst es bei Leibnitz, ist ein „Phänomen“, aber ein „reales, wohlbegründetes“.**) Das lautet schon besser; dennoch ist sie nur ein „Bild der (intellektualen) Substanz“. Geht auch die Trägheit, das Widerstreben gegen die Bewegung nur im „Bilde“ vor sich?

Leibnitz: „Die primitive Kraft ist das Prinzip der innern Thätigkeit oder der Vorstellung, die abgeleitete aber das Prinzip der Bewegung oder der äusserlichen Thätigkeit, die der innerlichen

*) V. 70.

**) V. 72. 73.

entspricht. Die Ursache der Bewegung ist daher unkörperlich, obwohl das Subjekt der Bewegung der Körper ist."*) Wie in aller Welt kommt es denn zur Bewegung? Intellekt, Kraft, Wille können doch beim besten Willen nicht stossen? Und alle Dunkelheit der Vorstellung macht doch nichts Greifbares, es sei denn die ägyptische Finsterniss in gewissen Reliquienflaschen.

Wir kommen eben nicht aus der Theologie der Seele, aus der uralten, bei den Wilden beginnenden Animistik heraus; Feuerbach nennt das den „psychologischen Idealismus", im Gegensatz zum Kantischen „transzendentalen Idealismus". Er kritisirt weniger die Unerklärlichkeit der L.'schen Materie, als er das „allgemeine Band der Monaden" — „einen der erhabensten und tiefsten Gedanken der Leibnitz'schen Philosophie" — dem „butterweichen und zuckersüssen Spiritualismus" mit seinem „epikuräischen Quasikörper" vor die Nase hält,**) um Leibnitzen noch realistisch zu finden! Er fragt nicht einmal, wenn L. sagt: „Aller Raum ist erfüllt" — womit der Raum erfüllt sei?***)

Dagegen hebt er im Hinblick auf Cartesius hervor, dass Leibnitz bei aller Animistik doch noch den Dualismus und Mechanismus in sich trage. Denn natürlich bringt L. Leib und Seele nicht zusammen, nicht nur, weil der Leib eigentlich nur negativ existirt, als Privation der Monade, sondern auch weil L., wenn er die Körperwelt stillschweigend eingeschwärzt hat, die Unabhängigkeit beider von einander aufs Strengste festhält und nur einen Parallelismus statuirt, der eigentlich ein Wunder, oder was dasselbe ist, die beständige Einwirkung Gottes voraussetzt, also in den Geulinx-Malebranche-Occasionalismus zurückfällt. Das Organische bei Leibnitz ist ferner und gerade desswegen etwas Automatisches; nicht mehr bloss die Thiere, wie bei Descartes, sind Maschinen, sondern der Mensch selbst ist eine „göttliche Maschine", die aber alle Maschinen der menschlichen Kunst unendlich übertrifft, nicht nur dem „Grade, sondern dem Wesen nach von ihnen unterschieden ist, weil die künstliche Maschine nicht in jedem Theile Maschine ist, die Maschinen der Natur hingegen noch in den kleinsten Theilen bis ins Unendliche Maschinen sind."†)

*) V. 77.
**) V. 65.
***) V. 87.
†) V. 89.

Der Mechanismus spielt auch in der bekannten Erklärung Leibnitzens von der Musik seine Rolle. Denn wenn die Musik ein exercitium animi nescientis se numerare ist, eine Uebung des Geistes, der nicht weiss, dass er zählt, so ist sie, schon als Rechenkunst, die Mechanik der Zahl, und obendrein soll sie konfuses, unbewusstes Rechnen sein! Da sind wir himmelweit entfernt von der Dynamik, dem progressiven Element in Leibnitz, welches oft so divinatorisch in ihm hervortritt, so z. B. wenn er gegen das abstrakte Gesetz der Schwere oder Gravitation seines mathematischen Nebenbuhlers Newton Einwendungen erhebt. Die Bewegung der Körper gegen das Centrum der Erde, meint er, der Planeten gegen einander und gegen die Sonne, müsse von der Bewegung eines Fluidums herrühren; nur Stoss — man darf dabei nicht an seine Erklärung der Materie denken! — setze alle Körper in Bewegung, jede andere Wirkung sei imaginär oder mirakulös.*) Daran erinnert man sich sofort bei der Lektüre von Zöllner's mächtigem Kometenbuch, wo der Elektrizität eine noch ungeahnte Bedeutung prognostizirt wird.**)

Die Belegstellen zu dieser dynamischen Richtung Leibnitzens hat Feuerbach in einer Note zusammengetragen; hier u. A. heisst es: Recte quidem illi (Cartesiani) omnia phaenomena specialia corporum per mechanismos contingere censent, sed non satis perspexere, ipsos fontes mechanicos oriri ex altiori causa (T. III. p. 353 und II. p. 29. 321. Edit. Dutens), d. h. frage dich, aus welchen tieferen Quellen die mechanischen Kräfte selbst steigen!

Die allgemeine Seel-igkeit der Welt nun einmal hingenommen, entwickelt Leibnitz in genialster Weise das All-Leben, die Zentralität des Einzelnen, die Autonomie der Monade, und hier hat Feuerbach allen Fug und Grund zur verständnissinnigen Apotheose.

Die einfache Substanz oder Monade bildet das Zentrum eines Thieres, das Prinzip seiner Einheit; die umgebende Masse besteht aus einer unendlichen Menge von Monaden, die den eigenen Leib der zentralen Monade bildet. Jeder lebendige Leib hat eine herrschende Entelechie, die einzelnen Glieder desgleichen; die einen herrschen mehr oder weniger über die andern, daher es unendliche Grade und Stufen unter den Monaden gibt. Das wahrhaft

---

*) V. 81.

**) Ueber die Natur der Kometen, von Joh. K. Fr. Zöllner, Leipzig 1872 (2. Aufl.).

***) V. 275.

Bedeutsame aber in dieser Metaphysiko-Animistik ist das grosse Prinzip der Individualität, des Fürsichseins, gegenüber der Alles verschlingenden Substanz. Es gibt kein individuelles Wesen, das nicht alle andern ausdrücken und in sich darstellen müsste, weil Jedes eben ein Anderes gegen alle Andern ist, und diese Andern daher in ihm ihren Spiegel haben: „Die Individualität enthält in sich das Unendliche eingewickelt.“*) Jedes ist die Welt an sich, für sich unendlich — der absolute Gegensatz zu Spinoza: Qmnis determinatio est affirmatio. Es ist nicht blos meine Pflicht, das suum esse conservare, mein Wesen zu erhalten, sondern diese Konservation ist meine Natur.

„Alles in der Natur ist analogisch“, so beginnt Feuerbach zitirend — verwandt verbunden; Alles ist dem Wesen nach in Allem; die Natur ist überall sich selbst gleich; „„wer Eines wahrhaft weiss, weiss Alles; wer auch nur Einen Theil der Materie begriffe, würde wegen der περιχώρησις, wegen des Umganges der Dinge, zugleich das ganze Universum begreifen. — C'est tout comme ici. — In jedem Wesen ist das Unendliche erkennbar, das Grösste im Kleinsten aufs Genaueste ausgedrückt“, das Fernste im Nächsten idealiter gegenwärtig. Es gibt keinen absoluten Wesensunterschied. „Les degrés de perfection varient à l'infini. Cependant le fond est partout le même. Il n'y a de la différence que du grand au petit, du sensible à l'insensible.“**) Die Seele ist nichts anderes als eine zu deutlichen Vorstellungen, zum Bewusstsein erwachte einfache Monade; die einfache Monade, die wir vom aristokratischen Standpunkte unseres Selbstes aus als ein Anderes, als ein indifferentes Neutrum, als ein todtes Ding ausstossen, ist ein Wesen unseres Geschlechtes und Wesens, ist nur eine schlafende, noch unentwickelte Seele. Ueberall sind Keime, Elemente des Lebens, die sich vielleicht einst noch zu Wesen unseres Gleichen entwickeln. Es gibt keine wahre Verneinung in der Natur, keinen wahren Tod, keine wahre Erzeugung. Der Tod ist nur Einwicklung, Verhüllung, Verminderung, Verkleinerung der Glieder; die Entstehung nur Vergrösserung, Entfaltung, nur Umbildung unter einer anderen Gestalt schon existirender Wesen aus Samen und Keimen, gleichwie die Menschen sich aus den Samenthieren entwickeln, obwohl ihre Seelen nicht vernünftig sind, sondern es erst werden, nachdem die

*) V. 89.
**) Leibnitz, Nouveaux Essais, 458. 441.

Empfängniss diese Thiere zur menschlichen Natur bestimmt.*) Es gibt überhaupt nichts absolut Diskretes in der Natur; alle Gegensätze, alle Gränzen des Raumes und der Zeit und der Art verschwinden vor der absoluten Kontinuität, „dem unendlichen Zusammenhange des Universums". „„Der Punkt ist gleichsam eine unendlich kleine Linie, die Ruhe nichts als eine nach einer ununterbrochenen Abnahme verschwindende Bewegung, die Gleichheit nichts als eine verschwindende Ungleichheit. — Und dieses Gesetz der Kontinuität verletzt die Natur nie und nirgends. Sie macht keine Sprünge. Alle Ordnungen der natürlichen Wesen machen nur eine einzige Kette aus, worin die verschiedenen Klassen als so viel Gelenke so enge an einander sich anschliessen, dass es den Sinnen und der Einbildungskraft unmöglich ist, den eigentlichen Punkt zu bestimmen, wo eine anfängt oder aufhört.""**)

Grosser herrlicher Leibnitz! ruft man da unwillkürlich aus, und Du, einziger Feuerbach! der ihn zuerst verstand und erklärte! Wenn die Monade eine solche Welt auferbaut, so soll meinetwegen Alles „Geist" sein, und ich will die Dunkelheit der Vorstellung als Dichtigkeit der Existenz bereitwillig hinnehmen. Alle Gränzen der Art verschwinden vor der absoluten Kontinuität, und das „Absolute" soll bleiben als absolute Kontinuität! Fast zweihundert Jahre nach dieser Divination möchten die vertheologisirten Tröpfe nachträglich wieder Lücken in die „Kette" reissen, deren „Gelenke sich so enge an einander schliessen". Leibnitz irrte sich, als er behauptete, es

*) Feuerbach bemerkt in einer Note (V. 215): „Die animalcula spermatica erblickten zur Zeit L.'s. das Licht der gelehrten Welt. L. bewillkommnete sie mit gewohnter Humanität selbst als Brüder in spe. („Sie gelten aber bekanntlich der neuesten Physiologie nicht mehr für Thiere". Bleistift-Note in F.'s Exemplar.) Die Ansicht, die aus der Verbindung von Monaden oder lebenden Organismen und ihrer Subsumtion unter eine herrschende und zusammenfassende Einheit die Genesis der höheren Organisation ableitet, wird auch in der neuesten Zeit mit physiologischen Gründen wieder geltend gemacht. Siehe Dr. J. H. Schmidt, Zwölf Bücher über Morphologie, Berlin 1831, I. Bd., §§ 228, 235, 236; und Dr. Eisenmann, Die vegetativen Krankheiten (1835), III. Bd., p. 91".

**) V. 89—92. „Aus diesem Principe der Kontinuität, also a priori, folgert L., dass es Mittelwesen zwischen Pflanzen und Thieren geben müsse. Er sagt in einem Schreiben an Herrmann: „„Ich bin überzeugt, es muss solche Wesen geben, die Naturkunde wird sie mit der Zeit vielleicht noch entdecken. Wir fangen das Beobachten erst seit gestern an."" Er hat daher, wie Ulrich, der deutsche Uebersetzer der Nouveaux Essais, mit Recht bemerkt, die Entdeckung des Polypen vorhergesagt. Der Streit über die Natur der Polypen ist übrigens längst dahin entschieden, dass die Polypen mit ihren Korallen Thiere sind." Note, S. 216.

sei der Einbildungskraft unmöglich, den Punkt zu bestimmen, wo eine Klasse anfängt oder aufhört. Die Einbildungskraft gerade bringt es fertig, das Ende der Klassen und Gelenke zu fixiren, und zu befehlen, wo der Demiurgos zu interveniren hat. Leibnitz selbst aber hat offenbar nur falsch orthographirt; als er Seele schrieb, diktirte ihm der heilig' Geist, sonst hätte er Zelle geschrieben. —

Feuerbach antizipirte damals Vieles in seinem dunkeln Drange, des rechten Weges wohl bewusst. In der handschriftlichen „Vorrede" lesen wir: „Zu Leibnitz trieb mich keineswegs nur der historische Zusammenhang, meine „Geschichte" fortzusetzen, sondern es zog mich vor allem sein herrliches Prinzip, das Prinzip der Nothwendigkeit des Unterschiedes, als das oberste Prinzip der Dinge, zu ihm hin. Gleichzeitig mit dem „Leibnitz" betrat ich — nicht seiner Erscheinung im Druck, sondern seiner Ausarbeitung nach, nicht nur als abstraktes Wesen wie früher, sondern als sinnliches Wesen, mit Händen und Füssen, Augen und Ohren — den Boden der Naturwissenschaft, der unmittelbaren Anschauung, der die freilich stumpfen Sinnen verborgene Grundlage meines Denkens und Schreibens geblieben ist und bleiben wird."

Leider herrscht die Kontinuität nicht blos in der Natur als kosmisches Gesetz, sondern auch im „psychologischen Idealismus" oder in der Animistik, wo ein Fehler den anderen hervorruft, jeder folgende auf den vorhergehenden zurückweist. Das trifft in seiner ganzen Schwere die „prästabilirte Harmonie".

Feuerbach erklärt sie für „Leibnitzens schwache Seite", wenn man sich „ein apartes, extramundanes Wesen" vorstelle, „das nur in ein äusserliches, mechanisches Verhältniss zu den Dingen tritt"; entschuldigt dann aber den Philosophen sehr galant: „L. huldigte der Theologie seiner Zeit, aber so wie ein geistreicher, hochgebildeter Mann im Gefühle seiner Superiorität einer Dame huldigt, und in der Konversation mit ihr seine Ideen in ihre Sprache übersetzt." Diese „déférence" und „complaisance" sei zwar nachtheilig für die Philosophie; aber L. spreche höchst selten „dans la rigueur métaphysique", und die prästabilirte Harmonie in einem den Monaden nur äusserlichen Sinne genommen, widerspreche ganz dem Geiste L's.*)

Ich weiss nicht, und Feuerbach selbst weiss es besser, sobald

*) V. 99.

er dem L. nicht zu sehr die Konsequenz des eigenen Gedankens unterschiebt.

Was sollte denn aus den Monaden werden, wenn sie sich selbst überlassen blieben? Sie sind ja gar nicht mithandelnde Personen, nur „Zuschauer im Welttheater", nur „theoretisch thätig". Nicht nur dass der Parallelismus der materiellen Funktionen des Leibes mit der Monaden-Theorie nicht das Werk der Monaden ist; auch unter sich verkehren sie nicht, sondern stimmen nur überein. Ohne Verkehr keine Uebereinstimmung, es sei denn eine automatische, mechanische. Der Verkehr muss also durch eine Vorkehrung ersetzt werden.*)

Die Seele verlangt, obgleich die Empfindung sehr seltsam als eine „von Erinnerung begleitete Vorstellung", deren Echo in der Seele bleibt — in der Regel geht das Bedürfniss, der Schmerz, die Freude voraus, und die Vorstellung kommt hintennach als Gedächtniss — erklärt wird, also die Seele verlangt, aber „nicht ihr Verlangen, sondern das mechanische Gesetz bringt Bewegung hervor."**) Woher kommt dieses Gesetz, mit dem die Monade nichts zu schaffen hat?

Die Seele handelt nach Zweckursachen, der Körper nach wirklichen Ursachen und Bewegungen. Damit sie dennoch in der Mitte zusammentreffen, ist „prästabilirte Harmonie" unumgänglich nöthig.

Feuerbach erklärt sich freilich die „prästabilirte Harmonie" ganz korrekt, wenn er treffend sagt: „die pr. H. beruht auf der Natur der Dinge selbst, sie liegt im Wesen der Seele selbst; sie ist an sich nur der äusserliche, populäre, theologische Ausdruck von der metaphysischen Identität der Seele und des Leibes, von der Bestimmung, nach welcher die Seele die herrschende Entelechie, die substanzielle Form, die wesentliche Kraft ihres Körpers ist. Die Seele ist ja gar nichts Anderes, als die Repräsentation der Vielheit in der Einfachheit. Sie ist nichts Anderes als der konzentrirte, in einen untheilbaren Mittelpunkt zusammengezogene Mechanismus, der Leib nichts als gleichsam die entfaltete, ausgedehnte Seele (Denken und Ausdehnung sind die Attribute derselben Substanz).***)

*) V. 94.
**) V. 97.
***) V. 102.

Dann aber müssen die Monaden erst reformirt, umgeschaffen werden. Mit dem Leib identische, unter sich verkehrende Seelen, die betreten allerdings den „Gang der Menschheit, der in nichts Anderem besteht, als das Reich des willkürlichen Gottes immer mehr und mehr zu beschränken, und den Begriff und das Leben des wahren, mit Vernunftnothwendigkeit handelnden, mit Erkenntniss und Wissenschaft übereinstimmenden Gottes, als aus welchem allein eine Natur und Geschichte begreiflich ist, an seine Stelle zu setzen."*)

Noch mehr. Leibnitz setzt Gott als die „ursprüngliche Monade, als die Monade der Monaden". Feuerbach replizirt: Gott könne nur „uneigentlich als Monade bestimmt werden", denn „zur Monade gehöre ein eigenes, individuelles, einzelnes Leben"; Gott aber sei ein „absolut unbeschränktes Wesen". L. aber beharrt (in den Briefen an Desbrosses) bei dem aparten und extramundanen Wesen. Da ruft Feuerbach die Substanz des Spinoza zu Hülfe, in der alle Monaden verschwinden und sich auflösen.**)

Wie wäre es, wenn wir die Sache politisch fassten?

Leibnitz hält fest an der Monarchie, an der persönlichen Regierung aus dem Centrum; er verficht einen Despotismus, der durch die Vernunft „temperirt" wäre. Von asiatischer Willkür will er nichts hören: Ex mero Dei arbitrio nihil omnino proficisci potest. „Aus der blossen Willkür Gottes kann durchaus nichts kommen".***) Seine Monaden sind auch darnach, sich nicht selber regieren zu können. Schaffen wir sie um in wirklich „wahre Atome", von lebendigem Stoff, Kraft zugleich und Materie, und proklamiren wir die Republik der Monaden, denen das Vernunftgesetz immanent ist. Der spätere Feuerbach lächelt: „Ich habe absichtlich den Satz Spinoza's hervorgehoben: Je suis bon Républicain."

Wir dürfen Leibnitz kritisiren, nicht nur vermöge des Rechtes der Geschichte, welche ihre eigenen Thaten korrigirt, sondern auch auf seine ausdrückliche persönliche Erlaubniss hin. Bei aller Konzession an theologische Phraseologie, bei allen „Rettungen", die er klug und weise vollbrachte, war ihm die Wahrheit lieber als Platon, das Selbstdenken das Höchste. „Heutzutage", sagt er —

*) V. 105.

**) V. 109.

***) Leibnitz, ed. Dutens, T. VI. P. I. p. 207.

immer heisst es heutzutage — gibt es freilich Leute, die es für geistreich halten, gegen die Vernunft zu deklamiren, und sie als eine lästige Pedantin zu behandeln. Allein gegen die Vernunft schreien, heisst gegen die Wahrheit schreien."*)

Er war ein Lehrer der höchsten Ethik, gleich Spinoza: „Durch die Vernunft zum Besten bestimmt werden, ist der höchste Grad der Freiheit. Wenn die Freiheit darin besteht, das Joch der Vernunft abzuschütteln, so sind die Narren und Wahnsinnigen die freiesten Wesen; aber ich glaube auch nicht, dass Jemand, etwa den ausgenommen, der selbst ein Narr bereits ist, aus Liebe zu einer solchen Freiheit Narr sein wollte."**)

Feuerbach, der schon längst auf alles Naturwissenschaftliche das aufmerksamste Auge geworfen hatte, erwähnt, dass Leibnitz in einem Briefe an Bernouilli jeden Körper in einem gewissen Grade fest und flüssig genannt habe, und fügt hinzu: „Bekanntlich nimmt Leibnitz, der erste Vulkanist Deutschlands, in seiner Protogäa an, dass sich die Erde einst in einem heissflüssigen Zustande befunden habe, dass die Felsen und Mineralien nichts Anderes sind als Produkte des Feuers, als Schlacken, das Meerwasser nichts Anderes als gleichsam ein Oleum per deliquium, gebildet durch die Erkältung nach der Verkalkung."***)

Eine ungleich höhere Bedeutung hat aber eine physikalische Bemerkung des Idealphilosophen, der in Realibus immer am Besten Bescheid wusste — eine Art theologischer Materialist — in der Theodicee, einem Werke, das kaum in die Geschichte der Philosophie gehört, und zwar an einer Stelle, wo er in den „Gesetzen der Bewegung" einen „wunderbaren Beweis von einem intelligenten und freien Wesen gegen das System der absoluten und blinden Nothwendigkeit" findet!

§. 346 der Theodicee sagt nämlich: „Einen Grund von diesen Gesetzen kann man angeben, wenn man annimmt, dass die Wirkung der Kraft nach immer gleich der Ursache ist, dass sich immer dieselbe Kraft erhält." Als im Jahre 1847 der 5. Band unserer Gesammtausgabe in Druck ging, hatte Tobias

*) V. 158.
**) V. 158.
***) V. 204.

Mayer diesen Satz noch nicht in seiner klassischen Form aufgestellt. Die Intelligenz eines solchen Gesetzes macht freilich nachher „Intelligenz und Freiheit“ überflüssig.*)

Gerade in seinem Gottesbegriffe erfährt Feuerbach während dieser ernsten und strengen Studien eine bedeutsame Remedur. Leibnitz hat nicht umsonst stets von der „Vorstellung“ gesprochen; F. findet bald, dass die „Vorstellung“ ganz andere Begriffe im Kopfe hat als der „Begriff“, und dass wenn auch der Beste mit „Vorstellungen“ hantirt, „Wahrheitslosigkeit, Sophistik, Wirrwarr, Gedankenlosigkeit“ dabei herauskommen. — Und er tröstet sich — durch einen wahren Sprung in seine erst zukünftige, hier aber plötzlich gegenwärtige Philosophie des Realismus: „Aber man muss sich eben nicht irre führen lassen, dass in allen diesen und ähnlichen Vorstellungen Gott nur ein Name, der Inhalt aber Blausäure, Stickgas oder sonst ein chemischer Stoff ist, der sich unter gewissen Proportionen, die sich selbst dem Calcul unterwerfen liessen, mit einem andern chemischen Stoffe, genannt menschliche Seele, verbindet.“**)

Das Gerüst zur Exekution der Theologie wird hier im „Leibnitz“ aufgeschlagen (1836): „Der erste Gedanke vom Geist ist der Parmenideische Gedanke der absoluten Einheit. Gott als Geist gedacht, wie kann etwas ausser ihm sein? Ganz entgegengesetzt dieser Anschauung ist der theologische Standpunkt. Hier bezieht sich Gott nur auf ein Anderes als er selbst ist. Hier sind nur Weisheit, Güte und Gerechtigkeit die wesentlichen und realen Eigenschaften Gottes; die andern treten in den Hintergrund zurück, sind nicht die charakteristischen Merkmale des theologischen Standpunktes, sind die Metaphysik, wie sie innerhalb der Theologie hervorbricht, oder vielmehr in sie hineingezogen wird. Aber Weisheit, Güte, Gerechtigkeit drücken wesentlich nur Beziehung auf uns aus. Hier zählt er die Haare auf dem Haupte, ja selbst nach Clemens Alexandrinus die Haare des Barts und des ganzen Leibes; ohne seinen Willen fällt kein Sperling vom Dache; er thut nichts als

---

*) V. 139. Unter den Exzerpten aus zahllosen naturwissenschaftlichen Werken, die Feuerbach sich machte, kommen auch solche aus Mayer: „Bemerkungen über das mechanische Acquivalent der Wärme“ vor.

**) V. 111·12.

aufpassen auf das, was auf der lieben Erde vorgeht, nichts als strafen und belohnen, wachen und schützen, prüfen und erretten u. s. w. Er ist weise, aber seine Weisheit besteht nur in der Anordnung, Einrichtung und Lenkung dieser äusserlichen Welt, die ein Anderes als er ist; er ist allwissend, aber der Inhalt seines Wissens ist das Endliche, Ungöttliche, selbst die geheimen bösen, seinem Wesen widersprechenden Gesinnungen und Gedanken seiner Geschöpfe. Deus ideo sapientissimus est, sagt Thomas v. Aquino, quoniam non universalia, sed singularitates minutissimas novit. „Gott ist desshalb der Weiseste, weil er nicht Allgemeines, sondern die geringfügigsten Einzelheiten weiss." Er ist, so zu sagen, mit allem Andern, nur nicht mit sich selbst beschäftigt.*)

Das könnte in der Einleitung zum „Wesen des Christenthums" stehen.

In der Kritik der Hegel'schen Philosophie oder in der Kritik des theologischen Christenthums könnte es, wie hier, heissen: „Die wahre Vermittlung der Philosophie mit der Theologie besteht keineswegs darin, nachzuweisen dass den Vorstellungen der Dogmen, Gedanken, Vernunftwahrheiten zu Grunde liegen. Denn die Dogmen sind nichts Anderes als praktische Bestimmungen, die zu metaphysischen gestempelt sind."**)

Von wunderbarer Klarheit und reichster Gedankenfülle ist der Schluss des Buches: eine Geschichte des Idealismus in nuce. Der erste Standpunkt des Idealismus ist der poetische, anthropologische (eigentlich anthropomorphische). Die Empfindung ist der grösste Idealist, die Natur ist ihr ein Echo, in dem sie sich nur selbst vernimmt. Nach der Empfindung kommt die Vorstellung, das objektive Element in unserer Subjektivität. Daher im 17. Jahrhunderte der Gedanke der Perzeption: Glisson und Campanella kamen durch die Physiologie darauf, Bacon durch die Physik, Leibnitz durch Optik und Katoptrik — daher der „Spiegel" des Universums.***) Selbst die Perzeptionsfähigkeit des „Unbewussten" gelangt zu Ehren: wenn die Befruchtungsorgane

*) V. 115. Uebrigens kommt später auch der metaphysische Gott schlecht genug weg in der 49. Note, S. 218, wo F. an den L.'schen Gedanken: Dieu est l'être suprême, opposé au néant, anknüpft und (1847) zu dem Resultate gelangt: „Gott ist das Gegentheil vom Nichts, und doch findest Du seinen Sinn und Verstand nur im Nichts . . . Findest Du also nicht auch im Nichts die Prädikate der Gottheit?" —

**) V. 126.

***) V. 172.

in der Blumenkrone verborgen und geschützt sind, die Augenlider mit ihren Haaren ein Schirmdach bilden, die Venenklappen den Rücktritt des Blutes in die Arterien verhindern, so kann man darin die Zweckmässigkeit des Organismus erblicken.*) Es ist der Leibnitz'sche Standpunkt — jede Monade spiegelt das Universum ab.

Aber die Gegensätze von Geist und Materie, Glauben und Vernunft blieben trotz alledem zu jener Zeit stehen: der Geist ging, den Hut in der Hand, an der Kirche vorüber, ohne sich weiter um sie zu kümmern. Das Rudiment eines Gewohnheits-Katholizismus, eines Gewohnheitsglaubens überhaupt, erinnerte an vergangene Geschichts-Phasen: so bei Pomponatius, Vanini, Cartesius, welch' letzter die heil. Jungfrau zu Neuburg an der Donau um Beistand in seiner Philosophie anflehte, dabei aber eigentlich Stoiker, Idealist, ja in der Naturbetrachtung Materialist war.

Leibnitz selbst erzählt, eine ausgezeichnete Person (wahrscheinlich die erste Königin von Preussen) habe gesagt: Qu'en matière de foi il fallait se crever les yeux, pour voir clair. Und Leibnitz selbst, der vermeintliche Idealist, kam nicht aus der Mechanik heraus, seine Seele und Seelenwelt ist ein mechanischer Prozess, eine von der Urmonade aufgezogene Uhr.

Es half ihm auch nichts, dass er den Grossen dieser Welt die Theologie metaphysisch appretirte; das Volk in Hannover nannte ihn, den Kirchenflüchtigen, „Lövenix", will sagen: Glaubnichts!"**)

---

*) V. 173 f.

**) „Bayle" III. 77.

„Wenn man's so hört, möcht's leidlich scheinen,
Steht aber doch immer schief darum,
Denn Du hast kein Christenthum."

Zum Abschluss des „Leibnitz" sei noch erwähnt, dass Feuerbach, der in den 60er Jahren einen philosophischen Briefwechsel mit dem jungen, tüchtigen Dr. Bolin in Helsingfors unterhielt, und diesem ein Manuscript über „Leibnitz und Kant" revidirte, seine Auffassung Leibnitzens dahin zusammenzog: Leibnitz möchte den Cartesius verbessern und sich mit Locke verständigen. Erst Kant brachte es wirklich dazu.

V.

Das Keimen der neuen Philosophie.

Feuerbach hatte sich aufs Land zurückgezogen, den Ort wechselte er später nur noch einmal. „Einst in Berlin, und jetzt auf einem Dorfe! ... Den Sand, den mir die Berliner Staatsphilosophie in die Zirbeldrüse, wohin er gehört, aber leider auch in die Augen streute, wasche ich mir hier an dem Quell der Natur vollends aus. Logik lernte ich auf einer deutschen Universität, aber Optik — die Kunst zu sehen, lernte ich erst auf einem deutschen Dorfe."*)

„Alle abstrakten Wissenschaften verstümmeln den Menschen; die Naturwissenschaft allein ist es, die ihn in integrum restituirt, die den ganzen Menschen, alle seine Kräfte und Sinne in Anspruch nimmt."**)

„1836 begab ich mich hieher auf das Land. In demselben Jahre meldete ich mich zum letzten Male um eine Professur der Philosophie; aber, wie zu erwarten war, vergeblich .... Aber ich hatte auch, im Bewusstsein des schneidenden Widerspruchs meines Geistes mit dem sanktionirten und privilegirten Geiste, nie im Grunde meiner Seele auf eine Professur gehofft und spekulirt; ich suchte nichts als einen Ort, wo ich frei und ungestört dem Studium und der Entwicklung und Aeusserung der in mir schlummernden Gedanken und Gesinnungen leben könnte. Ich fand ihn auf einem Dorfe. Seit ich hier bin, waren Natur und Religion die Hauptgegenstände meiner Beschäftigung."***)

„Lass mich in Frieden! Ich bin nur so lange Etwas, so lange ich Nichts bin." — „Wie einst von der Kirche, so muss sich jetzt der Geist vom Staate frei machen. Der bürgerliche Tod ist allein der Preis, um den Du Dir jetzt die Unsterblichkeit des Geistes erwerben kannst."†)

„Wie der Vogel bedarf auch ich zum Ausbrüten meiner Gedankeneier ein sicheres, obskures Nest. Darum liebe ich es auch, in den Dachstuben, in der Nähe der Sperlinge, Staare und Schwal-

---

*) II. 402, „1836—41, Bruckberg."
**) Ebend. 403.
***) Feuerbach an Noack, a. a. O.
†) II. 403. 4.

ben mein Nest aufzuschlagen." — „Wie das Leben im Freien, so liebe ich auch das Philosophiren, das Denken im Freien, sub Jove."

„Im Denken bin ich wie im Leben auf den historischen Ursprung des Christenthums, auf die Essäer zurückgegangen, namentlich darin, „dass sie eine einsame Lebensart, fern vom Geräusch der Städte, priesen", wenngleich meine solitudo eine mit dem Alter Ego verbundene war."*)

Das nächste, in der „Einsamkeit zu Zweien" verfasste Hauptwerk Feuerbachs, welches zugleich seine Arbeiten über Geschichte der Philosophie abschliesst, ist „Pierre Bayle. Ein Beitrag zur Geschichte der Philosophie und Menschheit", 1838. „Und Menschheit" — da liegt's. Nach dem magistralen und majestätischen Leibnitz kommt der spitze, scharfe, schneidige Bayle. Nach dem letzten System die Kritik, nach dem Absolutum die bittere, heilsame Skepsis: „der Widerspruch zwischen Glaube und Vernunft", aber als der „Kulminationspunkt dieses in der Geschichte der Philosophie und Menschheit unumgänglichen Zwiespalts."**) Im „Bayle" kommt es heraus, in unumwundener Deutlichkeit, in nicht mehr wegzuleugnender Schroffheit, dass der „Dualismus, Zwiespalt, das Wesen des klassischen Christenthums ist" — „der Zwiespalt von Gott und Welt, von Himmel und Erde, von Gnade und Natur, von Geist und Fleisch, von Glaube und Vernunft."***) Die Askese, die Unmöglichkeit von Kunst und Wissenschaft, tritt in ernsthaften Kampf mit den Anforderungen der neueren Zeit, mit den Regungen und Strebungen des erwachten Menschengeistes.

„Der Protestantismus hob den falschen (katholischen) Gegensatz von Geist und Fleisch auf. Er führte unter Sang und Klang den Menschen aus dem Kirchhofe des Katholizismus wieder ins bürgerliche und menschliche Leben ein. Er verwarf daher vor Allem auch das Cölibat, als eine dem Naturrechte des Menschen widersprechende, gottlose, willkürliche Satzung. Aber der Protestantismus befreite und errettete den Menschen nur von seiner praktischen, nicht von seiner theoretischen oder intelligenten Seite: die höhern Ansprüche, die Rechte des Erkenntnisstriebes, die Ansprüche der Vernunft, anerkannte und be-

*) Hinterlassene Aphorismen.
**) VI. Vorwort VII.
***) VI. 9.

friedigte er nicht. Er blieb hierin in der alten Barbarei befangen, Glaubensartikel im Widerspruch mit der Vernunft aufzustellen, und doch als wahr festzuhalten.“ *)

Die Erkenntniss dieses Widerspruchs tritt in Luther, Calvin und andern Reformatoren zu Tage; erst Bayle ging ihm zu Leibe, aber nicht als Freigeist, sondern als ernster, bekümmerter Forscher.

Pierre Bayle war kein Professor, obgleich er zu Sedan und Rotterdam Vorlesungen gehalten. Als er sein Amt verlor, war er entzückt über seine gewonnene Unabhängigkeit, über die Befreiung von dem „Fardeau importable“. Bayle war auch kein Theologe, er war ohne theologischen Sinn. Die rechten Theologen hassen die Wissenschaft, den universellen Geist, den Geist schlechthin.**)

Die Natur erregt dem Theologen blos Neugier; wie täppisch steht Brockes in seinem „Irdischen Vergnügen“ vor der Natur! Athanasius Kircher, der 1680 starb, hat 6561 Beweise vom Dasein Gottes. Im 18. Jahrhunderte gab jede Thierart einen neuen teleologischen Beweis her.

Neben der Astrotheologie, Lithotheologie (Stein-) Petinotheologie (Geflügel-) kamen auf: die Insektotheologie, die Akridotheologie (Heuschrecken-) — „den Kopf hat Gott ihnen also eingerichtet, dass er länglich und das Maul unten, damit sie im Fressen sich nicht tief bücken, sondern bequem und geschwinde ihre Nahrung nehmen mögen“ —, eine Hydro- und Pyrotheologie (Wasser- und Feuer-), eine Brontotheologie („vernünftige und theologische Betrachtungen über Blitz und Donner“), eine Sismotheologie („physikalisch-theologische Betrachtungen über die Erdbeben“). Selbst ein so bedeutender Mann wie Réaumur laborirte an der leidigen Teleologie, welche jede „unmittelbare Anschauung von der Natur“ verhindert. „Der Satz des Hippokrates, dass die Natur ohne Ueberlegung die rechten Mittel trifft, galt für Ketzerei, für Heidenthum, für Atheismus.“ ***)

Bayle stellt sich auf den Standpunkt des Denkens, und erklärt, dem armseligen Wirrwarr und den knarrenden Widersprüchen in den Köpfen seiner Zeitgenossen gegenüber, den Atheismus für berechtigt. So besonders in seiner berühmten Kometen-Schrift und im Dictionnaire historique et critique, Artikel Mahómet.

*) VI. 19. 20.
**) VI. 29—31.
***) VI. 42—44. Der arme Hippokrates käme auch heute wieder schön an!

In der ersteren Schrift beweist er, „dass die Kometen, wenn sie Gott zur Vorbedeutung von Uebeln und als Mittel zu religiösen Zwecken hervorbrächte, nur die Götzendiener in ihrem Aberglauben bestärken würden." „Ein Staat könnte recht gut aus Atheisten bestehen, weil der Atheist durch natürliche Gründe zu guten Handlungen bewogen werden kann."*) In dem Wörterbuch heisst es: „Die Religion, die uns nichts so sehr anbefiehlt, als Unrecht zu ertragen und demüthig zu sein, flösst uns sicherlich keine kriegerischen Gesinnungen ein; und doch gibt es auf der Erde keine so kriegerischen Nationen als die Christen. Die Türken selbst stehen hierin den Christen nach. Wahrlich, eine grosse Ehre für die Christen, dass sie sich besser als die Muhamedaner auf die Kunst verstehen, zu tödten, zu bombardiren und das menschliche Geschlecht auszurotten."**)

Das scheint so aus Montaigne hinübergeperlt zu sein.

„Die Religion ist nicht im Stande, unsere Leidenschaften im Zaum zu halten; — wenn der Glaube nicht fähig ist, unsere Leidenschaften zu zügeln, so kommt auch das Gute, welches wir thun, nicht aus dem Glauben"***). — „Warum wollt Ihr den Atheisten die Fähigkeit absprechen, zu erkennen, dass man verpflichtet ist, die Handlungen des Willens nach der Vernunft zu richten, d. h. die Gesetze der Moral zu erfüllen?" — „Thomas Aquino und Hugo Grotius behaupten, dass wir, selbst wenn es auch keinen Gott gäbe, dennoch verpflichtet wären, den Gesetzen des Naturrechts Gehorsam zu leisten."†)

„Ihr müsst ferner bedenken, dass die von einem falschen Religionseifer eingenommenen Gewissen nicht durch die Triebfedern, welche einen Spinozisten zurückhielten, im Zaume gehalten werden können ... Wenn der französische Hof atheistisch gewesen wäre, würde er so gegen die Calvinisten verfahren haben, wie er verfuhr? würde er eine Bartholomäusnacht gefeiert haben?"††)

Nach einer gründlichen und eben so klaren Erörterung dieser Maximen folgt dann die Verherrlichung Bayle's wegen seiner „Idee von der Selbständigkeit der Ethik, des Gedankens der sittlichen Verhältnisse, als durch sich selbst bestimmter und begründeter,

*) VI. 57.
**) VI. 58.
***) VI. 60 u. 62.
†) VI. 65 u. 66.
††) VI. 71.

schlechthin allgemeiner und nothwendiger, von den Partikularismen der positiven Religionen und den Dogmen der Theologie unabhängiger Verhältnisse."*). Das heisst, wir haben das Gebiet der dogmatischen oder Religions-Philosophie hinter uns, wir sind beim Menschen, freilich erst beim theoretischen, systematischen Menschen angelangt. „Gott ist nur noch ein Name, ein Wort; das Wesen, der Begriff ist der ethische Begriff. Ja, es ist nicht nur gleichgültig, ob Du das Wort „Gott" noch anwendest oder fallen lässt: es ist heilsam, es ist redlich, es ist ein wohlthätiger Fortschritt, es ist eine Nothwendigkeit, das Gute nicht als ein Prädikat, als eine Eigenschaft eines Wesens, das noch andere, ihm selbst entgegengesetzte Eigenschaften hat, zu fassen, sondern in seiner absoluten Selbständigkeit zu denken. Nur so wird das Sittliche rein, unbefleckt, unvermischt gedacht, erkannt, was es ist, nur so wird es als Idee gefasst.**)

„Der Glaube und Begriff des Wunders an sich selbst ist ein eben so unvernünftiger, als irreligiöser und unsittlicher Glaube und Begriff. — Der Atheismus, der so verächtlich behandelte Atheismus, war nichts anderes als die nothwendige und desswegen heilsame Uebergangsstufe von dem empirischen, wie ein äusserliches Ding gegenständlichen Gott.... zum Idealismus, zum Gedanken des Geistes, zum Begriff des Göttlichen an und für sich, zur selbständigen, lautern Erfassung des Wesens der Natur, wie des Wesens der sittlichen Idee."***)

So haben auch Kant und Fichte die Ehre der Menschheit gerettet. Der „kategorische Imperativ" war das „Manifest, in dem die Ethik ihre Freiheit und Selbständigkeit der Welt ankündigte — ein heilbringender elektrischer Schlag aus dem heitern Himmel der bisherigen Glückseligkeitstheorieen. Kant ist der Erste, der eine Grammatik der Ethik schrieb ... Fichte war der Held, der einzig der sittlichen Idee die ganze Macht, Schönheit und Herrlichkeit der Welt zum Opfer brachte; daher die Einseitigkeit seines Systems. Aber nur diese selbständige Erfassung konnte auch einen solchen rein sittlichen Charakter hervorbringen.†)

---

*) VI. 84.

**) VI. 97. 98.

***) VI. 99 u. 100.

†) VI. 100—102. „Man vergleiche Fichte's Leben, von seinem Sohn — ein würdiges, höchst dankenswerthes Denkmal."

Niemals sind wohl die Gegenstände des protestantischen Glaubens so schauerlich bedrängt worden, als dies von Bayle geschieht und von Feuerbach im „Sechsten Kapitel“: „Der Widerspruch der Dogmen mit der Vernunft“ resumirt wird. Bayle stellt diesen Widerspruch auf eine solche Spitze, dass man meinen sollte, der einfache Schluss müsste sein: „Wahr ist nur, was mit der Vernunft übereinstimmt“. Denn die Bayle'sche Kritik kommt „aus einer förmlichen Entzweiung mit dem Glauben, aus einem innerlich entschiedenen Widerwillen gegen ihn“*). Aber das gerade war der Charakter der Neueren Zeit seit Cartesius: man glaubte immer noch zu glauben, man glaubte orthodox zu sein! Freilich der Satz des Cartesius, man dürfe nichts für wahr halten, wovon man keine klare und deutliche Vorstellung habe, hat zwei Jahrhunderte lang dieselbe Bedeutung gehabt, die Kant der transzendentalen Aesthetik und Logik gab. Mochten Cartesius und Kant persönlich abirren, Konzessionen machen, alte Gebäude stützen wollen: die Prinzipien blieben, und wurden immer wieder angerufen.

Bayle war Calvinist, Sohn und Bruder von Predigern; er hatte dieser seiner Zugehörigkeit so wenig Hehl, dass er sie mit Liebe betonte, aus Calvinismus allein den Aufenthalt in Holland den Pariser Ehren verzog. Und so kam es, dass in dem Widerspruche zwischen Vernunft und Glaube Bayle auf die Seite des Glaubens trat und seinen „Verstand unter die Herrschaft des Glaubens gefangen gab“.**)

Er bittet den Glauben um Verzeihung für die ihm angethane Insulte, traktirt die Einwürfe der Vernunft als unschuldige Witze, rhetorische und dialektische Uebungen. „So umflattern die Zweifel und Einwürfe Bayle's, wie kleine Tagvögel, angreifend, aber sogleich wieder zurückfliehend, keck und furchtsam zugleich, die Nachteule der Orthodoxie.“***)

Wunderbar geistreich, wahr, tief, plastisch im Ausdrucke, von echt historischem Verständnisse der pragmatischen Gesichtsphilosophie getragen, unseres Wissens ohne Gleichen, ist die Darstellung dieses Bayle'schen Krieges mit sich selbst, wie er in der Haltung des Dictionnaire historique, ja in der äusseren Oekonomie dieser Bibel der Skepsis hervortritt. †) Und dieses bellum civile, dieser interne

*) VI. 138.
**) VI. 157.
***) III. 158.
†) VI. 158. ff.

Krieg zwischen Kopf und Herz, ruft der Verfasser aus, ist die That Eueres Glaubens!

Bayle als Polemiker ist der Vorläufer Voltaire's und Jean Jacques', und die Widerrufung des Edikts von Nantes (1685) wird in der politischen Geschichte ihr unsterbliches Brandmal so lange auf der Stirne tragen, als Bayle's Schrift vorhanden ist: „Ce que c'est que la France toute catholique, sous le règne de Louis le grand.“ Der Gedanke der vollen ganzen, ausnahmslosen Toleranz in Glaubenssachen tritt in Bayle's „Contrain-les d'entrer“, Compelle intrare, „Zwing' sie herein!“ nach Castellio und Montaigne, vor Locke und Voltaire, ebenbürtig mit Allen, grösser durch die Festhaltung des Calvinismus, mit der philosophischen Gemüthsruhe des Quäkerthums auf.

„Bayle ist da positiv, wo er negativ ist — Philosoph da, wo er mit unphilosophischen Gegnern, namentlich mit Theologen, zu thun hat.“ „Ein Universal-Kritiker seiner Zeit“.*) „Negativ ist er, wo er mit dem Positiven einer Philosophie in Berührung kommt, wo er den Gedanken an und für sich bestimmen soll. Hier macht er den Zweifler, nicht selten den Zweifler zur Unzeit, und macht uns selbst wieder irre an seinen besten Gedanken; er weiss, dass die Empirie ohne Metaphysik nichts ist, aber er hat kein metaphysisches Sitzfleisch .... B.'s Skeptizismus ist nur der Ausdruck des normalen Verhältnisses, in welchem der Geist des französischen Volkes zum metaphysischen Gedanken steht .... B.'s Skeptizismus (gegen die Vernunft) war eine historische Nothwendigkeit für ihn, er musste der Vernunft ihre Tugenden als Fehler anrechnen ... Wo gewisse religiöse Dogmen als Wahrheiten im höchsten Sinne respektirt sind, als solche, an die die ewige Seligkeit gebunden ist, da ist die Philosophie nur ein Divertissiment, ein Plaisir, ein Spass ... Aut Caesar aut nihil .... Eine Thätigkeit mit wahrem Interesse, eine uranfängliche Thätigkeit wird die Philosophie in neuerer Zeit eigentlich erst in Kant.“**)

Vortrefflich ist das Verhältniss und der Gegensatz von Bayle zu Spinoza charakterisirt: „Bayle, der literarische Nimmersatt — Spinoza, der in sich selbst befriedigte Denker; Bayle, der Journalist, der Galanterie-, oft auch Trödelwaarenhändler — Spinoza, der stille

*) VI. 202.

**) VI. 217—222.

Optikus.*) Bei aller Ueberlegenheit des Spinozischen geschlossenen Gedankensystems über die Bayle'sche Plänkelei sass aber doch ein Hieb des französischen Fechtmeisters, den Fichte also interpretirte: Spinoza betrachte den Gedanken als ein Ding, folglich sei er dogmatisch.**) Dass Bayle's immer denkender, immer philosophirender Esprit, dieser hochgradige Spiritus, Witzé gleich Funken von der Lokomotive sprüht, davon hat Jeder einen Begriff, der das grosse Dictionnaire auch nur durchblättert; aber der generische Unterschied zwischen Deutschland und Frankreich, zwischen Bayle und Feuerbach, tritt auch niemals prägnanter hervor, als wenn man die Bayle'schen Kometen-Ausdünstungen mit dem ruhigen und selbstgewissen Glitzern des Fixsternes Feuerbach vergleicht, wenn man sich zuerst an dem Bayle'schen Witz ergötzt hat, um sich dann an dem göttlichen Humor Feuerbachs — in den „Anmerkungen und Erläuterungen zu Bayle" — zu erbauen. Der Humor ist eben der objektive, der sonnenhafte Witz.

Doch sind die Pikanterieen und Krachmandeln Bayle's keineswegs zu verachten, und die folgende wusste zuverlässig Feuerbach wie Schopenhauer zu goutiren: „Ich bin, schreibt Bayle an einen Freund, kein besonderer Freund von den Streitigkeiten, den Ränken, den Entre-Mangeries professorales (gegenseitigen Professoren-Fressereien), welche auf allen unsern Akademieen herrschen. Canam mihi et Musis."***)

Und weil denn Schopenhauer genannt worden, so nehme man das Zitat aus dem theologischen Discours eines Arztes gegen die Propagation des Menschengeschlechtes (bei Bayle, Nouvelles lettres critiques) in den Kauf: „Quoi de plus monstrueux que de voir durer depuis si long-temps la propagation du péché? C'est contre toutes les lois de la nature, car les monstres n'engendrent point, et voilà l'homme pécheur qui est le plus monstrueux de tous les êtres, qui ne laisse pas de se multiplier et de couvrir toute la terre. Puisque nous ne pouvons pas arrêter cette suite funeste de générations monstrueuses, du moins devrions nous souhaiter avec S. Paul que tous les hommes lui ressemblassent, et on verrait cesser dans une cinquantaine d'années l'engeance du péché.†)

*) VI. 224 ff. **) VI. 301. ***) VI. 232.

†) VI. 303. Wo Feuerbach ausführt, dass dies nur die Wiederholung des Lobes der „Virginität" bei Thomas von Aquino, Fulgentius, dem Kardinal Vigerius, also eine alte Geschichte sei. 304. 5.

Ueber „Bayle“ heisst es in der handschriftlichen „Vorrede“: „Der Widerspruch zwischen dem Leibnitz'schen Monotheismus und Polytheismus, mit andern Worten, Theologie und Philosophie, Supranaturalismus und Rationalismus, führte mich endlich wieder auf die seit den „Gedanken über Tod und Unsterblichkeit“ absichtlich und pathologisch vermiedene und verabschiedete direkte Polemik gegen die Theologie, und so kam ich denn, ich möchte sagen nothwendig, auch ganz abgesehen von den Begebenheiten der Zeit, von deren Inhalte, wie überhaupt von dem Zusammenhange meines äussern Lebens mit meinem schriftstellerischen, ich hier abstrahire, — auf Bayle. Der Standpunkt dieser Schrift ist der des Protestantismus im Sinne des Rationalismus, von welchem ich zugleich aber, wie es meine Manier ist, indirekt, thatsächlich, faktisch demonstrirte, wie man einen Philosophen auffasst und darstellt, nämlich in der Totalität, in der Unzertrennlichkeit seines allgemeinen und besondern Wesens. Der Natur des Gegenstandes gemäss, ist der Grundgedanke dieser Schrift die Unabhängigkeit, die Selbständigkeit der Ethik von allen theologischen Einwirkungen, die Unabhängigkeit der Wahrheit einer Lehre von Mirakeln, der Ueberzeugung von allen dem gemeinen sinnlichen Auge imponirenden Wirkungen äusserer sinnlicher Mächte. Der Charakter der Schrift ist daher ganz abstrakt, der Charakter scharfer Unterscheidung und Trennung.“

Und dazu die psychologische Bemerkung: „Was man wahrhaft studiren will, mit dem muss man identisch sein, wenigstens eine Zeit lang. Mit Hegel muss man Hegel, mit Leibnitz Leibnitz, mit Spinoza Spinozist werden. Wer seinen Verstand nur gegen Etwas gewendet, der kennt nie den wahren Verstand desselben. Ausserdem behandelst Du jene Philosophen blos als Historiker, als Gelehrter, nicht als wesensgleicher Philosoph.

„Was man blos in seinem Kopfe hat, das wird fixe Idee, davon wird man nicht wieder frei. Was man aber in Fleisch und Blut verwandelt, verzehrt, das wird nur seiner Substanz nach erhalten, das metamorphosirt sich, denn das Blut erneuert sich immer und duldet nichts Fixes. So existiren noch heute die Ichthyosauren, die Pterodaktylen und andere Monstra im Kopfe der Gelehrten, nachdem sie längst im Blute eines edleren Thiergeschlechtes ertrunken sind.“*)

*) Ganz ähnlich im Curric. vitae, II. 404.

VI.

Feuerbach und die Mitlebenden.

Die Prämissen zum „Wesen des Christenthums“ liegen vor, Katholizismus wie Protestantismus hatten in den Personen und Systemen von Cartesius, Leibnitz und Bayle ihre, wenigstens rationalistische, Kritik erfahren. Der Philosoph brauchte sich nur noch in das Wesen der Sache, in den genetischen Prozess der Religion selbst zu vertiefen, um seine Konklusion zu ziehen, die denn auch einzig in ihrer Art dasteht. Der Prozess dieser Vertiefung währte von 1838—1841.

Schauen wir jetzt einen Augenblick in der damaligen Gegenwart umher, auch ein wenig zurück, wo es Noth thut, und beobachten wir Feuerbach in seiner freundlichen und gegensätzlichen Berührung mit Mitlebenden, Mitkämpfern, Ueberholten und Antagonisten. Sein erster Band: „Geschichte der neueren Philosophie von Bacon bis Spinoza“ machte Epoche, und setzte den Verfasser auf die philosophische Tagesordnung. Noch weit mehr war dies der Fall durch seinen „Leibnitz“ — so war noch niemals Geschichte der Philosophie geschrieben worden!

Zunächst gewann ihn die Berliner „Societät für wissenschaftliche Kritik“ zum Mitarbeiter für die „Jahrbücher“. Korrespondent: Professor Leopold von Henning. Hier herrschten die Althegelianer, näher (um Hegelisch zu reden) das Centrum der Hegelei, damals im noch fast unbestrittenen Alleinbesitz der „ewigen Wahrheiten“. Ein Jahr später, nachdem die Herren den Feuerbach acquirirt hatten, schoss der zwei Jahre jüngere David Friedrich Strauss das erste gewaltige Loch in die „Religion des absoluten Geistes“, indem er ihr historisches Fundament als absolut unhaltbar nachwies: Anfang der Junghegelei. Auf der äussersten Rechten sass Göschel, ein juristischer Jakob Böhme redivivus, in welchem die Philosophie „Alles was sie will“ — beweisen konnte. Im linken Centrum — dem Platz der Minister-Kandidaten — erhob sich unter der krausen Mähne das behäbig geistreiche Gesicht von Eduard Gans, der zwar die Regierung nach Aussen hin unterstützte, nach Innen aber beständig zu murren und zu opponiren hatte. Wurde ihm doch ein wohlkombinirter taktischer Angriff auf Stahl's Rechtsphilosophie bei der Herausgabe der Hegel'schen

Vorlesungen vom Ministerium — der Althegelianer bis auf etliche Schattenrisse gestrichen.

Und in dieser „Societät“ sollte Ludwig Feuerbach aushalten! Nicht einmal das erste Jahr der Mitarbeiterschaft (1835) dauerte die Entente cordiale zwischen den Althegelianern und dem selbständigen Himmelsstürmer Feuerbach. Freude hatten sie eigentlich nur an ihm, wenn und solange er gemeinsame Gegner mit der Schärfe des Schwertes durchhieb, und selbst in dieser Rubrik hieb er ihnen bald über die Schnur, die sorgsam gezogene.

Einig war man in der Kritik von „Jakobi und die Philosophie seiner Zeit“, von J. Kuhn.*) Feuerbach kämpfte hier mit dem Geiste seines Vaters auf der Terrasse der wissenschaftlichen Kritik; der Vater war Freund und Denkgenosse des Münchener Präsidenten der Akademie gewesen. Das Denken, sagte der Sohn, ist Vermittlung durch Abstraktion; aber Jakobi bricht die Früchte unmittelbar vom Baume der Erkenntniss. Das war auch die allgemein rezipirte Auffassung der herrschenden Philosophie. Feuerbach fügte eine inhaltsvolle Bemerkung hinzu: „Das Denken ist wesentlich die zeitfreie Identität, die simultane Zusammenfassung seiner Vermittlungsreihen; es ist immer zugleich ein alles Folgende antizipirender, über das Diskursive übergreifender Akt, ein Akt der Intuition.“ Nur für das Subjekt ist es „successiv“, das aber ist blosse „Erscheinung“. — Diese „Intuition“, plötzliches Erschauen des Gesetzes, denkt man sich am Besten als ein Zusammen von Induktion und Deduktion; nur überkommt sie uns nicht im Schlafe, oder wenn wir auf dem Rücken im Grase liegen, sondern sie ist die „Gnade“, welche der ernsten Arbeit des Denkens gewährt wird.**)

Vollkommen einig war man ferner in der „Kritik des Antihegel“ (Professor Bachmann zu Jena),***) an welchen Karl Rosenkranz sein „Sendschreiben“ erliess. Einem oberflächlichen und trivialen Gegner gegenüber, stellt sich Feuerbach auf den Hegel'schen Standpunkt, und misst die Nörgeleien des Besserwissens an dem Massstabe der absoluten Logik. Nichts ist wahr und real als die Idee (das spätere „Reich der Schatten“); „der Geist selbst ist die in uns selbst von uns unabhängige und unaffizirbare, objektive

*) II. 83—91.
**) II. 86. Vergleiche Zöllner „über die Kometen“, besonders bei Kepler.
***) II. 18—82.

Welt". „Bewusstsein" ist unser „Prius". „Alle Kraft in uns ist zuletzt nur die Kraft des Denkens". „Wie das Sehen dem Lichte nicht gleichgültig ist, so ist der Wahrheit die Erkenntniss nicht gleichgültig". „Die Erkenntniss des Menschen von ihr ist ihre Selbstgewissheit". „Die Liebe der Wahrheit" ist „die Liebe der Wahrheit zu sich selber". Die Liebe des Menschen zu ihr ist ihr „eigenes Selbstgefühl". Unser Bewusstsein der Wahrheit ist „ihr eigenes Selbstbewusstsein". „Das Wissen des Menschen von Gott ist zugleich das Sichselbstwissen Gottes im Menschen". (Wir schreiben 1835.) So wird denn Bachmann vornehm und derb zugleich abgethan. Aber ohne Feuerfunken geht die Sache doch nicht ab. Notiren wir die allerliebste Bemerkung: Kant habe nur Verstand und Willen als Entelechieen oder Monaden anerkannt, die Alles aus ihrem eigenen Fond schöpfen. Die Leibnitz'schen Monaden seien lauter „kleine Kantianer", die sich die Dinge nur vorstellen könnten. Ueberhaupt ist Leibnitz hier schon ein volles Jahr vor dem „Leibnitz" richtig charakterisirt.

Eben so anerkennend für den Meister ist die Anzeige von „Hegels Geschichte der Philosophie",*) die übrigens wirklich, aus guten Gründen, das Beste genannt werden muss; denn hier handelt es sich wörtlich um „vergangene Gedanken". Der „reine Gedanke" beschäftigt sich hier ausschliesslich mit sich selbst, schwimmt in seinem eigenen Elemente, was bei der Religion, dem Rechte und der Geschichte nicht der Fall ist, am Wenigsten aber bei der Natur geduldet werden kann. Meinungsverschiedenheit kann bei der Geschichte der Philosophie nur in so weit aufkommen, als man fragt, ob die einzelnen Momente oder Stufen der gedanklichen Entwicklung richtig gefasst sind, und ganz besonders, ob die alleinige Zeit, die abstrakte Succession, der zwingende Bann sein darf, welchen man dem ätherischen Fluidum des Gedankens auferlegt.

Vorzüglich ist aber hier der Ausfall gegen die „Materialisten" von der hölzernen Observanz: dass die Atomisten gar kein absoluter Gegensatz zu den Eleaten seien, indem das Atom durchaus keinen Gegenstand der Empirie bilde, sondern dem Denken angehöre. Nach Demokrit selbst könne der Sinn gar nicht das Reale wahrnehmen, sondern nur der Gedanke, *διὰ τῆς διανοίας*.**) Mit andern

*) II. 1—17. Die Kritik des absoluten Zeitmasses erfolgte bei Feuerbach im Jahre 1839: „Kritik der Hegelschen Philosophie". S. auch den Nachlass.

**) II. 11.

Worten: Gibt es einen Chemiker, der nicht schon mit Gedanken im Kopfe an die Retorte herantritt? einen Anatomen, der gedankenlos das Skalpel handhabt? Bei keinem Denker aber sollte man vorsichtiger sein mit Rubriken als gerade bei Feuerbach, der die verschiedenen „Ismen“ später als „Spitznamen“ bezeichnet; ja man darf nicht einmal ihm selbst glauben, wenn er im Eifer gegen den schwindsüchtigen Spiritualismus Felsblöcke mit den massivsten Aufschriften wider die Gegner schleudert. Es ist ein wissenschaftlicher Skandal, dass wir genöthigt sein werden, eine solche Ehrenrettung, angesichts der unphilosophischen „schönen Seelen“, die zahnlos, wie sie sind, nie auf einen wirklichen Gedanken angebissen haben, noch vorzunehmen.

Bereiten wir uns vor auf die sog. Wendung gegen Hegel. In den nachgelassenen Aphorismen findet sich folgende Signatur der hier in Rede stehenden Zeit: „Der Hegelianer ist bei mir über die Studirstube hinaus in die Oeffentlichkeit gekommen. Was ich für Hegel geschrieben habe, habe ich schon mit der Freiheit geschrieben, mit der man über Etwas schreibt. Und wie oft sind wir für Jemand, weil wir nicht mit denen, die dagegen sind, gemeine Sache machen wollen. Als ich als Schriftsteller für Hegel auftrat, war er für mich schon zu einem Objekt der Geschichte geworden.“

Bei der „Kritik des modernen Afterchristenthums“ No. 1, „Kritik der christlichen Rechts- und Staatslehre von Fr. Jul. Stahl“ (1835) — kratzte sich die wohlehrsame Berliner „Societät“ schon gewaltig hinter den Ohren. Man wird das Nähere in der Korrespondenz finden. Die Flitterwochen Feuerbachs mit der Althegelei gingen auf die Neige. Die Transzendenz des religiösen wie des juridischen Wesens ging den Herren über die Haarspitzen hinaus. Es wurde ein Wohlfahrts-Ausschuss, bestehend aus den Senatoren Henning und Hotho ernannt, um die nöthige Remedur eintreten zu lassen; dieses Comité du salut public beschloss, den Delinquenten selbst zu verhören, resp. ihn zum Sündenbekenntniss zu veranlassen etc. etc. Mit allen von Feuerbach gemachten Konzessionen bleibt die Analyse des pfiffigen Konvertiten, der die Reaktion in Preussen systematisirte, ein Meisterstück.*)

Es folgte die „Geschichte der neueren Philosophie“ von Erdmann (I. Bd. 1. Abtheilung) und „Cartesius und seine Gegner“

*) I. 108—127.

von Dr. Hock.*) Erdmann behandelt Feuerbachs Thema! — das war wirklich wie Feuer und Erde! Feuerbach lässt den Erdmann so durchschlupfen, nur monirt er allerstrengstens, dass nicht Bacon und Cartesius, sondern die Italiener an den Anfang gehören. Die Italiener zweifelten zuerst, suchten die Philosophie „in sich“ oder „in dem grossen Buche der Welt“. Bruno: della coincidenza de' contrarii, ist das Prinzip der neuern Zeit und Philosophie. — Hock, ein Wiener, verherrlicht den Cartesius als „Dualist und Katholik“, hat also nur an der Schale geknuppert. Sat.

Grosse Unterbrechung — „Leibnitz“ erscheint, „Pierre Bayle“ steht auf der Staffelei. Erst 1838 erhält Erdmann seine zweite Lektion („Geschichte der neuern Philosophie“, I. Bd. 2. Abtheil.).**) Die neuere Philosophie, wird ihm jetzt dozirt, beginnt mit Telesius; vom Kontrast gingen die Italiener aus, dieser Materie aller Dialektik, vom Satze der Identität, welche identisch ist mit dem Widerspruche. Daher erst entstand Cartesius, und Corneille war Cartesianer, wenn er sagt: Je vois avec chagrin que l'amour me dédaigne .. à pousser des soupirs pour ce que je dédaigne ... Cet hymen m'est fatal, je le crains et le souhaite.

Die Materie wird hervorgehoben: Jakob Böhme suchte sie in Gott, Spinoza machte sie zum Attribut Gottes, also göttlichen Wesens, bei Hobbes ist sie das einzig Reale. Eine scharfsinnige Untersuchung entwickelt den Skeptizismus als die „schwache Seite der Empirie“, als „Produkt der Vielwisserei“. So ist Montaigne das Haupt der französischen Skeptik. Doch wird ihm die wohlverdiente Ehre gelassen, Kritiker der dogmatischen Philosophie gewesen zu sein. Dann folgt eine gründliche Zurechtweisung Erdmanns in Bezug auf Bayle, der durchaus nicht als Skeptiker, sondern als Kritiker zu fassen sei. Und endlich lesen wir ein ganz Feuerbach'sches Résumé seines gerade vollendeten Buches. „Wodurch Bayle sich von den übrigen Skeptikern unterscheidet ... ist, dass er die Gegensätze von Glaube und Vernunft, welche bei Cartesius nur die Bedeutung einer mechanischen Trennung hatten, in einen chemischen Konflikt brachte, dass er die Glaubensvorstellungen seiner Zeit zum Objekt freien, d. i. kritischen Denkens machte, und die Selbständigkeit, die

*) II. 92—99.
**) II. 100—115.

ausnahmslose Unbedingtheit, die unumschränkte Souveränität der ethischen Ideen, der praktischen Vernunft anerkannte und geltend machte, wenn er gleich der theoretischen Vernunft nur eine negative Stelle anwies.“ Auch die Liebe feierte Bayle als „Ame du Monde“.*)

Wir sind über die „Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik“ und die Berliner „Societät“ hinaus; an Professor v. Hennings Stelle war Arnold Ruge getreten, an die Stelle der friedlichen Lämmer der Halle'sche Löwentrotz. „Halle'sche Jahrbücher“, bald „deutsche Jahrbücher“, — so lautet jetzt die Parole. Nicht mehr „absoluter Geist“ und „absolute Religion“ werden aufgetragen, sondern absolute Kritik, Schwefelsäure der Analyse. Strauss ist Bannerträger der kritischen Theologie — dann Feuerbach der kritischen Philosophie. Die Berliner überlassen wir der Korrespondenz Ruge's.

Arnold Ruge besass alles Zeug zu einem Parteiführer. Beweglichen Geistes, enzyklopädisch gebildet — bis zur römischen Militärtaktik, schreibfertig, keck und drastisch im Ausdruck, nicht systematisch verbissen, mit den Fortschritten fortschreitend, mit der Entwicklung sich entwickelnd, unabhängig gestellt, opfermuthig, war er wie auserlesen dazu, eine heilige Schaar, eine Schaar des Todes um sich zu sammeln und zum Sturme zu führen. Er hat fünf Jahre lang die Verwirklichung der Philosophie kommandirt, hat viele Erschlagene zur ewigen Ruhe gebettet, und ist heiter den bösen Mächten unterlegen. Ihm gebührt ein bleibender Denkstein im Campo santo der streitenden Literatur. Vor dem Sozialismus und dessen Konsequenzen erschrak er, die Feuerbach'sche „Theogonie“ begriff er nicht mehr: der Hegelianer kam doch wieder zum Vorschein.

Hei, wie der Sichelwagen der „Halle'schen Jahrbücher“ daher fuhr und einschnitt! „Macbeth ist reif, und droben
Bereiten ewige Mächte schon das Messer!“

Im Namen der Freiheit! Zunächst der ethischen — „Idee der Freiheit von K. Bayer“**). Dieses Buch eines Freundes machte auf Feuerbach einen gewaltigen Eindruck; es diente ihm zur Ausfall-Pforte gegen die alte Metaphysik. „Das Wort Freiheit ist das Fiat, das Schöpfungswort der neuern Zeit. Auf einem Freiheitsakt

*) II. 111—115, wo sich überhaupt ein schärferer Wind erhebt.

**) II. 116—125. Feuerbach schreibt immer Bayer; wogegen der leibliche Bruder sich Beyer nennt!

beruht vom Anfang an die neuere Philosophie. Macht Euch frei vom Autoritätsglauben, frei von der Herrschaft des Aristoteles! waren die Worte, mit denen ein Patricius, ein Petrus Ramus, Ludovicus Vives, Telesius, die befangene Menschheit aufweckten und den Morgen der neuern Zeit verkündeten. Morgenstund' hat Gold im Mund; golden, inhaltsvoll waren auch diese Worte für ihre Zeit; nichts Geringes forderten sie, nichts weniger als eine nur negative Freiheit. Denn der Aufruf: macht Euch frei vom Aristoteles! enthielt ausdrücklich den sokratischen Imperativ: *Γνῶθι σαυτόν*, das Gebot: werdet selbst Aristotelesse, erkennt euch, erkennt euch als Menschen, als freie Wesen, als Wesen, welche dieselbe Kraft, dieselbe Vernunft beseelt, die einst den Aristoteles erleuchtete, denkt selbst!" — Die Lerche war's, und nicht die Nachtigall.

Die Kritik Hegels beginnt leise, wie eine Schalmei aus Waldesdickicht; im Anfang tupft Feuerbach noch zart von Oben herab auf die wunden Stellen, metaphysisch verblümt. Diese Metaphysik war Feuerbachs Geliebte gewesen, er liebte sie noch immer, aber er schwur ihr den Tod. „Moors Geliebte soll nur durch Moor sterben."

„Kant, Fichte, Hegel seien unsere Meister, unsere Lehrer; aber sie seien nicht unsere Vernunft, nicht unsere Philosophie." Hegel in specie verdient alles Lob: „Bei sich selbst sein war ihm Freiheit"; aber er vernachlässigte die Subjektivität, das Einzelne. Die Idee des Guten wird von ihm nur so mitgenommen, redet nicht mit bei der Schöpfung der Natur. „Die Natur ist das Dasein der absoluten Güte. Der Begriff der Natur ist der Begriff der Liebe." — „Die Liebe ist Vernunft." — „Der Begriff des Lichtes ist der Begriff des Daseins schlechtweg und unzertrennlich von dem Akt des Sehens, welcher in Einem der Ursprung der Vernunft und Liebe im Menschen ist."*) Noch leidlich metaphysisch selber, sogar etwas „naturphilosophisch".

Die Vergleichung Hegels mit Chr. Wolf ist keine Herabsetzung des Ersteren; F. sagt: Wolf habe die Deutschen in die Zucht genommen, einige Vernunft in ihre schweren Köpfe gebracht. „Wohl der deutschen Nation, wenn ein zweiter Wolf sie wieder unter seine Zucht nimmt!"**)

Bayer wird gepriesen, dass er die intellektuelle Freiheit an die Spitze stelle, als welche dem Willen erst seinen Inhalt gebe.

*) II. 118. 119. **) II. 120.

„Tiefste, mächtigste Freiheit ist die der wissenschaftlichen Vernunftbegeisterung“ (Bayer).

Das Ethos also — und das will wohl gemerkt und nie vergessen werden — ist das treibende Element in Feuerbach; vom Ethos aus hat er nach Oben wie nach Unten hin die Welt geprüft und begriffen. Stets ist der Mensch der Mittelpunkt seiner Philosophie geblieben. So will sein Humanismus verstanden sein.

„Das moderne Afterchristenthum“ No 2, „Kritik der christlichen oder positiven Philosophie“ („Wesen und Bedeutung der spekulativen Philosophie und Theologie in der gegenwärtigen Zeit“, von Professor Sengler zu Marburg)*) bildet die ungenirte Fortsetzung zu Stahl. Wahre Keulenschläge fielen bei dieser Gelegenheit auf Hrn. v. Schelling, der eigentlich gemeint war.

Die „Persönlichkeit Gottes!“ Bei der Persönlichkeit ist die Philosophie zu Ende. Jakobi nahm Gott als Person, desshalb wollte er nicht über ihn philosophiren. „Das wahre Verhältniss zu einem persönlichen Wesen ist — Religion“: der Gatte zum Gatten, die Kinder zum Vater, der Freund zum Freunde haben religiöse Verhältnisse.

Alle Unterschiede des menschlichen Denkens vom göttlichen fallen in unser Denken. Gott weiss Alles, nur auf ideale, geistige Weise; aber das ist es ja grade: so denke ich mir Gott, ich denke ihn also, denke statt seiner. Das spekulative Subjekt möchte aus sich heraus, zu einem Andern kommen: das ist der Akt der Weltschöpfung, eine Willkür. „Die Creation ist das Selbstbekenntniss der absoluten Person, dass sie nur die mystifizirte menschliche Person ist.“ „Euer Gott ist nur der umgekehrte Mensch“. Das „Wesen des Christenthums“ setzt 1838 seine Knospenaugen an.

Die „positive Philosophie“ hat keinen Muth, keinen Charakter, sie ist rationalistisch und gläubig zugleich. Sie ist weder Religion noch Philosophie. Sie stutzt die Dogmen philosophisch zu — der bourgeois gentilhomme des Molière!

Die Vernunft erlaubt keine solche Zustutzung, sie verlangt, dass man die Dogmen nehme, wie sie sind. Aber die „positive Philosophie“ hat zur Basis die Einbildung,**) sie ist die absolut phantastische Philosophie.

*) I. 128—154.

**) Das Wort „Einbildung“ in jedem Sinne genommen! D. H.

In der Geschichte der Religion handelt es sich stets um die Frage: was gerade vom Menschen vergöttert worden ist — etwas natürlich immer. Die Orientalen vergötterten die Phantasie, die Griechen die ästhetische Anschauung, der griechische Philosoph die praktische oder theoretische Intelligenz; das Christenthum das Gemüth. Das Christenthum ist das in den Himmel erhobene Gemüth.

Die Grossthat solcher Enthüllungen sollten die Historiker dankbarst anerkennen; denn die wahre Wissenschaft vom Geschehenen wird erst möglich nach solchen Prolegomenen.

Im „Wunder"*) wird der Hauptcoup des phantasievollen Gemüthes psychologisch erklärt. Der langen Rede freilich erst durch Feuerbach kurzer Sinn ist: „Mein Wunsch muss von der göttlichen Willkür befriedigt werden." — „In der göttlichen Allmacht macht der bedrängte Wunsch sich Luft", hier entschädigt sich das Herz für seine Entbehrungen in der Welt. Sie kann ja Alles. Wunderglaube ist natürlich Aberglaube auf dem Gebiete der Natur. Das Wunder beruht auf dem Wunderglauben.

„Ueber Philosophie und Christenthum in Bezug auf den der Hegelschen Philosophie gemachten Vorwurf der Unchristlichkeit", erschien als Broschüre 1839 bei O. Wigand,**) und bildet einen der Sturmböcke, mit welchen die junge Philosophie gegen die Steinnester der romantischen Willkür in Staat und Kirche heranzog. Direkt zerschmeisst die Schrift den Apostaten Leo in Halle und dessen „Hegelinge", Leo, den wiederauflebenden Joachim Lange aus dem Anfange des 18. Jahrhunderts! Dieser Sturmbock könnte auch als „Kritik des Afterchristenthums" No. 3 figuriren.

Halten wir uns an die Momente der Feuerbach'schen Weiterentwicklung, sie quellen hier reichlich. Es ist ein Unterschied zwischen Herz und Gemüth. Das Herz ist männlichen Geschlechts, das Gemüth weiblich. Das Herz ist das gesunde Gemüth, das Gemüth das kranke Herz.

Nach den ächten Christomanen muss es eine christliche Mathematik, eine christliche Mineralogie, Zoologie und Botanik geben. Nun, es hat solche gegeben, drei Jahre nach diesem Spott

*) I. 1 — 41 (1839). Der Begriff des „Wunsches" erhebt sein Haupt hier zuerst, wächst im „Wesen des Christenthums" und kulminirt in der „Theogonie".

**) I. 42 — 107.

Feuerbach's führte der Minister Eichhorn etwas Aehnliches in Preussen ein! Die koscheren Engländer fordern noch jetzt in den Buchhandlungen a christian Geology!

Man wirft Hegeln vor, sein Gott sei ein Gattungsbegriff, und zwar der der Menschheit. — „Zu bedauern ist nur, das Hegel dies nicht selbst bestimmt ausgesprochen." Und kann denn der Mensch aus dem Gattungsbegriff herauskommen? Uebrigens ist Hegel wie Leibnitz, der auch die Dogmen der Kirche gegen Bayle vertheidigte, „aber ohne sich an den Begriff der Kirche zu halten".

Das himmlische Leben löst alle irdischen Bande, ist die Negation der irdischen Verhältnisse. Der Glaube an das himmlische Leben ist „der wahre Vernichtungsglaube". Glücklicherweise widerlegt das Leben den Glauben. Der Denker thut weiter nichts, als dass er das negirt, was Euer Leben bereits negirt hat. Was tadelt Ihr ihn dann, Ihr Heuchler!

„Christliche" Kunst war der „Bernstein, in dem sich das ätherische Oel des Christenthums verdichtet hatte; aber das Christenthum war das todte Insekt geworden." Die spiritualistischen Religionen lassen sich nämlich nicht ästhetisch verherrlichen, ohne über dieser Einfassung zu Grunde zu gehen. Dem Muselmann ist alle organische Bildlichkeit untersagt. Das Christenthum hat sich durch die Kunst zu Grunde gerichtet. Ceci tuera cela.

„Ueber Philosophie und Christenthum", die Anzeige seiner eigenen eben erwähnten Schrift,*) hat zum eigentlichen Thema die „Differenz zwischen Philosophie und Christenthum". Der Verfasser wird immer deutlicher. Phantasie und Gemüth sind das Wesen der Religion; ihr Inhalt ist nur die Vergegenständlichung des Gemüths und der Phantasie. Gemüth ist Bedürfniss, Phantasie Willkür: daher das Wunder wesentlicher Gegenstand der Religion. Phantasie stellt für das Gemüth dar, aber Vernunft nimmt keine Rücksicht darauf. Religion ist Egoismus, Beziehung aufs Subjekt, Philosophie dagegen Beziehung auf den Gegenstand. Der Theanthropos oder Gottmensch ist nichts als das Wesen des Gemüthes. Religion und Philosophie sind himmelweit verschieden, und diese Verschiedenheit ist die Hauptsache.

Hier ist nun der Ort für die mächtige „Kritik der Hegelschen Philosophie".**) Ganz entschieden wird in dieser Arbeit

*) II. 179—184.
**) II. 185—232.

gegen die abstrakte Begriffswelt Front gemacht, die Bedeutsamkeit der Wirklichkeit hervorgehoben. Hegel ist die Differenz gegen die Identität, nur fehlt das Leben der Welt. Hegel's wesentliche Kategorie ist die Zeit, er vernachlässigt den Raum. Alles ist bei ihm zeitlich verschwindendes Moment in der „Idee". Das Individuum kommt nicht zu seinem Rechte. Glücklicherweise hat Hegel selbst einmal irgendwo angefangen, z. B. bei Fichte, und wird daher einmal aufhören, überlebt sein.

Feuerbach polemisirt gegen das reine Sein, welches nicht mehr Sein ist.*) Dieser Widerspruch muss aufgelöst werden. „Die Dialektik ist kein Monolog der Spekulation mit sich selbst, sondern ein Dialog der Spekulation und Empirie." Die Philosophie muss mit ihrem Gegensatze beginnen, nicht mit sich selbst. Hegel weiss schon Alles im Voraus, was kommen soll, seine Entwicklung ist rein formell, er spielt.

„Das Sein an sich ist die Idee." Man muss den Widerspruch des sinnlichen Verstandes gegen den reinen Gedanken bewältigen. Seit Cartesius ist Alles „unvermittelter Bruch mit der sinnlichen Anschauung".

Auch die „Phänomenologie" löst nichts, so wenig als die „Logik". Das „Dies" und „Hier" kann man aufheben. Aber die Gegenstände bestehen dennoch. Wir lassen uns eben nicht überzeugen. „Die Hegel'sche Philosophie ist rationelle Mystik."**)

„Eitelkeit ist alle Philosophie, die über die Natur und den Menschen hinaus will." „Die Philosophie ist die Wissenschaft der Wirklichkeit in ihrer Wahrheit und Totalität." „Die Rückkehr zur Natur ist allein die Quelle des Heils."***)

*) Es ist widerwärtig, bis in die neueste Zeit hinein in dicken Büchern lesen zu müssen, dass die Kopula zwischen Subjekt und Prädikat das „höchste Wesen" sei.

**) Das war der direkte Weg zum „deutschen Proclus", zur „wiedergebornen alexandrinischen Philosophie" (in den „Grundsätzen" von 1843).

***) Bei dieser Gelegenheit wird Schelling — natürlich der junge — zum ersten und einzigen Male anerkannt: „die Natur ist der sichtbare Organismus unseres Verstandes" (Einleit. zu einem Entw. eines Systems der Naturphilos.); „der Organismus ist selbst nur eine Anschauungsart der Intelligenz" (Transzend. Idealismus); „die Natur soll der sichtbare Geist, der Geist die unsichtbare Natur sein" (Ideen zu einer Phil. der Natur). Feuerbach II. 216. Dieser theilweisen Anerkennung folgte freilich nicht lahmen Fusses schon 1841 das Gericht über den „grossen Philosophen", der „das Curriculum vitae mit der Philosophie eröffnet, um es mit der Nichtphilosophie zu beschliessen". II. 236.

In Feuerbach's Nachlass finden sich folgende hieher bezügliche Notizen:

„Ich bin ein „Apostat", aber in dem Sinne, wie der Mann ein Apostat der Kindheit, der Weise ein Apostat der Thorheit, der Wissende ein Apostat der Unwissenheit, der Genesende ein Apostat der Krankheit."

„Das griechische Volk ist ein durchaus genetisches, das, wenn es auch bei den Orientalen in die Schule gegangen ist, doch bei sich selbst angekommen, von Vorne, d. h. von sich selbst angefangen hat. Das kann aber der gelehrte Pedantismus nicht begreifen, so wenig die Schülerhaftigkeit begreifen kann, dass wenn man auch als Jüngling bei Hegel in die Schule gegangen ist, man doch später, nachdem man das Eingelernte verlernt, d. h. vollständig verdaut und verarbeitet hat, jetzt erst wieder von Neuem und von Vorne an zu leben, zu lernen und zu denken anfangen kann."

1839 erschienen auch der Aufsatz über Christ. Kapp und der öffentliche Brief an K. Riedel*), der eine wohlwollende, aber einseitige Charakteristik Feuerbach's entworfen und dessen beschränkte, isolirte Existenz bedauert hatte. Unbegreiflicher Weise nannte der gescheidte Riedel, dem wir eine brauchbare staatsphilosophische Bibliothek verdanken, die Arbeiten Feuerbach's „gelehrte Kompilationen". Man kann also sehr gescheidt sein, ohne eine Ahnung zu haben von einer künstlerischen Charakteristik, die einen Mann oder eine Gedankenfolge von Innen heraus entwickelt, sie in ihrem eigenen Lichte leuchten, oder an den eigenen Widersprüchen vergehen lässt!

In diesem Briefe kommt auch der naturwissenschaftliche Satz vor: „Der Mensch ist das edelste Gewächs des organischen Reiches". Die Philosophie muss schon desshalb über die Hegel'sche hinaus, weil sie sich überhaupt nicht in Einem inkarnirt, weil sie Werden und Wachsen ist. Zum Denken gehört reine, frische Luft. Bei Hegel war „das Centralorgan von den Sinnenfunktionen zu sehr abgesondert".

Das Jahr 1840 — der Verfasser arbeitet am ersten systematischen Hauptwerke seines Lebens, an dem Brennspiegel, in welchem alle bisherigen Strahlen seines Geistes sich zu einer mächtigen Gluth konzentriren sollten, am „Wesen des Christenthums" — bringt uns in den „Jahrbüchern" noch die Besprechung einer zweiten

*) II. 152—66 u. 167—78.

Schrift K. Bayer's: „Ueber den Begriff des sittlichen Geistes".*) Man liest förmlich in und zwischen den Zeilen dieser Anzeige, welch' höchster Ernst sich im Herzen des Verfassers angesammelt, wie er sich selbst die Konfirmation seines Denkbekenntnisses ertheilt, wie ihn das Ethos ergriffen und gefesselt hält, ihn, den Sklaven der Tugend, wie das Ethos sein Pathos geworden. So muss der Mensch sein, der sich zum Munde der Wahrheit macht — hallt es in ihm wieder — so will ich sein, so werde ich sein!

„Wahrheitsliebe ist die erste Tugend" — komme was da wolle! „Ein Sophist von Verstand" ist auch „ein Schuft von Herzen". Nur das wahrheitsliebende Denken bedingt die Tugend. Feuerbach's eigene Philosophie spitzt sich bereits zu, wenn er dem Freunde vorwirft, dass er noch das „Empirische" vom Spekulativen dogmatisch unterscheide. Daher komme es auch, dass er noch das „Bedürfniss" von der „Freiheit" und „Liebe" ausschliesse. — Das „Bedürfniss" von der „Liebe" ausschliessen? möchte man verwundert fragen. Aber ist denn nicht die Liebe selbst das höchste „Bedürfniss"? Sind das je wahre Menschen gewesen, die nicht irgend Jemanden oder irgend Etwas innigst geliebt haben, so dass sie das Bewusstsein der persönlichen Existenz erst durch die Existenz des Jemand oder Etwas gewannen? So hatte es gewiss der treffliche Bayer nicht gemeint.**)

*) II. 126—136.

**) Die innige Anhänglichkeit Feuerbachs an Karl Bayer sprach sich noch in einem Briefe an den Bruder des Verstorbenen, Dr. C. Beyer, vom 26. Sept. 67 aus. Dieser hatte ihm seine Festrede auf Rückert übersandt und zugleich eine Photographie des Bruders beigelegt. „Ihre Festrede habe ich mit Wohlgefallen gelesen, dagegen mit erneuter Trauer über den so früh Dahingeschiedenen die beigelegte Photographie Ihres theuren Bruders empfangen und beschaut."

Dr. C. Beyer, der Bruder, hat am 11. Nov. 1872 im „Freien deutschen Hochstift" zu Frankfurt eine Festrede auf L. Feuerbach gehalten, welche eine warme Theilnahme an dem Verstorbenen ausdrückt und manche brauchbare biographische Details enthält, aber freilich weit davon entfernt ist, dem grossen Humanisten seine gebührende Stellung anzuweisen. Da wird z. B. ein Philosoph Windelband herbeigeholt, nach welchem Feuerbachs Aufgehen des Individuums in die Gattung eine „mechanische" Einheit gewesen wäre! Höchst seltsam ist ferner, dass „Freund und Feind wenigstens sein über allen Parteiunterschieden aufgepflanztes Banner des reinen Menschenthums ihm zum Verdienst anrechnen" — „auch wenn Einzelne unter uns nicht mit seinen Konsequenzen übereinstimmen, oder ihn sogar für einen Kulturfeind halten sollten!!"

Dr. C. Beyer wendet sich zu Anfang seiner Rede gegen die Feinde des Philosophen, „die kaum die Titel seiner epochebildenden Schriften kennen", und sagt dann

VII.

Ein wunderlicher Heiliger.

Hier endigt eigentlich die erste Hälfte meiner Aufgabe, und es wäre nunmehr Zeit, Feuerbach in seiner Religionsphilosophie zu Worte kommen zu lassen. Ich kann jedoch diese Periode nicht abschliessen, ohne einer epistolarischen Begegnung zu gedenken, die wenigstens ihr Pikantes, auch ihr Wissenswerthes, mit sich gebracht hat. Im Jahre 1838 traf nämlich Feuerbach auf einen autochthonen Denker, wie sie in unserer Zeit des Alleswissens und Wenigergründens immer seltener geworden sind. Sie gingen an einander vorbei — man hätte glauben können in elliptischer Bewegung; die Ellipse wurde jedoch zur Parabel. Der Troglodyt der Philosophie hiess Dorguth, und war seines Zeichens Geheimer Justiz- und Ober-Landes-Gerichts-Rath zu Magdeburg, ein Landsmann von Karl Rosenkranz, und als juristischer Philosoph der Vorläufer — s. c. — meines verehrten früheren Kollegen v. Kirchmann. Dorguth hatte im Jahre 1837 ein Büchlein geschrieben unter dem Titel: „Kritik des Idealismus und Materialien zur Grundlage des apodiktischen Realrationalismus.“ *) Diese Schrift be- und verurtheilte Feuerbach im Jahre 1838 vom noch halbidealistischen Standpunkt aus, entschieden, fast herb. **) Obgleich selbst bereits an einer Verbindung von „Spekulation“ und „Empirie“ suchend, des metaphysischen Begriffs nahezu überdrüssig, erschien ihm doch der Troglodyt zu klobig. Was? Die geistige Thätigkeit wäre eine „rein organische“, das Denken ein „materieller Prozess“? Er hielt den Gedanken noch immer für etwas Anderes, Apartes, Höheres, Spezifisches; die Korrektur des sinnlich Angeschauten und Erfahrenen durch Vergleichung, Subsumtion etc.

---

selbst: „Seine ‚Theogonie‘, die 1866 unter dem Titel: ‚Gottheit, Freiheit, Unsterblichkeit‘, als 10. Bd. seiner Gesammtausgabe erschien . . .“ Das ist doch um nichts besser, als wenn der ‚Wallenstein‘ unter dem Titel der ‚Jungfrau von Orleans‘ herauskäme! Oder, was ja geschehen ist, als wollte Einer bei der Literatur über den Scholastiker Abälard auch Feuerbachs ‚Aphorismen‘ mit dem ganz zufälligen Doppeltitel ‚Abälard und Héloise‘ anführen! Jupiter Stygius lebt noch.

---

*) Magdeburg, bei Wilh. Heinrichshofen.
**) II. 137 — 152.

genügte ihm nicht. Er berief sich auf das Kopernikanische System, welches keine „Sinnenwahrheit“, sondern eine „Vernunftwahrheit“ sei, und vergass, dass dieselben Faktoren, nämlich Raum und Kausalität, welche uns die sinnliche Anschauung zutragen, sich auch selber durch Vergleichung zu korrigiren vermögen. Und wie wurde denn die Vernunftwahrheit des Kopernikus selbst bekräftigt, wie des Erfinders eigener Zweifel gehoben? Durch Experimente, sagt Galilei, also durch vernünftige sinnliche Anschauung!

Das Abhängigkeits-Verhältniss des Geistes vom Leibe — das ist freilich grade so verkehrt wie das Umgekehrte — führt nach F. nothwendig zum absoluten Materialismus, eine Konsequenz, gegen welche er protestirt. F. unterscheidet hartnäckig zwischen Hirn- und Denkthätigkeit, als ob wir ohne das so und nicht anders organisirte Hirn so und nicht anders dächten! Die erstere sei nur „Bilderthätigkeit“ — woher kommt denn die andere? Freilich ist es schlimm, wenn die Menschen — so häufig! — bei den Bildern stehen bleiben, anstatt die Bilder zum Stehen zu bringen und sie zu verstehen, wenn sie die Bilder nicht Rede stehen lassen und mit einander konfrontiren! Diese Funktion ist aber doch auch eine Thätigkeit des Gehirns.

Physiologische Thätigkeit soll nach dem damaligen Feuerbach nicht für das Denken genommen werden; aber die grösste Aufspeicherung und Verarbeitung der physiologischen Thätigkeit ist doch wieder selbst ein physio-logischer Akt, den man nur zur Abkürzung einen logischen nennt.

Nein! „Die Physiologie weiss noch nichts vom Geiste.“ Leider hat auch der „Geist“ lange genug nichts von der Physiologie gewusst! — „Die Zeichen drücken sich während des Lesens im Gehirne ab.“ Das ist allerdings noch nicht verstehen, da fehlt noch die langwierige Uebung der Identität und des Unterschiedes, der Kombination, der Uebersetzung der Vorstellungen in Begriffe etc. etc. Aber desshalb ist das Denken noch nicht ein „an und für sich unabhängiger, rein geistiger, immaterieller Akt“, — „der Verstand a priori, a se“ — a quo? — doch nur eine angeborne, im Organismus a se vorhandene Erkenntnissform, keineswegs „eine durch sich selbst begründete, durch sich selbst allein bestimmte Thätigkeit.“

F. stellt den allerdings meist verstümmelten Satz Leibnitzens in seiner ganzen Ausdehnung her: nihil esse in intellectu, quod non antea fuerit in sensu, nisi ipse intellectus — „Nichts ist im

Intellekt, was nicht vorher in den Sinnen war, ausgenommen der Intellekt selbst" — was aber wieder nichts Anderes heissen kann, als die in den Sinnen noch latente, erst später actu eintretende Thätigkeit der Vernunft. „Es ist der Geist, der sich den Körper baut." — Ja, wenn erst der Körper alle Bedingungen zur geistigen Thätigkeit geliefert hat, dann wird auch der Körper fügsamer, geschmeidiger, edler, „durchgeistigt". Viel richtiger wäre, mit Verlaub des Poeten, zu sagen: Es ist der Leib, der seinen Geist erzeugt. Der Schimpanse wird wohl nie eine „Realdialektik" schreiben.

Doch das weiss Feuerbach Alles sehr bald besser als wir. Was ihn an Dorguth ärgerte, war Mancherlei. Zuerst — rein formell — dessen Inkohärenz, das desultorische Denken — „möcht' ihn Herrn Aphorismus nennen"; alles wirbelt in Parenthesen und Klammern, in substantivischen Sätzen durcheinander; die Ausdrücke sind meist alle von ihm geschaffen oder eigens gestempelt. Dann schleppt der systematische Materialist einen Prius-Gott herbei, redet vom „Schöpfungswerke", und ist obendrein Homöopath! — Aber selbst in ihren Berührungspunkten empfand Feuerbach eine entgegengesetzte Polarität. Sie berührten sich z. B. in der Unsterblichkeitsfrage. Dorguth leitet dieses Begehren, wie alles andere, aus der Sinnlichkeit ab. Der Mensch wünscht oder fürchtet die Fortdauer.*) Aber, fragt er, „wie kann die Seele als nichtsinnliche Substanz und als rein vernünftiges Wesen überhaupt Wünsche haben, wollen, hoffen, verabscheuen? Sie könnte doch überall nur als kaltes, theoretisches Prinzip der Anschauung und Erkenntniss gedacht werden?" „Der Wunsch fortzuleben könnte einer Seele nicht angeboren sein, indem sie, die nichtgeborne, selbstschöpferische, unverwesliche, ewige, für sich nichts zu wünschen übrig hätte." Jener Wunsch ist „nur dem Organismus zuzuschreiben"; „der Trieb zum Leben führt jene Idee unmittelbar herbei", „Niemand mag sterben".**) Feuerbach dagegen hatte bis dahin die Sterblichkeit von oben herab, metaphysisch, ethisch, poetisch dozirt; er sträubte sich noch gegen den physiologischen Empirismus.

Dass Dorguth zu dem damals in Feuerbach vorgehenden Umschwunge direkt etwas beigetragen habe, will ich nicht behaupten; dass jener ihn aber oft stutzig gemacht und auf weiteres Nachdenken hingestossen habe, erscheint als sehr möglich, wenn

*) Dorguth: Kritik des Idealismus, S. 91.

**) Dorguth a. a. O. S. 92. 93.

man die angestrichenen und unterstrichenen Stellen des Buches beachtet.*) So: „das Subjekt ist nämlich selbst Materie und Materie apperzipirt.“**)

„Wer kann bei dem Anblick des Körperlichen des grossen Kant noch an der Existenz einer Seele zweifeln? sagte neulich Jemand. Ein denkender Arzt wird so nicht fragen, da er täglich erfährt . . . dass der von zarter Jugend am Tische sitzende Gelehrte sein Gehirn auf Unkosten seiner ganzen übrigen Konstitution vervollkommnet.“***)

„Der Rechtsbegriff ist auch nur ein aus dem Bedürfnisse in der Erfahrung abstrahirter, rein mundaner . . . Es gibt also kein jus a priori — vor aller Erfahrung.“†)

„Idee und Begriff a priori sind Dinge der Nichtwelt, der vagirenden Einbildungskraft, welche den Olymp schuf und sich ad modum Minellii auch post Olympum unter allen Nationen schöpferisch erwiesen hat.“ — Abstrakt ist Nichts a priori, sondern Etwas a posteriori. Realismus versteht darunter weiter nichts als „die höhere Kategorie“, „den obern Begriff“, welcher sich für den jedesmaligen Zweck des Denkens bald auf synthetischem, bald auf dem analytischen Wege findet.“††)

„Ein positiver Religionsbegriff, insbesondere der, welcher sich auf geschichtliche Autorität gründet, kann nicht im Gehirne, folglich auch in der Philosophie nicht einheimisch sein.“†††) — Das ist aber wieder ein Punkt, wo sie sich nimmer verständigen konnten; Feuerbach mochte diesen Satz zugeben, aber daraus schloss er nicht wie der bequeme und epikuräische Magdeburger: folglich bekümmere ich mich den Henker um die „Mysterien“! sondern: folglich will ich wissen, wie die Menschheit zu ihren Halluzinationen gekommen ist; ihr Geschick liegt mir am Herzen, mehr als das meinige, und ich werde ihr menschenfreundlich die Entstehung der Fata Morgana erklären. —

„Die Begriffe der Hegel'schen Schule vom Geist sind so verschieden, als es der Gebrauchszweck mit sich bringt; sie sind daher sämmtlich Phantasiestücke. — Idealismus nimmt das Denken

*) Vor mir liegt Feuerbachs Exemplar von Dorguth's Schriften.
**) Dorguth 192.
***) Dorguth 109.
†) Dorguth 111.
††) Dorguth 118.
†††) Dorguth 124.

für die denkende Substanz selbst, und diese für eine selbständig seiende, auch abgesehen von deren unmittelbaren Erscheinungs-Bedingungen.“ Das ist „Geist“. Dann aber „müsste die denkende Substanz sich selbst nothwendig erkennen, wogegen die Erscheinung (Physis) sich selbst nur in ihrer faktischen Bewegung wahrnimmt. — Göschel treibt das Identitäts-System auf seine Spitze, indem er die formale Identität rücksichtslos auf die materiellen Kategorieen anwendet. Vielleicht kommen wir so zum Realismus, zur Anerkennung des: Nur in den Sinnen ist Wahrheit.“*)

„Kausalität ist das Prius alles formalen und materialen Vernunfterkenntnisses“ — dem Idealismus ist sie etwas „Schlechtes“. „Realismus geht aber vom Sein des Unmittelbaren aus, während Idealismus das mit dem Begriffe identische Sein in das Subjekt setzt.“**)

Begriff oder Idee sind pneumatische Vorstellungen; Hegel musste sich daher an die Offenbarung anschliessen. In der Offenbarung ist aber die Sprache vielfach hinter der Gemeinverständlichkeit zurückgeblieben. Daher die pneumatischen Disziplinen. „Kein Wunder, dass solche Irrthümer sammt der Sprache jetzt noch existiren, wo man kaum anhebt, jene Begriffe zu läutern und den Glauben an Gespenster zu verscheuchen, während Idealdialektik gleichzeitig neue dergleichen schafft, oder eigentlich die alten in neuer Gestalt und neuem Gewande vorführt.“***)

Alles Wollen ist sinnlich. „Nur Neigung kann gegen Neigung kämpfen.“ Der Verstand widerspricht nicht der sinnlichen Neigung, er ist etwas ganz Anderes — unter beiden kann keine „praktische Vermittlung“ — kein „Entschluss“ zu Stande kommen. „Das Pronunciatum der definitiven Neigung“ wirkt nur auf die „Phantasie, welche sich die Exekution ausmalt“. †) — Zweiter Stein des Anstosses: sind wir Automaten? woher kommt alsdann die Ge-

*) D. 148. 9. Die Hoffnung war eitel, wie es auch eitele Hoffnung ist, zu Verstande zu kommen, wenn man den Hegel auf den zweiten oder fünften Schelling stülpt. „Setz' dir Perücken auf von Millionen Locken etc.“

**) D. 153 u. 149.

***) D. 159. Vergl. Dorguth: „Die falsche Wurzel des Idealismus. Ein Sendschreiben an Karl Rosenkranz,“ 1843: „Wann soll der Glaube des gemeinen Menschen an Geister und Gespenster aller Art, an Wunderkuren der Charlatanerie etc. aufhören, wenn er die Gelehrten selbst nur von Geistern etc. reden hört, und das Alles von der Kindheit an einsaugt? Und welchen Vorschub leistet jener Idealismus der heuchlerischen Pietisterei unserer Zeit?“ S. 13.

†) Dorguth, Kr. d. I. 210.

schichte, woher die Entwicklung? Gibt doch selbst Schopenhauer den „erworbenen Charakter“ zu!

In dem Kapitel „Dialektik“ ist, allerdings in ungeniessbarer Form, ein gut Stück Kritik der Hegelei vorweggenommen. „Logik hat H. gar nicht, sondern nur mit dialektischen Manövern ein Aggregat theils logischer, theils materialer Begriffe bearbeitet. — Ferner, „wenn die Logik Alles enthält, warum schrieb denn H. noch etwas Anderes? Die Hegel'sche Schule hat nur eine Spezial-Logik der Philosophie bearbeitet, gleichsam die allgemeine Prozess-Ordnung der Philosophie, so wie sich eine Logik des Prozesses schreiben lässt.“*)

In einer weitern Schrift Dorguth's stossen wir auf den schon vorhin verspürten Schopenhauer. „Die Teleologie entwickelt sich unter dem Kausalitätsgesetz — Schopenhauer hat dies näher entwickelt.“ Nur dass Schop. sich wundern musste, wie das Kausalitätsgesetz die Intelligenz auf die Teleologie des Schöpfers führen sollte! „Die Materie ist daher die Real-Individualisation des Kausalitätsgesetzes, dessen Personifikation aber die Intelligenz.“**)

Weiterhin heisst es: „Die Entdeckung des Kausalnexus ist Selbsterkenntniss der Vernunft in ihren eigenen Gesetzen, dem Willen gegenüber. Das Denken ist die blosse Kalkulatur des Willens, welche diesem ihr Resultat zur endlichen Wahl hinstellt.“***)

Feuerbach wird zwar in dieser letztgenannten Schrift noch belobt, weil „er den wahren Poeten die zu Fleisch und Blut gewordene Poesie nennt“; auch Rosenkranz hat (in seiner „Psychologie“) noch ein „treffliches System von der Identifizirung der Begriffe in der Gewohnheit durch Wiederholung“ gegeben; aber die Würfel sind gefallen. Dorguth zitirt: „Ueber die vierfache Wurzel des Satzes vom zureichenden Grunde“, wo nur noch die vierte Wurzel „idealistisch“ ist und zum „Unbegreiflichen“ führt†), und die Unterscheidung von Verstand und Vernunft mit der Klausel begleitet wird: „das Verknüpfen der Begriffe sei blos Sache des Willens.“††)

Wir sind beim „Willen in der Natur“: „es ist ein ungeheurer physiologischer Irrthum, den Willen in das Gehirn zu ver-

*) Kr. d. I. 215.

**) „Nachträge und Erläuterungen zur Kritik des Ideal“, von F. Dorguth. Magdeburg 1838. S. 28. 29.

***) Dorguth, Nachträge 46.

†) Ib. 36.

††) Ib. 56 u. passim.

setzen" — er ist im Bauche. „Vernünftiger und guter Wille" ist ein „Phantasiestück".*)

Der wunderliche alte Herr, der 1838 behauptete, schon 40 Jahre lang richtig philosophirt zu haben, und der es sich im Leben recht gut schmecken liess, musste zuletzt noch Pessimist werden. Er schrieb auch eine eigene Schrift: „Schopenhauer in seiner Wahrheit". Dass er selbst sehr oft, par aperçu, in der Wahrheit war, beweist auch seine letzte mir vorliegende Schrift: „Grundkritik der Dialektik und des Identitätssystems" von F. Dorguth.**) Hier identifizirt er das Grundprinzip der Ethik bei Schopenhauer und Feuerbach, das Mutuum adjutorium, die Gegenseitigkeit, das Feuerbach'sche „Ich und Du", mit dem Schopenhauerschen „Mitleid", worüber später ein Mehreres zu sagen sein dürfte. Ferner spricht er ein grosses Wort, besonders den neuesten Forschungen auf dem Gebiete der Physiologie und Ethnographie gegenüber, gelassen aus: „Die kosmische Physiologie ist in ihrer Vollständigkeit die eigentliche und wahrhafte Philosophie; die Männer beider Fächer müssen nothwendig wenigstens dahin gelangen, sich gegenseitig mit Einverständniss entgegen zu kommen."***)

Natürlich ist die Schopenhauer'sche jetzt die „wahrhafte Philosophie", die „Welt als Wille und Vorstellung" das Buch der Bücher, wobei der „Schleier der Maja" durchaus kein Hinderniss für die „kosmische Physiologie" bildet! Nur soll sich Schop. „durch die blosse Existenz meiner jetzigen Abhandlung" von der Falschheit seines Satzes überzeugen lassen: „dass das Erkennende nicht erkannt werden könne." †)

Interessant, ja beachtenswerth ist die Ausführung im „Anhange" über den Schulunterricht. (S. 45.)

Bedeutsam ist endlich die Anknüpfung an Bernhard Cotta's klassische „Briefe über Alex. v. Humboldt's Kosmos".

Schopenhauer, dem das „Unbewusste" grade so gut ein Unsinn war wie der Hegel'sche dialektische Schluss, sagt („Wille und Vorstellung" II. Bd.): „Die staunende Bewunderung, welche uns bei der unendlichen Zweckmässigkeit in dem Bau der organischen Wesen

*) Nachträge 47.

**) Magdeburg, Heinrichshofen, 1849.

***) Dorguth „Grundkritik" 10 und Vorbericht IV.

†) Dorguth, Grundkritik 33, mit Bezug auf Schopenhauer: „Das Sehen und die Farben". An einer andern Stelle (48) gefällt ihm die „Aussenwelt als Gehirnphänomen" durchaus nicht. Sch. „streiche" ja geradezu „alles Objekt weg!"

zu ergreifen pflegt, beruht im Grunde auf der zwar natürlichen, aber dennoch falschen Voraussetzung, dass jene Uebereinstimmung der Theile zu einander, zum Ganzen des Organismus und zu seinem Zwecke in der Aussenwelt, wie wir dieselbe mittelst der Erkenntniss, also auf dem Wege der Vorstellung auffassen und beurtheilen, auch auf demselben Wege hineingekommen sei; dass also, wie sie für den Intellekt existirt, sie auch durch den Intellekt zu Stande gekommen wäre etc. — Aber keineswegs sind wir berechtigt, diese unsere Beschränkung auf die Natur zu übertragen, als welche selbst ein Prius alles Intellekts ist. — Sie bringt das so zweckmässig und so überlegt Scheinende zu Stande ohne Ueberlegung und ohne Zweckbegriff, weil ohne Vorstellung, als welche ganz sekundären Ursprungs ist."

Daran knüpft nun Dorguth an, um im Anschluss an Cotta's „nie elternlose Geburt" zu behaupten: „dass der Stoff des einzelnen Organs im Organismus, so wie dasselbe sich successiv ausbildet, immer schon in einem oder mehreren der vor ihm erwachsenen vorhanden gewesen sei." „Da nun die Natur konsequent ist, und es sich in ihr nur um Isomerie identischer Kräfte, in denen ihnen eigenen Stoffen handelt: so können wir dreist mit jenem abstrakten Prinzip des Werdens bis zu aller Urstoffbildung, d. h. zur Bildung alles Samens hinaufgehen."*) Die generatio aequivoca oder spontanea ist ihm „zweideutig", aus dem Affen komme nie ein Mensch. Aber der „Zufall", wenn nämlich die Kräfte im Kosmos „zusammen fallen", hilft ihm aus der Verlegenheit.**)

Wo der Prius-Gott hingekommen, erfährt man nicht recht; er scheint in die „unerschaffene Materie" Schopenhauers gerathen zu sein, wie die Saurier in die „Kreide".

Feuerbach aber steht wie eine verlassene Geliebte, wie das Gretchen auf dem Blocksberg, bei Seite, und nur manchmal wirft Faust-Realdialektiker einen schmerzlich inhaltsvollen Blick auf das ideal-sensuale Gretchen.

Der verehrte Veteran der Wissenschaft, Karl Rosenkranz in Königsberg, schreibt mir unter fast erloschenem Augenlicht, folgendes über Dorguth, was die vorstehende Charakteristik trefflich ergänzt: „Dorguth habe ich selber persönlich nicht gekannt. Ich weiss nur, dass er Justizrath, ein Junggesell, ein Fein-

---

*) Grundkritik 61.

**) Ibid. 85.

schmecker und ein Mann war, der unstreitig ein starkes philosophisches Bedürfniss hatte, der ursprünglich von bestimmten juristischen Problemen, namentlich über die Straftheorie, ausging. Ich habe von 1834 bis etwa 1840 einen philosophischen Briefwechsel mit ihm geführt, der von seiner Seite in sehr schmeichelhaften Wendungen (wie bei Feuerbach!) für mich eröffnet wurde. Meine „Psychologie" spielte darin eine Hauptrolle, namentlich der Begriff der Sprache. Mein Ausdruck: dass Vorstellung und Sprache Zwillinge seien, gereichte ihm besonders zur Befriedigung. Wenn Dilettanten tiefer in das Denken gerathen, so wird der Zusammenhang zwischen dem Erkennen und der Sprache gewöhnlich ein Hauptpunkt.

„Allmählich trat nun zwischen D. und mir die Differenz hervor, dass er die Seite des Realismus stärker accentuirte. Er schrieb einen „Idealrealismus".*) In Folge meiner Bemerkungen darüber kam es dann dazu, dass er ein „Sendschreiben" an mich drucken liess, worin er mich gleichsam verabschiedete.

„Er ging von hier ab zunächst zu Feuerbach über, und mein Briefwechsel mit ihm hörte auf. Die Wendung Feuerbachs gegen Hegel war ganz in seinem Sinn; allein die hohe ethische Gesinnung Feuerbachs, die Begeisterung desselben für die Idee der Liebe, vermochte er wohl nicht zu theilen, und der Cynismus Schopenhauer's und dessen Metaphysik der Geschlechtsliebe war wohl mehr nach seinem Geschmack.

„Er fiel von Feuerbach zu Schopenhauer ab, dem er einen ausschweifenden Kultus widmete .... Als ich das letzte Mal, nach vielen Jahren, 1866, meine Vaterstadt wieder besuchte, war er schon todt." —

Wir sahen oben, dass und wie er zu Schopenhauer überging; und als er gekommen war zu sterben, setzten ihn die Jünger nach Gebühr in der „Nirwâna" bei.**)

Wir aber sind desshalb längere Zeit bei dem Magdeburger Autochthonen verweilt, weil er in Feuerbachs Anschauung eine grosse Klasse von denkenden Menschen repräsentirte, denen er gleichwohl den Namen ächter Denker bestritt, nämlich die Klasse der Empiriker. Schon im Jahre 1838 — zur Zeit des Briefwechsels mit Dorguth — meldete F. bei den Berliner „Jahrbüchern" Be-

*) Ist das nicht die „Kritik des Idealismus"?

**) Siehe „Arthur Schopenhauer. Von ihm, über ihn etc." von E. O. Lindner und Julius Frauenstädt. Berlin 1863.

sprechungen des Empirismus an, und in seinen „Grundsätzen der Philosophie der Zukunft“ heisst die Ueberschrift des § 16: „Der Pantheismus ist die Negation der theoretischen, der Empirismus die Negation der praktischen Theologie — der Pantheismus negirt das Prinzip, der Empirismus die Konsequenzen der Theologie.“

Und die Ausführung des § ist die Kritik des sog. aufgeklärten Bewusstseins, welches bis in die Physiologie und praktische Medizin hinein die Nabelschnur verräth, die das vermeintlich freie Denken an die Mutter der Vergangenheit und Befangenheit knüpft, und sich populär dahin zu äussern pflegt: „Etwas muss dahinter stecken, das lasse ich mir nicht nehmen“, während doch dieselben Leute die Tage ihres Lebens nur mit dem Davor, mit positivem Inhalt über und über beschäftigt sind, und nur in ihren Mussestunden, in den Augenblicken der Gedankenlosigkeit, zu — träumen beginnen.*)

„Der Empirismus spricht Gott nicht die Existenz ab, aber alle positiven Bestimmungen, weil ihr Inhalt nur ein endlicher, empirischer, das Unendliche daher kein Gegenstand für den Menschen ist. Je mehr Bestimmungen ich aber einem Wesen abspreche, desto mehr setze ich es ausser Zusammenhang mit mir ... Je mehr Einer ist, desto mehr weiss man von ihm ... Dem Empirismus ist daher in Wahrheit das theologische Wesen Nichts mehr, d. h. nichts Wirkliches; aber er verlegt dieses Nichtsein nicht in den Gegenstand, sondern nur in sich, in sein Wissen.“**)

Ganz hieher passt auch der bereits im „Leibnitz“ vorkommende Exkurs über den Empirismus: „Nur der empirischen Philosophie verdanken wir zunächst die Befreiung vom Aberglauben, dass wir nicht mehr die Dupes und Sklaven dämonischer Willkürherrschaft sind. Die Empirie hat die Freiheit und Selbständigkeit des Gedankens vermittelt, indem sie den Menschen auf das heilige unveräusserliche Naturrecht der Autopsie und Selbstprüfung verwies. Locke sagt: Dans les sciences chacun ne possède qu'autant, qu'il a des connaissances réelles, dont il comprend lui-même les fondemens. Wehe dem Philosophen, der nicht den Empirismus als ein Organ sich angeeignet hat — desipere in loco sapientia

*) Gerade diese Leute stellen den abstrakten Empiriker dar, den Feuerbach einmal so charakterisirt: „Er hat den Kopf nicht da, wo er sein Herz hat. Er glaubt, wie Hobbes, die Gespenster bei der Nacht, die er bei Tage leugnet.“

**) II. 291.

est, am rechten Orte muss man unphilosophisch sein. Aber der Empirismus verkennt seine Gränzen und Schranken, wenn er selbständig sein und sich als Philosophie geltend machen will . . . . Aus einer sinnlichen Anschauung, die nicht schon ursprünglich eine geistige, denkende Anschauung ist, werden nun und nimmermehr Begriffe entstehen, man müsste denn ihren Ursprung ex nihilo ableiten."*)

Frei, wissenschaftlich frei, fähig zur Forschung wird der Empiriker nur dann, wenn er, was glücklicherweise häufig geschieht, sein Asyl der Ignoranz, seinen theoretischen Schlupfwinkel vergisst und anstatt, gleich dem „empirischen" Schiffskapitän in Sturmesgefahr plötzlich zu beten, es vorzieht,

„Mit Stürmen sich herumzuschlagen
Und in des Schiffbruchs Knirschen nicht zu zagen."

Dazu nehme man nun noch den Umstand, dass der Empiriker Alles auf die breiten Schultern der brutalen Kausalität ladet und immer von dem Unbedingten, sei es „Schöpfungswerk", sei es „Materie" anhebt, um den Menschen ab ovo, vom Ei und vom Ei des Eies an zu konstruiren, womit zuletzt doch nur Worterklärungen gegeben sind, welche durch ihre Nüchternheit anfänglich verflucht gescheidt aussehen und dadurch frappiren, eigentlich aber das zu Erklärende da stehen lassen, wo sie es gefunden.

Derartige Philosophie, die ihrem positiven Gehalte nach nur elementare Naturkunde ist, bekommt man denn doch im Helvetius, im Système de la Nature und im Lamettrie herzlich satt, wie sie schon Göthe mit seiner „intuitiven" Natur früh satt bekam, zu einer Zeit, wo sie wirklich noch einigen Nahrungsstoff enthielt, während sie jetzt Hülsen und Spreu von einer anderen Tenne aufträgt.

Feuerbach liess solches Wissen auch später gelten für das, was es ist, als Fundament des Wissens vom Menschen überhaupt, um das er sich Mühe genug gegeben hat; aber es ging ihm wesentlich darum, etwas zu erfahren

„Vom Menschen, was sich ihm in Kopf und Herzen regt".

Er fasste daher, kraft seiner synthetischen Natur und gestützt auf eine Welt von realen Kenntnissen, die Kausalität auf ihrer höheren Stufe als Lehre vom Grunde, d. i. des Motivs, und hier „Menschen im Herzen", baute er sich eine Veste, von welcher

*) V. 146—49, wo überhaupt der „Geist" mit seinen „immanenten Ideen" noch gewaltig autonom auftritt.

aus er die siegreichsten Ausfälle nach Oben wie nach Unten machte, und sich die Flanken links und rechts freihielt. Nach Oben dezimirte er die himmlischen Heerschaaren, die Theologie und die alte Metaphysik; nach Unten schlug er den empirischen superklugen Materialismus zusammen; nach Rechts hin galt der Kampf dem subjektiven Idealismus sammt seinem kategorischen Imperativ; nach Links zu dem Pessimismus mit seiner „Empfindung unter der Haut". Er stand ein für den ganzen vollen Menschen, für den Menschen, in seiner irdischen Bestimmung, für den Menschen mit Kopf und Steissbein, mit Hirn und Haaren, er war der real-ideale Denker des Genus homo.

Und von diesem Genus, vom Geschlecht, von der Gattung, ging er stets aus, weil Alles darin zusammenschiesst, das Atom wie die Idee, die Materie wie der transzendenteste Gedanke, weil die Gattung das Pantheon der Welt, der Feuerhimmel aller Kategorieen, die Retorte aller Prozesse, der krystallinischen, chemischen, vegetativen, organischen und metaphysischen Prozesse ist. In ihr vereinigt sich Alles, aus ihr strahlt Alles hervor, vom Wurm bis zu den Sternen, von der Empfindung des Stosses bis zum elektrischen Fluidum, von der Schwere bis zum reinsten Lichte der Erkenntniss. Aus diesem Klavierauszuge der Welt arbeitete Feuerbach seine Partitur, aus dieser Quintessenz entwickelte er das Dasein in aller Breite, Höhe und Tiefe. Das Menschenthum inspirirte ihn, füllte ihm Herz wie Kopf, leuchtete ihm durch kimmerische Finsternisse, trug ihn schwebend über Abgründe, feite seine Waffen, tauchte ihn in die Lethe bis über die Ferse, verlieh ihm den unsterblichen Muth auszuhalten, wo Götter selbst vergebens kämpfen, und dem Gegenstand seines Kultus ein ganzes reiches Leben zu widmen — zu opfern.

„Die Liebe zum Menschen hat mich zum „„Materialisten"" und „„Sensualisten"" gemacht."*)

„Ich bin nur Mensch, ich bin nur frei, gesund, glücklich geworden, seitdem ich zur Anerkennung des Menschen gekommen bin."

„Meine Schriften sind Produkte der Nothwehr des wissenschaftlichen Unglaubens, der auf der Erkenntniss des Glaubens beruht, gegen die Anmassungen, die das Schicksal der Menschen bestimmenden Anmassungen des Glaubens. An und für sich bin

*) Man setze die doppelten Gänsefüsse an die untern Extremitäten ihrer wahren Eigenthümer!

ich nicht nur persönlich die höchste Toleranz gegen jeden aufrichtigen, in seinen Gränzen sich haltenden Glauben, sondern diese grosse Toleranz liegt auch in meinem Prinzipe, welches die subjektive, auf die Verschiedenheit der menschlichen Natur gegründete Nothwendigkeit des Glaubens anerkennt, daher dem Fanatismus des metaphysischen, oder abstrakten, unpsychologischen Unglaubens entgegengesetzt ist."

„Nachdem mit der polnischen Revolution auf die kurzen Aufwallungen der 30er Jahre eine schmähliche Reaktion erfolgte, wie auf die intensivere Aufregung von 48, nachdem man alle Regung und Bewegung des freien Geistes nach allen Seiten hin unterdrückte, was blieb übrig, als sich in die Geister zu versenken, um sich gegen die Eindrücke einer hässlichen, ekelhaften Gegenwart zu schützen! Gleichwohl habe ich aus der Geschichte heraus stets gegen die Gegenwart gekämpft. Schon im „P. Bayle" verliess ich die Geschichte der Philosophie theilweise, fügte auch die der Menschheit bei, bis ich endlich gänzlich mit der Philosophie und ihrer Geschichte brach, den Philosophen mit dem Menschen vertauschte, wenn ich gleich den Gelehrten vor den Menschen hinstellte, um diesen Grund- und Erzketzer mit heiler Haut durchzubringen."

„Was kümmert mich das Gewäsch kritikloser Kritiker! Ich weiss, was ich nicht weiss, aber auch, was ich weiss; ich weiss, was ich nicht bin, aber auch, was ich bin. Und das Bewusstsein erhebt mich über das absprechende Geschrei der Bornirtheit und Unwissenheit."*)

So sprach Feuerbach in stillen Stunden zu sich selbst. Niemand sollte das hören, und auch jetzt noch richtet es sich an denselben Niemand, der wir Alle nur sind, wenn wir uns sammeln, wenn wir ganz bei uns, d. h. im Wesen sind.

*) Nachgelassene Aphorismen.

VIII.

Die Ueberwindung der spekulativen Form. Maximum der Thätigkeit.

Begeben wir uns für einen Augenblick zu dem Feuerbach zurück, der den „Bayle“ geschrieben hatte.

In dem gedruckten Vorwort zum I. Bande der Gesammtausgabe motivirt Feuerbach den Uebergang von „Bayle“ zum „Wesen des Christenthums“ durch die „wissenschaftliche Ueberzeugung von der Realität der Sinnlichkeit“, welche Ueberzeugung jedoch zunächst wieder nur eine „naturwissenschaftliche“ gewesen sei. „Wie kamst du von der naturwissenschaftlichen Realität der Sinnlichkeit zur absoluten Realität derselben? Nur dadurch dass du erkanntest, dass das Wesen, welches man als ein heterogenes Wesen der Sinnlichkeit entgegensetzt, selbst nichts anderes ist, als das abstrakte oder idealisirte Wesen der Sinnlichkeit.“ Diese Einsicht gewann er auf dem Gebiete der Religion. „Aber was du als das Wesentliche der Religion erkanntest, das war Anfangs noch immer nicht dein Wesentliches, wenigstens theoretisch, für dein Bewusstsein, deine Erkenntniss; es spukte dir noch das abstrakte Vernunftwesen, das Wesen der Philosophie im Unterschiede vom wirklichen, sinnlichen Wesen der Natur und Menschheit im — Kopfe. In diesem Widerspruche ist selbst noch, wenigstens theilweise, dein Wesen des Christenthums geschrieben.“ *)

Die Sache ist von der äussersten Wichtigkeit, in dieser doppelten Dialektik liegt die ganze immense Bedeutung unseres Philosophen. Die rationalistischen Metaphysiker sind in der Mitte des oben beschriebenen Prozesses stecken geblieben; erst der ganze Prozess ergibt sämmtliche Konsequenzen aus Kants kritischen Anfängen, die der grosse Königsberger selbst nicht gezogen hat. Greifen wir daher abermals zur mehrfach erwähnten ungedruckten „Vorrede“!

---

*) I. XII. XIII.

Das Naturprinzip Leibnitzens, sagt dort Feuerbach, habe ihn „aus dem metaphysischen Somnambulismus der Monaden in das wache menschlische Treiben versetzt". Desshalb bilde das „Wesen des Christenthums" einen wesentlichen Unterschied gegen seine früheren Schriften — „eine Epoche in meinem Leben und Denken. Wer diesen Unterschied übersieht, ist so scharfsichtig und scharfsinnig, wie der, welcher zwischen dem einer bestimmten Gottheit, etwa dem Tode, Mors, geweihten spartanischen Tempel und dem römischen Pantheon nicht zu unterscheiden weiss; denn in dieser Schrift vergöttere ich nicht eine bestimmte Eigenschaft des menschlichen Wesens, die Vernunft, den Willen — sondern das ganze Wesen des Menschen vom Scheitel bis zur Ferse.

„Was in dieser Schrift mit meinen früheren Schriften übereinstimmt, wie z. B. der Widerspruch zwischen Glaube und Vernunft, überhaupt der polemische Theil, hat nur untergeordnete Bedeutung, wie ich das deutlich genug in der Vorrede zur zweiten Auflage gezeigt habe, ja steht zum Theil im Widerspruch mit der Tendenz der Schrift. Ein deutliches Beispiel sei das Wunder. So sagte ich im „Bayle": Das Wunder widerspricht der Vernunft, widerspricht der Lehre selbst des Christenthums, die eine allgemeine Wahrheit — wie soll sie durch ein sinnliches Faktum bestätigt werden?

„Im W. d. Chr. sage ich: Das Wunder bestätigt das Wesen des Christenthums, denn das Wesen Gottes ist nichts Anderes als das menschliche Wesen in seiner Totalität, also auch in seinem sinnlichen, herzliche Wünsche und Bedürfnisse ausdrückenden, anerkennenden, bejahenden Wesen. Das Wunder ist ein realisirter Wunsch.*) Gott erfüllt diesen Wunsch, erfüllt was der Mensch wünscht und bedarf. Was wünscht aber der Mensch? Sein will er, und zwar glücklich sein, glücklich nicht blos der Seele oder Vernunft nach, wie die heidnischen Philosophen, sondern auch dem Leibe nach. Denn er ist kein abstraktes Wesen, wozu ihn die Philosophie macht, die selbst nur eine Abstraktion, eine

*) Die grossartige, tiefsinnige Theorie des Wunsches, auch von Strauss „Alter und Neuer Glaube" beiläufig anerkannt, beginnt ihre Evolution im „Wesen des Christenthums" S. 175, beseelt das ganze 14. Kapitel, taucht wieder auf im „Wesen der Religion" (I. 443), und feiert ihre Apotheose in der immer noch nicht recht verstandenen und gewürdigten „Theogonie".

bestimmte, zum Wesen gemachte Thätigkeit ist, sondern ein wirkliches, sinnliches Wesen.

„Gott ist nichts Anderes als was der Mensch von sich als Wahres, Herrlichstes anerkennt — der christliche Gott ist eben selbst ein leiblicher, sinnlicher Gott, also nicht Etwas vom Menschen, abgesondert von Anderem, sondern das ganze Wesen des Menschen — dieses gefasst als ein subjektives, der wirkliche Mensch selbst — obgleich dieses wirkliche Wesen, gemäss dem Wesen der Religion wieder zu einem vom menschlichen Wesen abgesonderten, phantastischen, unwirklichen Wesen gemacht wurde. Der Mensch ist als Mensch, per se, göttlich — nicht die Vernunft, nicht die Sittlichkeit der Philosophie macht ihn göttlich — ist er es nicht, so kann er es nicht werden. Die Sinnlichkeit ist Wahrheit.

„Die Wunder stellen nicht die Macht des göttlichen Geistes über die Natur dar, sondern die Macht des menschlichen Herzens, die grösser ist als die Macht Gottes, Gott selbst seinem Bedürfnisse unterwirft. Gott speist die Hungrigen, heilt Kranke. Das Wesen, die Hauptsache, der Kardinalpunkt ist nicht das Wesen, das diese Bedürfnisse befriedigt, sondern das Wesen, dessen Wunsch der Gott befriedigt. Er ist nur das Jawort des menschlichen Gemüthes, er thut nur was der Mensch will: glücklich sein, d. h. vollkommen, ganz, anerkannt, befriedigt sein. Die Seligkeit des Menschen ist der Endzweck, das Mittel der Erreichung ist Gott. Er erscheint nur nicht als Mittel, weil er die personifizirte, substantivirte Glückseligkeit, der Inbegriff aller leiblichen und geistigen Güter ist, das Horn, das alle Güter enthält, nicht nur Deine Vernunft, sondern auch Deine Phantasie, Dein Anschauungsbedürfniss, Dein Herz, Deinen Glückseligkeitstrieb vollständig befriedigt.

„Der Unterschied zwischen dieser Schrift und meinen früheren ist so gross als der Unterschied zwischen dem Philosophen und dem wirklichen Menschen. In meinen früheren Schriften war der Mensch nur ein Accidenz des Philosophen, in dieser ist umgekehrt der Philosoph nur ein Accidenz des Menschen. In meinen früheren Schriften war ich unversöhnlicher Feind des Christenthums, wenn ich gleich noch eine theistisch-christliche Abstraktion als Schranke meines Verstandes unangefochten bestehen liess; aber in dieser habe ich im Innersten mit dem wahren Wesen des Christenthums mich versöhnt, indem ich zugleich aufs Heftigste gegen es polemisire und mich für immer von ihm geschieden habe.

„Allerdings sind noch unverwischte Spuren meiner früheren

Richtung in ihr zu finden, und ich bin unendlich entfernt davon, diese Schrift als einen adäquaten Ausdruck meines Wesens anzuerkennen; aber wesentliche Ergänzungen habe ich bereits in der kleinen Schrift, die übrigens eben so die Prämissen wie die Konsequenzen vom W. d. Chr. enthält, „Grundsätze der Philosophie", und im „Luther" geliefert.

„In keiner meiner Schriften war ich auf den Standpunkt der Sinnlichkeit, Einzelheit, Individualität gekommen, wie im W. d. Chr. Im „Bayle" hatte ich in der Liebe das Endliche zum Unendlichen gemacht, aber noch nicht im Verstand, d. h. ich hatte noch nicht die Liebe, das Einzelne, Empirische als absolut gefasst. Ich polemisirte gegen das Christenthum im Sinne des Christenthums, ich nahm das Christenthum in dem Sinne, in welchem es gilt, sich selbst als das Wahre anerkennt...." Und weiter:

„Dass das Denken Sein ist, gilt auf dem Standpunkt der Philosophie für ausgemacht. Alle Menschen glauben an diese Realität des Gedankens, wenn sie an Gott glauben, aber unbewusst; der Philosoph erhebt es zum Begriff, zum Gedanken, hier läugnet es der Haufe. Denn dieser ist dadurch charakterisirt, dass er nur durch die Realität des Gegenstandes des Gedankens, also nur indirekt die Realität des Gedankens glaubt. Was war aber hieraus weiter zu folgern?

„Das was du im Abschnitt von Cartesius als Wesen der Vernunft folgertest: Gott — auf dem rationell-philosophischen Standpunkt — ist nichts Anderes als das Vernunftwesen selbst; es kommt ihm keine Existenz zu, er existirt nur im Gedanken, er drückt gar nichts Anderes aus als das Denken. Keine sinnliche Existenz ist keine Existenz. Die Negation der Sinnlichkeit ist die Negation der Existenz. Der Begriff der Existenz stammt nur von der Sinnlichkeit. Was ein von mir unterschiedenes, selbständiges, mich affizirendes Wesen ist, das ist. Was mich aber nur durch mich selbst affizirt, was für mich nur dadurch ist, dass ich es denke, glaube, einbilde, und für mich nur so ist, wie ich es denke, nicht anders — denke ich Gott böse, so ist er mir böse — kurz, was nur von meinem Denken, Glauben, Einbilden abhängt, was ich eben deswegen negiren kann, das ist nicht.

„Aber wodurch war nun dieser Schluss vermittelt: ohne Sinnlichkeit keine Objektivität, keine Existenz; Existiren heisst Aussermirsein; Aussermir- Unterschiedensein vom Denken, Glauben, Einbilden, ist nur Sinnlichsein? Konntest du vom Standpunkt der

Philosophie, des reinen Denkens aus dazu kommen? Nein! Dazu war erforderlich, dass du die Sinnlichkeit als real erkanntest. Wie so? Durch Essen, Trinken? Nein! Dadurch dass das Sinnliche Dir als wissenschaftliches Objekt selbst entgegen trat. Die Sinnlichkeit als Objekt der Wissenschaft ist die Naturwissenschaft. Die Sinnlichkeit ist Unendlichkeit — welche unendliche Fülle bietet die Natur dar! Die Natur ist ein sinnliches, und doch unendliches Wesen. Zugleich tritt hier der Unterschied von Subjektivem und Objektivem, Realem und Gedachtem augenfällig hervor. Wer nie auf diesen Standpunkt getreten, nie von seinen Gedanken, seiner Einbildung sich abtrennen konnte, nie die Identität von Denken und Sein unterbrochen hat, der wird nun und nimmermehr deine Kritik von Hegel zu würdigen wissen.

„Aber damit war noch lange nicht Alles gewonnen. Philosophie und Naturwissenschaft sind getrennte Gebiete. Ich auf meinem Gebiete, denkt der Physiker, habe es nur mit Sinnlichem zu thun, aber Du Metaphysiker hast ein anderes Gebiet — ob es da nicht von sinnlichen Wesen unterschiedene Wesen gibt, das ist Deine Sache; für mich gibt es keine, aber vielleicht hast Du doch auch Recht. Nun gibt es zwar unter den sinnlichen Wesen auch denkende Wesen, animalia ratione praedita; auch diese sind Gegenstand der Naturwissenschaft, aber nur in gewisser Beziehung. Der Physiolog, der Patholog, der Anatom lässt den denkenden, religiösen Menschen bei Seite liegen, oder fasst diese Seiten nur in Beziehung auf sein Fach auf. Es musste also, nachdem vom Standpunkt der Sinnlichkeit aus die Ueberzeugung von der Realität der Sinnlichkeit gewonnen war, auch auf dem Gebiete, das sich nur die Uebersinnlichkeit vindizirt, das der Physiker, der Naturforscher als ein anderes sich gegenübersetzt, der Beweis von ihrer Realität geliefert werden.

„Der Kernstock des übersinnlichen Wesens ist die Religion. Aus ihr haben alle Philosophen ihre Hauptsache geschöpft. Durch die Naturwissenschaft hattest du deinen Kopf von den spekulativen Vorurtheilen gereinigt; nicht die gedachten Dinge, sondern die wirklichen, vom Denken unterschiedenen Wesen sind die wahren. Das trifft auch die gedachte Religion. Das Wesen, bei dem die Philosophie stehen bleibt — der Gott, der nur gedacht wird, der nur für den Menschen auf dem Standpunkt der Abstraktion ist, ist nicht der Gott der Religion. — Alle religiösen Menschen haben die Götter der Philosophen als blosse Vernunftprodukte ver-

worfen. Gegen die Götter der Philosophen, wie überhaupt gegen fremde Götter, sind die Gottesgläubigsten Atheisten — nur ihren Gott halten sie für den wahren. Die Religion realisirt den Gott der Philosophie — oder vielmehr die Philosophie abstrahirt von dem realen Gott. Woher schöpft aber die Religion die Realien, wodurch macht sie Gott zu einem unphilosophischen, irrationalen Wesen? Grade dadurch dass der Mensch selbst kein rationelles, denkendes, sondern ein existirendes, natürliches Wesen ist. Dem Philosophen ist es nur um Wahrheit, d. h. abstrakte, theoretische Wahrheit, d. h. um die Wahrheit der Abstraktion, seiner Thätigkeit, zu thun; der Religion um Leben und Wirklichkeit. Der Philosoph will denken, der Religiöse leben, existiren. Die Philosophie bezieht sich nur auf den denkenden, die Religion auf den sinnlichen, praktischen Menschen. Der Gott der Religion bekümmert sich um das Wohl der Menschen, er will die Menschen glücklich, selig machen. Zur Seligkeit gehört aber Existenz, volle Existenz, gehört nicht nur Geist, sondern auch Fleisch. Kurz, die Philosophie ist nur die Position der Vernunft, die Religion die Position des ganzen, des wirklichen Menschen. Gott wird Mensch, Fleisch, Wesen wie wir. Das Christenthum glaubt an die fleischliche Unsterblichkeit und Glückseligkeit, keine abstrakte, geistige. Die Bürgschaft dieser fleischlichen Seligkeit liegt in der Fleischwerdung Gottes. Wie kann das Fleisch selig werden, wenn es nicht göttlich ist? Die Unsterblichkeit des Menschen ist ja nur eine Folge von der Gottheit des Menschen. Die Religion gibt also ihrem Gott nur dadurch Realität, dass sie ihm Sinnlichkeit gibt. Die Religion negirt das Uebersinnliche — nur auf selbst phantastische Weise.“ —

Sehr bedeutsam ist der Umstand und das Bekenntniss, dass die Wahrheit der Sinnenerkenntniss zuerst auf religiösem Gebiete entdeckt und von hier aus auf das philosophische angewendet worden. Daraus ergibt sich eine Priorität der Religion vor der Philosophie, eine höhere Stellung der ersteren, eine Unterordnung der letzteren.

Wir lesen in der ungedruckten „Vorrede“ weiter: „Die Philosophie ist nicht original, sie hängt von der Religion ab; sie schöpft ihr höchstes Wesen nicht aus sich, sondern aus der Religion; sie ist nichts Anderes als die höhere rationelle Theologie. Sie beweist, was die Religion — viel gescheidter als sie — nur behauptet, sie macht zur Verstandessache, was der Religion Herzenssache, unmittelbare Gewissheit ist; tritt aber dadurch in Zwiespalt mit der Religion, dass sie, was dieser ein volles körperliches Wesen ist,

zu einem abstrakten Wesen macht, dass sie die Seele, den Geist der Religion, von ihrem Leibe scheidet.

„Die Philosophie lässt weg von dem Wesen der Religion, was ihr oder der Vernunft widerspricht, d. h. sie macht, was in der Religion ein Objekt der Furcht und Liebe, des Affekts, des Herzens, des Menschen ist, zu einem nur theoretischen, affektlosen Gegenstande. Philosophie hat denselben Gegenstand wie Religion, aber macht ihn doch zugleich zu einem andern, der Religion widersprechenden, von ihr nicht mehr er- und anerkannten Gegenstand. Der Gott der Philosophie ist nicht mehr der Gott der Religion, und doch ist und heisst er noch „Gott". Man hat daher eben so viel Recht als Unrecht, von der Identität als vom Unterschiede der Religion und Philosophie zu reden."

F. gesteht, dass er selbst auf dem Standpunkt des Unterschiedes und Widerspruches gestanden, und nur, den Philosophen gegenüber, mit Recht behauptet habe, was sie zum Unwesentlichen, zur Form der Religion gemacht, das sei gerade das Wesentliche. Jedoch habe er dieses Wesentliche der Religion, zu dem er sich längere Zeit ironisch verhalten, selbst noch besser erkennen müssen. „Du musstest dich überzeugen, dass das Mehr, welches die Religion vor der Philosophie voraus hat, nicht nur ein quantitatives, wofür es die Philosophie ansieht, sondern auch ein qualitatives Mehr ist; dass die Religion nicht nur mehr enthält, sondern auch mehr ist als die Philosophie; dass das Wesen, welches die Philosophie der Religion entlehnt, nicht nur ein ganz anderes Wesen ist im Sinne der Religion, als in dem der Philosophie, und dass dieser Sinn nicht nur relativ im Sinne der Religion, sondern der absolut wahre Sinn, dass die Form der Sinnlichkeit, Menschlichkeit, in welcher die Religion dieses Wesen anschaut, die Form der Wahrheit ist. So wurde die Sinnlichkeit aus einer astronomischen, physikalisch-geologischen, botanischen, zoologischen, kurz naturwissenschaftlichen Wahrheit zu einer religiösen Wahrheit.

„Aber das Merkwürdigste dabei war, dass du im Gottesglauben die Gottesläugnung, im Theismus den Atheismus erkanntest, und so gerade in der vollständigen Anerkennung der Religion zu ihrer vollständigen Negation kamst. Die Religion will einen Gott, aber einen solchen, der zugleich doch kein Gott, sondern ein menschlich gesinntes Wesen ist, menschliche Eigenschaften hat. Ein Gott, der kein Bewusstsein, keine Liebe, keine Theilnahme für den Menschen ist, der ist kein Gott. Wenn Ihr aber ein Wesen mit menschlichen

Eigenschaften, ein dem menschlichen Herzen entsprechendes Wesen, aus dem Seele zu Seele, Auge zu Auge spricht, wollt, so habt Ihr ja ein solches Wesen vor Euch, an dem wirklichen Menschen. Ist Euch aber der Mensch nicht genug, wollt Ihr ein Wesen ohne menschliche Misère, ohne menschliche Schwächen, Leidenschaften und Bedürfnisse, wollt Ihr mit einem Worte ein nichtmenschliches, ein Wesen, das Euch über die Lächerlichkeit, Schlechtigkeit und Eitelkeit der politisch-moralischen menschlichen Welt erhebt, so habt Ihr ja gleichfalls dieses Wesen vor Euch, in der Natur. Wollt Ihr aber beider Wesen Eigenschaften, menschliche und nichtmenschliche, subjektive und objektive, in Einem Wesen vereinigen, so macht Ihr den Widerspruch zum Gesetz der Wahrheit, den Unsinn zur Vernunft.

„Ein hölzernes Eisen ist ein Unding, aber nicht Eisen und Holz, und beides habt Ihr: Eisen an der Natur, Holz am Menschen, aber nur so lange Ihr sie unterscheidet. Was wollt Ihr also mit einem Wesen, das weder Eisen noch Holz, ebensowohl Eisen als Holz ist?

„Kein Mensch genügt sich allein, richtig; aber er hat sich gegenüber den Andern, der ein von ihm unterschiedenes Wesen, und doch zugleich ein mit ihm identisches Wesen ist, also die Forderungen erfüllt, die Ihr an Gott stellt.“ —

Kürzer kann man nicht wohl Philosophie, Theologie und Ethik resumiren, als es hier, zum Theil über das W. d. Chr. hinaus, geschehen ist.

Ihr müsst den ganzen lebendigen Menschen studiren, wollt Ihr wissen was er ist. Es gilt Knochen, Muskeln und Nerven in ihrer Realität zu beobachten, Physiologie zu treiben, nicht apriorische Psychologie oder Pneumatologie. Der Natur nachdenken, nicht ihr vordenken; anschauen, nicht konstruiren! Was der Mensch glaubt, darin zeigt sich seine determinirte Wollung, sein Willen, und dieser Willen ist das Prius: ich will, also bin ich. Je nach dem was ich will, existire ich so oder so. In der Religion enthüllt sich der geheimste Wille, folglich der Mensch, das Volk, das Zeitalter. Was diese nachher über ihr eigenes Wollen und Glauben reflektiren, wie sich dieses Glauben und Wollen in einzelnen begabten und ruhigeren Köpfen spiegelt — kurz die Philosophie — ergibt sich aus jenem Urmaterial von selbst, kann zu jeder Zeit abstrahirt werden durch einige Vernunft-Operationen, Urtheile und Schlüsse genannt.

Die Religion, die echte, ist stets konsequent mit sich, aus Einem Stücke; die Philosophie, welche ein einseitiges, vereinzelndes Thun ist, verkennt leicht jene Einheit und setzt begrifflich Dinge in Widerspruch mit einander, die organisch Eins waren. In solchen Zeiten der Skepsis hilft weder Religion noch die gewöhnliche Philosophie zur Befriedigung des Menschen. Alsdann muss der religiöse Inhalt vollständig durchschaut, müssen die symbolischen, emblematischen, phantastischen Bezeichnungen beseitigt, der Kern des Räthsels herausgeschält werden. Dieser Kern lautet: Ich bin hülfsbedürftig, gebrauche einen Andern, der meine Last mit mir theile und dessen Last ich dafür wieder theile, einen Andern, der Nicht-Ich und zugleich Ich ist. Mit dieser Erkenntniss sind Religion und Philosophie in Ethik aufgelöst.

Die Frage nach den praktischen Konsequenzen seiner Religions-Erklärung, die bekanntlich darin bestehen, dass an die Stelle des illusorischen, phantastischen, himmlischen Menschen der sinnliche wirkliche Mensch gesetzt werde, und dass nur der mit dem positiven Inhalt der Religion ausgestattete, aber bewusste Mensch die grossen politischen und sozialen Probleme zu lösen vermöge (Vorwort I. XIV. XV.), wird in der „Vorrede" also gefasst:

„Die Frage ist, ob wir den Menschen der Imagination und Abstraktion, oder die Abstraktion und Imagination dem Menschen opfern, ob wir die Wirklichkeit der Illusion, oder diese jener preisgeben, ob wir im Kopfe bejahen oder verneinen, was wir im Herzen bejahen; ob wir an der Seele Christen, Engel, himmlische Geister, am Leibe Menschen, oder Menschen mit Leib und Seele sein sollen; ob wir unser Vermögen, geistiges wie leibliches, an die Kirche verschwenden, oder an Schulen, Armen- und Krankenhäuser verwenden; ob wir die Köpfe unserer armen Kinder mit theologischem Unsinn oder mit menschlichen Anschauungen füllen; ob wir selbst noch länger am Gängelbande des Glaubens uns in der Irre herum führen lassen, oder endlich auf unseren eigenen Beinen stehen wollen; ob wir es vorziehen, uns im Namen der göttlichen Ordnung und Fürsehung mit Füssen treten zu lassen, oder wie es die Natur will, unter freiem Himmel aufrecht einherzugehn."

Aus dem bisher Mitgetheilten geht hervor, dass Feuerbach in der Religionsphilosophie den Schlüssel zu seiner philosophischen Weltbetrachtung fand. Der anthropologische Standpunkt wurde im Wirrsal der Mysterien erobert. Desshalb eröffnete er auch die Gesammtausgabe mit den „Erläuterungen und Ergänzungen zum

Wesen des Christenthums", und liess die zum Theil der Zeit nach früheren „Philosophischen Kritiken und Grundsätze" erst im zweiten Bande folgen. Mit dem „Wesen des Christenthums" tritt dann die Harmonie zwischen Sachverhalt und Chronologie ein. Dieses Werk erschien im Jahre 1841; die ihm entsprechenden spekulativen Arbeiten folgen später: die „Vorläufigen Thesen zur Reform der Philosophie" 1842, die „Grundsätze der Philosophie der Zukunft" 1843. Die gemeinsame Konsequenz aus Religion und Philosophie, „Wider den Dualismus von Leib und Seele, Fleisch und Geist", trägt die Jahrzahl 1843. Die Ergänzung und theilweise Berichtigung des „Wesen des Christenthums", „das Wesen der Religion", datirt von 1845, und wurde 1848/9 in den Heidelberger „Vorlesungen" des Breiteren ausgeführt.

Der erste oder positive Theil des „W. d. Chr.", hat in klarster Sprache, der freilich noch die metaphysischen Eierschalen hin und wieder anhangen, gewisse Grundwahrheiten für immer festgestellt, für welche die Völker-Psychologie, ja sogar die Sprachwissenschaft zu dauerndem Danke verpflichtet sind. Dass die Theologen an diesen Bollwerken der vernünftigen Einsicht zu Schanden werden mussten, versteht sich von selbst; ihr blosses Dasein hat den Tod der Theologie dokumentirt.

„Das Bewusstsein Gottes ist das Selbstbewusstsein des Menschen, die Erkenntniss Gottes die Selbsterkenntniss des Menschen. Aus seinem Gotte erkennst Du den Menschen, und wiederum aus dem Menschen seinen Gott. Was dem Menschen Gott ist, das ist sein Geist, seine Seele, und was des Menschen Geist, seine Seele, sein Herz, das ist sein Gott: Gott ist das offenbare Innere, das ausgesprochene Selbst des Menschen, die Religion die feierliche Enthüllung der verborgenen Schätze des Menschen, das Eingeständniss seiner innersten Gedanken, das öffentliche Bekenntniss seiner Liebesgeheimnisse."*)

„Die Religion umfasst alle Gegenstände der Welt; Alles was nur immer ist, war Gegenstand religiöser Verehrung; im Wesen und Bewusstsein der Religion ist nichts Anderes, als was überhaupt im Wesen und im Bewusstsein des Menschen von sich und von der Welt liegt. Die Religion hat keinen eigenen, besondern Inhalt." „Teufel, Kobolde, Hexen, Gespenster, Engel waren heilige Wahr-

*) VII. 39.

heiten, so lange das religiöse Gemüth ungebrochen, ungetheilt die Menschheit beherrschte." *)

„So bezweckt der Mensch nur sich selbst in und durch Gott. Allerdings bezweckt der Mensch Gott, aber Gott bezweckt nichts als das moralische und ewige Heil des Menschen, also bezweckt der Mensch nur sich selbst. Die göttliche Thätigkeit unterscheidet sich nicht von der menschlichen." **)

Das wahre Wesen der Religion (wie der Geschichte, wie der Kunst, wie der Sprache) ist also das anthropologische. „Gott als metaphysisches Wesen ist die in sich selbst befriedigte Intelligenz, oder vielmehr umgekehrt: die in sich selbst befriedigte, die sich als absolutes Wesen denkende Intelligenz ist Gott als metaphysisches Wesen. Alle metaphysischen Bestimmungen Gottes sind daher nur wirkliche Bestimmungen, wenn sie als Bestimmungen des Verstandes erkannt werden. Und so setzt der Verstand sein Wesen als das ursachliche, erste, vorweltliche Wesen, — d. h. er macht sich als das dem Range nach erste, der Zeit nach aber letzte Wesen der Natur zu dem auch der Zeit nach ersten Wesen." ***)

„Aber die charakteristische Bestimmung der Religion, insbesondere der christlichen ist, dass sie ein durchaus anthropotheistisches Wesen, die ausschliessliche Liebe des Menschen zu sich selbst, die ausschliessliche Selbstbejahung des menschlichen, und zwar subjektiv menschlichen Wesens ist." †) Das ist die Bedeutung Gottes als eines moralischen Wesens.

„Leiden ist das höchste Gebot des Christenthums — die Geschichte des Christenthums selbst die Leidensgeschichte der Menschheit ... Das Leiden macht sich zu einem Gegenstande der Nachahmung. Wenn Gott selber litt um meinetwillen, wie soll ich fröhlich sein, wie mir eine Freude gönnen, wenigstens auf dieser verdorbenen Erde, welche der Schauplatz seiner Leiden war? ... Ein Gott, der an Thränen Gefallen hat, drückt nichts Anderes aus, als das Wesen des Herzens, insbesondere des Gemüths." ††)

„Die Grunddogmen des Christenthums sind erfüllte Herzenswünsche — das Wesen des Christenthums ist das Wesen des Gemüths. Es ist gemüthlicher zu leiden, als zu handeln, gemüthlicher,

*) VII. 51.
**) VII. 61.
***) VII. 70. 71.
†) VII. 81.
††) VII. 100. 101.

durch einen Andern erlöst und befreit zu werden, als sich selbst zu befreien, gemüthlicher, von einer Person, als von der Kraft der Selbstthätigkeit sein Heil abhängig zu machen, gemüthlicher, zu lieben als zu streben, gemüthlicher, sich von Gott geliebt zu wissen, als sich selbst zu lieben mit der einfachen, natürlichen Selbstliebe, die allen Wesen eingeboren, gemüthlicher, sich in den liebestrahlenden Augen eines andern persönlichen Wesens zu bespiegeln, als in den Hohlspiegel des eigenen Selbstes oder in die kalte Tiefe des stillen Ozeans der Natur zu schauen, gemüthlicher überhaupt, sich von seinem eigenen Gemüthe, als von einem andern, aber doch im Grunde demselbigen Wesen bestimmen zu lassen, als sich selbst durch die Vernunft zu bestimmen."*)

Der zweite oder polemische Theil des Werkes: „Das unwahre d. i. theologische Wesen der Religion", trifft vielfach nicht nur die Theologie, sondern auch ihren Gegenstand, die Religion selbst, was Feuerbach später beanstandete. Es ist dann als ob der Pferdefuss von Mephisto-Bayle sicht- und hörbar würde.

Wenige Beispiele mögen zum Verständniss dieser Behauptung anleiten. Die Dogmen an und für sich sind nicht zu kritisiren, sondern psychologisch-genetisch zu erklären. Dagegen verfallen die Lehrgebäude der Theologie, diese Inkunabeln der Philosophie, mit vollem Recht der Kritik, weil sie sich mit logischer Konsequenz brüsten. Für den Gläubigen gibt es keinen Widerspruch in der Existenz Gottes, in der Offenbarung Gottes, im Wesen Gottes. „Der Widerspruch in der spekulativen Gotteslehre" sagt uns schon durch den Wortlaut, dass wir uns vom Wesen der Religion entfernt haben. Auch das gilt nur für die Theologie: „Die Religion scheidet das Wesen des Menschen vom Menschen. Die Thätigkeit, die Gnade Gottes ist die entäusserte Selbstthätigkeit des Menschen, der vergegenständlichte freie Wille"**), ganz abgesehen davon, dass die „Gnade Gottes" noch etwas ganz Anderes bedeutet, als den „freien Willen des Menschen", nämlich die Gesammtwirkung der Gattung auf den Einzelnen.

Im Christenthum als Religion herrscht auch kein „Widerspruch von Glaube und Liebe".***) Keine dogmatische Religion kann Menschenliebe lehren, sondern höchstens die korporative Liebe unter

*) VII. 197.
**) VII. 321.
***) VII. 331.

Gleichgesinnten, Mitstreitern, Mitduldern. Wer an die Bergpredigt erinnert, dem muss man den Unterschied zwischen der Religion Jesu oder was dafür gilt, und der Religion von Christo — zwei sehr verschiedene Dinge — zu Gemüthe führen. Der Christ hat ja auch eigentlich gar keine Zeit zur Liebe, so wenig als der asketische Pessimist zum Mitleiden. Diese Leute sind viel zu sehr mit der eigenen Heiligung beschäftigt. Gott ist die Liebe, heisst zwar, die Liebe ist göttlich, es fragt sich nur welche Liebe? Die Liebe zu mir, oder die Liebe zum Andern? Die Gattung existirt ja für den Christen nicht.

Der Christ weiss auch nichts von einem „Widerspruch in den Sakramenten". Feuerbach ärgerte beim ersten Erscheinen seines Buches nicht nur die Theologen, sondern stiess sogar bei den rationalistischen Philosophen an, als er die Göttlichkeit des Wassers, des Brodes und Weines als das latente Bekenntniss des Christenthums proklamirte. Seine Widersacher und Krittler irrten sich nur darin, dass sie dem Verfasser in aller Geschwindigkeit einen Naturkultus ins Gewissen schoben, während Feuerbach meinte: So weit wenigstens erkennt selbst das spiritualistische Christenthum die Natur an, so viel nahm es von den älteren Naturreligionen herüber!*) Und durchaus unverfänglich ist die Stelle, wo es heisst: „Das Fest der Wassertaufe flösst uns Dankbarkeit gegen die Natur ein, das Fest des Brodes und Weines Dankbarkeit gegen die Menschen. Wein und Brod gehören zu den ältesten Erfindungen. Wein und Brod vergegenwärtigen, versinnlichen uns die Wahrheit, dass der Mensch des Menschen Gott und Heiland ist."**) Nicht einmal die „Religion des Geistes" kann von Fleisch, Wein und Wasser loskommen!

Von B. Bauer und Strauss scheidet sich Feuerbach in der Vorrede zur 2. Auflage eben so streng als richtig, indem er sagt: Bauer habe zum Gegenstande das biblische Christenthum oder vielmehr die biblische Theologie, Strauss eigentlich die dogmatische Theologie, während er das Christenthum überhaupt, d. h. die christliche Religion, und als Konsequenz nur die christliche Philosophie oder Theologie behandle. Strauss hatte den christlichen Mythos

*) „Ich für mich wäre wahrlich nie darauf gefallen, Essen und Trinken für religiöse Akte zu erklären", sagt er dem theologischen Rezensenten in den „Studien und Kritiken". I. 405.

**) VII. 369.

als Grundlage der christlichen Religion aufgeworfen. Feuerbach fragt: Woher kommt der Mythos selbst?

Auf ethischem Gebiete haben wohl kaum zwei Bücher in diesem Jahrhundert eine so elektrische und auch tieffahrende Wirkung ausgeübt, als das „Leben Jesu" und das „Wesen des Christenthums". Die Physis ist ohnedem nicht dazu angethan, direkt auf den ganzen Menschen zu wirken. Humboldt's Kosmos wurde mehr bewundert als in Fleisch und Blut verwandelt. Erst Bernhard Cotta hat ihn Vielen mundgerecht gemacht. Wo aber die Physis an das Ethos streift, oder direkt ethisch sich äussert, da wird der Leser wach, da ergreift er Partei. Das war bei Darwin der Fall.

Den historischen Christus löste Strauss in Mythen auf: wir wissen nicht ob er existirt, keinenfalls wie er ausgesehen hat. Was uns in den Evangelien vorliegt, ist zusammengedichtet. Der Inhalt der Dichtung aber bleibt, der ist positiv, der ist das Produkt der Menschheit in einem gewissen Volke und Lande, zu einer gewissen Zeit. Die Christus-Idee ist also nicht wegzuleugnen, und die auf diese Idee gebaute Religion ist historisch. Eine Religion hat ihre Dogmen oder Glaubenssätze, und die theologische Beschäftigung mit diesen Dogmen heisst Dogmatik oder Glaubenslehre. Strauss hat nicht nur eine solche Dogmatik verfasst, sondern noch lange nachher den Anspruch erhoben, sie öffentlich als Mitglied der theologischen Fakultät zu lehren. Wenn der Pöbel in Zürich ihm einen noch ärgern Streich spielte, als das Volk in Hannover dem Leibnitz, wenn dieses dem Leibnitz blos nachrief: „Lövenix", während jener Pöbel gegen den schwäbischen Glaubenichts revoltirte, so war dieser Pöbel eben radikaler als Strauss selbst, der sich noch immer als kritischen Theologen gerirte. Als Feuerbachs „Bayle" erschien, meinte Strauss: der sage es endlich heraus, der setze den Punkt auf das J. Auch darin irrte jedoch Strauss, denn Feuerbach nahm den Punkt sammt dem J zurück und setzte einen ganz andern Buchstaben dafür hin, oder vielmehr, er löste sämmtliche Buchstaben in die anthropologische Urschrift des Menschen auf.

Historie oder Mythos, Judenthum oder alexandrinische Extase — so lehrte Feuerbach — darauf kommt es gar nicht an, das ist Gegenstand des Streites innerhalb der Fakultät. Gehen wir aus der Fakultät heraus, besteigen wir einen höheren Standort. Nicht die Frage: woher kommt das Christenthum, wie kam es zu Stande? sondern nur die Frage interessirt mich: Was ist das Christenthum? welches war die moralisch-intellektuelle Beschaffenheit der Mensch-

heit, aus der ein solcher Glaube mit Nothwendigkeit hervorging? Und da die Menschheit immer und überall das relativ Wahre producirt, da nur sie als Gattung absolut ist, — welches ist die Wahrheit des Christenthums? Ich füge gleich hinzu, dass sobald diese Wahrheit erkannt ist, das Christenthum seine kirchliche Bedeutung unrettbar verloren hat; denn bei den Religionen handelt es sich nicht um's Erkennen, sondern um's Fühlen, Empfinden, um die unmittelbare Gewissheit. Eine erkannte, durchschaute Religion ist als solche abgethan.

Das Christenthum ist nun nichts als Gemüth, krankes Herz, insofern die absolute Religion, und natürlich die transzendente Befriedigung aller Gemüthsbedürfnisse, das hypostasirte Leiden der Menschheit. Dieses Leiden ist unleugbar, seine positiven Klagen sind begründet. Nur fragt es sich, ob die Kur der Krankheit, wie sie das Christenthum ausübt, eine rationale, eine dem menschlichen Wesen entsprechende, ihm konforme, daher richtige ist. Es fragt sich, ob die Entfernung von Natur und Wirklichkeit, der absolute Egoismus der Seele, mit den unaustilgbaren Bedingungen des menschlichen Lebens in Einklang zu bringen sind. Ist das nicht der Fall, so fragt es sich weiter, wie der Sehwinkel des Christen richtig zu stellen ist, wie man sein Auge, statt nach Oben, gradaus zu lenken hat, damit er die transzendenten Dinge vor sich, neben sich, sich gegenüber, vorfinde und erkenne. Von seinen Bedürfnissen soll ihm nichts abdisputirt, von seinem Verlangen nach Befriedigung und von der letzteren selbst nichts genommen werden; im Gegentheil, er soll die Befriedigung wirklich finden, die bisher blos imaginär für ihn war; an die er blos glaubte, die soll er tasten und fassen. Aber natürlich, bei dieser andern Richtung des Christenmenschen geht der Christ in die Brüche, es bleibt blos der mit dem erkannten Christenthum bereicherte Mensch übrig. Ich nehme ihm nichts, ausser den Namen; im Gegentheil, ich schenke ihm zu seinem früheren Inhalt die Erkenntniss dieses Inhalts. Ich erkenne das Christenthum an, aber grade dadurch negire ich es für immer. „Sind wir noch Christen?“ Diese Frage hatte Feuerbach im Jahre 1841 endgültig beantwortet.

Die Wirkung des Buches war geradezu ungeheuer. Die stillen, in sich gekehrten Menschen feierten eine wahre Auferstehung; zahlreiche Frauen und Mädchen dachten dem kühnen Denker nach, und sie vermochten es, weil er mit dem Herzen dachte und mit dem Kopfe empfand; weil ihm, wie Schiller'n, das Gedicht Gedanke,

der Gedanke Gedicht war. Die Theologen wurden rasend, weil von ihrem Standpunkt aus jede Replik sich als unmöglich herausstellte. Sie thaten daher, was sie von je gethan, sie tobten und schimpften, sie lästerten. „Heilig das Wasser, heilig das Brod, heilig der Wein!“ Aber der Feuerbach war ja ein vorjonischer Mystagog, ein vorhellenischer Priester der Ceres und des Bacchus! Er hatte ja nicht die mindeste Ahnung von der Seele, der Seligkeit und der Seligmachung! Wilde Orgien musste der Mensch in seinem Bruckberg nächtens begehen, die Profanation alles Heiligen professionell betreiben! Gab es denn keine Polizei mehr?

Nicht so brutal, aber desto perfider, oder lieber hoch-verrätherisch betrugen sich die Philosophen von Métier. Hoch-verrätherisch, denn sie verriethen die Wahrheit des Feuerbachischen Satzes, dass die Philosophie nicht original ist, dass sie von Anlehen bei der Religion ihr Geschäft fristet, dass sie die Dogmatik ins Verständliche, d. h. ins Unglaubliche übersetzt, so dass weder der Glaube noch die Vernunft weiter etwas davon hören wollen, dass die landläufige Philosophie in ihren eigenen Bankerott auch den Ruin der Kirche hineinzieht.

Feuerbach leuchtete den Theologen und Philosophen denn auch gehörig heim. „Beleuchtung einer theologischen Rezension vom „Wesen des Christenthums“ (1842)*) traf zunächst das Residuum der Schleiermacherei, die „theologischen Studien und Kritiken“. Im Nachlasse theilen wir die Exekution eines Unsterblichkeits-Kandidaten in Bezug auf dasselbe Werk mit. „Zur Beurtheilung der Schrift: „Das Wesen des Christenthums“, nahm diejenigen Kritikaster vor, welche den Verfasser noch mit Hegel identifizirten, und bewies ihnen, dass er unendlich gefährlicher sei als Hegel je gewesen.

Unterdessen erglühte die Jugend für den unchristlichen Christen, und in Halle selbst, unter Tholucks Augen, der bekanntlich „noch über den Papst ging“, berauschten sich die künftigen „Diener am Worte Gottes“ am „Wesen des Christenthums““. Es sei mir verstattet, hier ein Akrostichon mitzutheilen, welches einen der bravsten jungen Männer jener Zeit zum Verfasser hat, und welches ein beredtes Zeugniss von der tiefsinnigen Auffassung Feuerbachs ablegt:

„Feuer, Feuer!“ hör' ich rufen:
Ei, der Himmel steht in Flammen!

*) I. 200—247.

Und es stürzen Flammenwogen
Einen Thron zur Erde nieder.
„Rette Dich, o Herr, durch Wunder!"
Beten gläubig alle Frommen.
Aber Euer Herr und Meister,
Christen, starb im Feuerbache.*)

Fügen wir einige Aphorismen ein, die der Verfasser in Bezug auf seine Art und Weise der Religionserklärung niedergeschrieben. Zuerst ein Tadelsvotum gegen sich selbst, wegen der noch allzu philosophischen oder spekulativen Behandlung des zweiten Theiles des W. d. Chr.

„Was einst Du gewesen, das bleibt in Deinem Wesen. Das gilt auch von Luther, der zum Hintergrunde seines Wesens, zum Antipoden seiner Lichtseiten, stets den einstigen Augustinermönch hat."

Sodann vom Inhalte selbst.

„Ich bin ein „negativer" Denker, jawohl! aber nur in dem Sinne, in welchem der Verstand die Negation der Dummheit, die Klarheit die Negation des Obskurantismus, die Wahrhaftigkeit die Negation der Heuchelei, die Entschiedenheit die Negation der Charakterlosigkeit ist."

„Die Aufgabe der Philosophie ist es nicht, den Glauben zu widerlegen, aber auch nicht zu beweisen, sondern allein ihn zu begreifen, zu erkennen; freilich ist diese Erkenntniss nicht möglich ohne Beseitigung der Popanzereien, die man aus dem Glauben gemacht hat."

„Meine Religionserklärung ist Reproduktion des religiösen Prinzips in und aus der Quelle des modernen Natur- und Selbstbewusstseins, Reinigung der Religion von ihren uns absolut widersprechenden Vorstellungen, aber keine totale Negation."

Wie richtig er in der Jungfrau Maria das Bedürfniss des katholischen Herzens erkannt hatte, bewies ihm nachträglich

*) Verfasser: Theodor Held, sechs Jahre lang preussischer Kasematten-Bewohner, jetzt „Kohlen- und Export-Geschäft" zu Aussig a. d. Elbe, Böhmen. Und einen schönen Gruss!

**) I. 181—199.

das Büchlein „die Gloria der heiligen Jungfrau", Legenden und Gedichte, durch Eusebius Emmeran (Daumer), 1841, welches er kritisch einführte.*)

Mit Hegel setzte sich F. abermals (Vergl. S. 75—77) gründlichst auseinander. In den Gesammtwerken geschieht dies in der „Beurtheilung der Schrift vom Wesen des Christenthums" (1842).**) Anknüpfend an eine Frankfurter Korrespondenz in der Augsb. Allg. Zeitung, verwahrt er sich nochmals vor jeder Identität mit dem Standpunkt der „Posaune des jüngsten Gerichts über Hegel", die eine ironische Apotheose Hegels sei, während er im Gegensatze zu Hegel stehe. „Was nach Hegel Bild ist, ist nach mir Sache". Der Inhalt der Vorstellung ist ein wesentlich anderer als der Inhalt des Gedankens. Hegel identifizirt Religion und Philosophie, ich hebe die Differenz hervor. Der Inhalt des religiösen Glaubens kommt nicht von anderswoher in das Gefühl, er ist Sache des Gefühls. Schleiermacher hat das erkannt, aber nicht den Muth gehabt, in Gott einfach das Wesen des Gefühls zu erblicken.

Die dritte „Kritik des modernen Afterchristenthums", zu Stahl und Sengler, die „Kritik der christlichen Medizin", gegen den christlichen Mediziner und k. bayr. Obermedizinalrath v. Ringseis, gehört gleichfalls in diese Gedankenfolge, obwohl vom „W. d. Chr." dabei keine Rede ist. Wenn F. nichts geschrieben hätte als diese Charakteristik, so wäre er ein klassischer Prosaist, ein Geist, in welchem sich Satyre und Humor um den Vorrang streiten, während die Gelehrsamkeit den Segen dazu spricht. Das sind Kugeln aus dem vollen Arsenal geschöpft, die sämmtlich ins Schwarze treffen, in die schwarze Magie des 19. Jahrhunderts, in den Obskurantismus, der sich ein hippokratisches Mäntelchen umgeworfen. Es wird den Heutigen kaum glaublich erscheinen, dass so etwas Anno 1841 möglich war; denn wenn wir sonst keine Fortschritte gemacht hätten, in der Physiologie sind sie unleugbar. Hr. v. Ringseis zu München verband noch Theologie und Medizin, gleichsam als steckte die Menschheit noch in jenem Byzantinismus, der die Diakonissen zu Aerzten und die Katakomben mit Heiligenknochen zu Apotheken hatte. Die Medizin, sage die Medizin, hatte für einen Ringseis, wie alle Wissenschaft, ihr Princip in der — Offenbarungslehre! F. weist auch dieser medizinischen Theo-

*) I. 181—199 (1842).
**) I. 248—58.

logie ihre albernen Widersprüche höchst ergötzlich nach, und fragt Hrn. v. Ringseis: wozu er denn noch natürlicher Heilmittel bedürfe, trotz aller Segnungen der Kirche! Er erinnert ihn an den Engländer Fludd, der gesagt: Morbus est dolor quem impertitur Deus in ira sua, die Krankheit ist ein Schmerz, den Gott in seinem Zorn verhängt. Er erinnert ihn an den Besessenen, der zu Christi Zeiten eine Legion, d. h. 6666 Teufel im Leibe hatte etc.

Gehen wir zur Philosophie, der sublimirten Theologie, über. Hier entwickeln sich, wie gesagt, die eigentlichen Resultate erst aus der anthropologischen Erkenntniss des religiösen Wesens. Seit 1835 weicht allmählich die Scheu vor der Empirie, und als das „W. d. Chr." beendigt ist, fahren auch die Blitze der erleuchtenden Vernichtung auf die esoterischen Theologen oder Philosophen nieder.

Zuerst (1841) trifft der Blitz Hrn. J. F. Reiff und dessen „Anfänge der Philosophie".*) Die empirische Thätigkeit, so lautet es jetzt, muss auch als philosophische anerkannt werden. Auch das Sehen ist Denken, „auch die Sinneswerkzeuge sind Organe der Philosophie". Die neuere Philosophie sagt: Duce sensu philosophandum, die Sinne sind die Führer zum Denken. Hr. Reiff aber fängt von hinten an, wie Fichte. „Mit der Nicht-Philosophie muss man anfangen, und mit der Philosophie enden", nicht, wie Schelling, umgekehrt. Der Leib ist die objektive Welt, durch den Leib ist Ich nicht Ich, sondern Objekt. „Das Sehen ist zunächst gar nichts Anderes als die Empfindung oder Wahrnehmung des Lichts, die Empfindung des Hellseins überhaupt, das Auge der Lichtsinn."**)

Dann folgt (1842) ein ganzes Gewitter: „Vorläufige Thesen zur Reform der Philosophie".***) Man muss dieses Gewitter von hoher Bergeshalde mit anschauen. Wie das da unten im Thale hinrollt! „Theismus, Pantheismus, Atheismus" sind „hier nur im Sinne trivialer Spitznamen gebraucht". Auch die Hegel-Eiche wird in Flammen verzehrt. „Der absolute Geist ist der abgeschiedene Geist der Theologie, welcher in der Hegel'schen Philosophie noch als Gespenst umgeht." Die Theologie ist nämlich auch Gespenster-

*) II. 233—243.

**) Vergl. die akademischen Monographieen von Ewald Hering in Prag, von denen später mehr.

***) II. 244—268.

glaube, die gemeine Theologie hat aber ihre Gespenster in der sinnlichen Imagination, die spekulative Theologie in der übersinnlichen Abstraktion.

„Die Hegel'sche Logik ist die zur Vernunft (?) und Gegenwart gebrachte Theologie. Wie das göttliche Wesen der Theologie der ideale oder abstrakte Inbegriff aller Realitäten, d. i. aller Bestimmungen, aller Endlichkeiten ist, so auch die Logik. Alles was auf Erden, findet sich wieder im Himmel der Theologie, Alles was auf Erden, im Himmel der göttlichen Logik."

Die Identifikation des entäusserten Wesens des Menschen mit dem Menschen kann nur als die Negation der Hegel'schen Philosophie aus ihr abgeleitet werden. „Alles steckt zwar in der Hegelschen Philosophie, aber immer zugleich mit seiner Negation, seinem Gegensatze."

„Das Unendliche ist das wahre Wesen des Endlichen — das wahre Endliche. Die wahre Spekulation oder Philosophie ist nichts als die wahre und universelle Empirie." — „Die Philosophie ist die Erkenntniss dessen, was ist. Die Dinge und Wesen so zu denken, so zu erkennen, wie sie sind, das ist — Philosophie."

„Raum und Zeit sind die Existenzformen alles Wesens. Nur die Existenz in Raum und Zeit ist Existenz. Die Negation von Raum und Zeit ist immer nur die Negation ihrer Schranken, nicht ihres Wesens. Eine zeitlose Empfindung, ein zeitloser Wille, ein zeitloser Gedanke, ein zeitloses Wesen sind Undinge."

„Wo keine Gränze, keine Zeit, keine Noth, da ist auch keine Qualität, keine Energie, kein Spiritus, kein Feuer, keine Liebe. Nur das nothleidende Wesen ist das nothwendige Wesen. Bedürfnisslose Existenz ist überflüssige Existenz ... Nur was leiden kann, verdient zu existiren. Nur das schmerzensreiche Wesen ist göttliches Wesen. Ein Wesen ohne Leiden ist ein Wesen ohne Wesen, ohne Sinnlichkeit, ohne Materie."

„Die neue Philosophie ist die Negation ebensowohl des Rationalismus, als des Mystizismus, ebensowohl des Pantheismus als des Personalismus, ebensowohl des Atheismus als des Theismus; sie ist die Einheit aller dieser antithetischen Wahrheiten als eine absolut selbständige und lautere Wahrheit."

„Die Philosophie muss sich wieder mit der Naturwissenschaft, die Naturwissenschaft mit der Philosophie verbinden." Diese „Verbindung wird dauerhafter, glücklicher und fruchtbarer sein, als

die bisherige Mésalliance zwischen der Philosophie und der Theologie."*)

Da kann man sagen: In hoc signo vinces, in diesem Zeichen wird der Nazarener besiegt. Dieses Wort oder vielmehr der darin liegende Gedanke hat die alte Metaphysik gründlich zerstört. Die noch etwas von ihr retten wollten, antichambrirten wenigstens bei der Naturwissenschaft und machten bei ihr das erste Rigorosum. Wie früher die Mediziner ein sog. Philosophicum absolvirten, ohne sich je mit Philosophie beschäftigt zu haben, so machten jetzt die erschreckten Metaphysiker in aller Geschwindigkeit ein Naturale, um sich zur Philosophie zu qualifiziren. Natürlich schleppten sie dabei den alten Adam weiter mit sich fort.

Feuerbach aber setzte den Fries auf seinen Architrav: „Grundsätze der Philosophie der Zukunft".**) „Was im Theismus Objekt, das ist in der philosophischen Spekulation Subjekt; was dort das nur gedachte, vorgestellte Wesen der Vernunft ist, ist hier das denkende Wesen der Vernunft selbst." Darnach kann über das Wesen Gottes bei Hegel kein Zweifel mehr sein. Gott denkt sich nur im denkenden Bewusstsein. Wo H. anders sagt, da scheint es nur so, oder er hat im Augenblick nicht gedacht. Z. B. da, wo das Denken, abstrahirt vom Ich, zum göttlichen absoluten Wesen gemacht wird.

Bei Cartesius und Leibnitz herrscht noch ein offenbarer Zwiespalt, sie sind halb Idealisten, halb Materialisten. Nur ihr Gott ist absoluter Idealist, „vollkommener Weltweiser" (Wolf). Erst „der absolute Idealismus ist der realisirte göttliche Verstand des Leibnitz'schen Theismus."

Spinoza's immaterieller, antimaterialistischer Gott „macht dem Menschen auch nur antimaterialistische, himmlische Tendenzen und Beschäftigungen zur Pflicht." Spinoza's Philosophie war Religion.

„Das Geheimniss der Hegel'schen Dialektik ist zuletzt nur dieses, dass H. die Theologie durch die Philosophie, und dann wieder die Philosophie durch die Theologie negirt. Anfang und Ende bilden die Theologie, in der Mitte steht die Philosophie als die Negation der ersten Position; aber die Negation der Negation ist die Theologie." Gott ist bei Hegel ein Prozess, und als ein Moment dieses Prozesses ist die Negation, der Atheismus gesetzt.

---

*) II. 267.

**) II. 269—346.

„Die Identität von Denken und Sein drückt nur die Identität des Denkens mit sich selbst aus“. Ein solches abstraktes Denken hat gar keine Vorstellung von Sein, Existenz, Wirklichkeit. Desshalb ist auch der absoluten Philosophie Sein gleich Nichtsein — Nichts. „Hegel ist nicht der deutsche oder christliche Aristoteles“, er ist der deutsche Proklus. Die „absolute Philosophie“ ist die wiedergeborne alexandrinische Philosophie“. Wobei dann zu bemerken, dass nach und aus dem Alexandrinerthum die Neugeburt erfolgt, diesmal die natürliche oder im exzellenten Sinne Natur-Philosophie, welche Dialektik, Ethik und Aesthetik in sich begreift.

Die natürliche Philosophie, denn „Wahr und göttlich ist nur was keines Beweises bedarf, was unmittelbar durch sich selbst gewiss ist ... das Sonnenklare. Aber sonnenklar ist nur das Sinnliche. Das Geheimniss des unmittelbaren Wissens ist die Sinnlichkeit.“ Selbstverständlich ist das epigrammatisch zugestutzt, denn die Sinnlichkeit d. h. die Sinne müssen streng kritisirt, kontrolirt, korrigirt werden. Der wahre Empiriker ist der schärfste und rastloseste Denker.

„Was das Talent nur im Kopfe, das hat das Genie in Fleisch und Blut; das heisst eben, was für das Talent nur noch ein Objekt des Denkens, das ist für das Genie ein Objekt des Sinnes.“ Diese Behauptung ist selbst sehr — genial. Intuition ist ein Geschenk der Natur, und kann und darf nicht gelehrt werden. Sonst würden alle wissenschaftlichen Beweisführungen bald nur noch salti mortali sein. Die Vermittlung durch Zwischenglieder ist unumgänglich. Heisst es doch bei F. selbst gleich weiter: „Die erste Anschauung des Menschen ist selbst nur die Anschauung der Vorstellung und Phantasie. Die Aufgabe der Philosophie besteht darin, das den gemeinen Augen Unsichtbare sichtbar, d. i. gegenständlich zu machen.“

„Die neue Philosophie — F. nennt die rationalistische Spekulation des 16, 17., 18. und halben 19. Jahrhunderts die Neuere, seine Kritik die Neue Philosophie — macht den Menschen mit Einschluss der Natur, als der Basis des Menschen, zum alleinigen, universalen und höchsten Gegenstande der Philosophie — die Anthropologie also, mit Einschluss der Physiologie, zur Universalwissenschaft.“ Fügt man die Geschichte der Philosophie, zugleich als Methodologie, hinzu, so haben wir allerdings alles beisammen. Wie weit sind unsere

Lehranstalten noch von diesem Ziele entfernt! Aber wie bekümmert sich auch die studirende Jugend um das, was einer ganzen Fakultät den Namen gegeben!

Zwischen den „Thesen“ und den „Grundsätzen“, also zwischen 1842 und 1843, scheint uns Feuerbach die Abhandlung geschrieben zu haben, die wir im Nachlasse als „Grundsätze der Philosophie, Nothwendigkeit einer Veränderung“ mittheilen werden. Eben dort haben wir auch die Ergänzungen zur Kritik Hegels veröffentlicht. Um nun mit Hegel abzuschliessen, der erst im letzten Werke von 1866 wieder Gegenstand der Polemik wird, fügen wir hier noch Folgendes hinzu.

Durch die Feuerbach'schen Papiere läuft die Kritik Hegels wie der bekannte rothe Faden hindurch; eine Masse von Ansätzen, Glossen, kritischen Aphorismen sind hier und dort verstreut. Hegel hat ihm offenbar keine Ruhe gelassen. Denken und Sein ist für F. absolut nicht identisch; die Identität des Idealen und Realen, des Subjektiven und Objektiven bei Hegel ist nur eine gedachte, logische; es kommt bei ihm nicht zu der als Mensch existirenden reellen sinnlichen Identität. „Die Natur ist das Losungswort der neuen Zeit. Der Mensch ist der Gott des Menschen. Nicht die Materie als solche, die Materie im Menschen, die menschgewordene Materie ist die wahre Identität.“

Eben so wenig entgeht unserm Kritiker das beständige *ὕστερον πρότερον* bei Hegel, die beständige Antizipation der Erfahrung, deren Thatsachen aus dem Becher der Dialektik hervorgeschüttelt werden, als wären sie nicht vorher hineinpraktizirt worden. Allerdings liegt in diesem Hegel'schen Verfahren eine Anerkennung der Empirie, aber keine grade, offene, sondern eine bemäntelte, verkappte.

In der „Philosophie des Geistes“ behauptet H. die Identitat von Leib und Seele. F. aber weist ihm nach, dass er für die Seele immer einen geheimen Vorbehalt macht, dass jene Identität keine Wahrheit gewesen, dass vielmehr die Seele immer noch als Zauberin oder Hexe im Leibe sitze und dort ihre Teufeleien treibe. Wie sollte es auch anders sein, wenn man einmal mit dem „Geiste“ oder „Gedanken“ angefangen hat! On revient toujours à ses premiers amours.

Mit Herrn v. Schelling — pardon für die Anknüpfung! — räumte Feuerbach in derselben Zeit gründlich und für immer auf.

Im W. d. Chr. (10. Kapitel: „Das Geheimniss des Mystizismus oder der Natur in Gott") zieht F. das Buch „über das Wesen der menschlichen Freiheit" vor Gericht, und reduzirt höchst einfach die „Kraft und Stärke in Gott", für welche Sch. quasi um Entschuldigung bittet, da ja auch noch etwas „Anderes" in Gott sei, auf die „leibliche Kraft und Stärke", auf die „Muskelkraft", auf „Fleisch und Blut", den ganzen Gegensatz im Wesen Gottes auf den „Gegensatz von Freiheit und Geschlechtstrieb".

„Du entsetzest Dich über diese Deszendenzen und Konsequenzen? O! sie sind die legitimen Sprossen von dem heiligen Ehebündniss zwischen Gott und Natur. Du selbst hast sie gezeugt unter den günstigen Auspizien der Nacht. Ich zeige sie Dir jetzt nur im Lichte." *)

Dazu die Stelle im „Anhange": „So ist auch nur aus der Unzucht eines mystischen Hermaphroditismus, aus einem wollüstigen Traum, aus einer krankhaften Metastase des Zeugungsstoffes in das Hirn, das Monstrum der Schelling'schen „Natur in Gott" entsprossen; denn diese Natur repräsentirt nichts weiter als die das Licht der Intelligenz verfinsternden Begierden." **)

In der Vorrede zur 2. Auflage des W. d. Chr. wird im P. S. die Schelling'sche Philosophie die „Philosophie des bösen Gewissens" genannt, — „die Philosophie der lächerlichsten Eitelkeit, die theosophische Posse des philosophischen Cagliostro des 19. Jahrhunderts", und dabei auf Chr. Kapp's „kategorische Schrift über Schelling" verwiesen. ***)

Das Stärkste aber was je über Herrn v. Schelling gesagt worden, das Brandmal, welches der „Offenbarungsphilosophie" auf der Stirne zischte, findet sich in dem Aufsatze „Ueber meine Gedanken über Tod und Unsterblichkeit", 1846, wo man die Stelle selber nachlesen mag. †)

Am Ausführlichsten traktirte Feuerbach seinen Delinquenten bei Gelegenheit einer Aufforderung zur Mitarbeiterschaft an den „deutsch-französischen Jahrbüchern" von A. Ruge und K. Marx, wie wir im Nachlasse sehen werden.

---

*) VII. 136. 7.

**) VII. 390. Beide Stellen könnten sich auch noch andere Leute merken.

***) VII. 22.

†) III. 379. Endlich vergl. man noch II. 400. im Curriculum vitae, Schelling sei es bei seiner „Wiedergeburt" ergangen wie der Lepas anatifera, an der alten Haut seien ihm die Augen hängen geblieben.

Kehren wir zur Identität von Leib und Seele zurück. Im Jahre 1843 noch schrieb Feuerbach eine „Ergänzung zu den Grundsätzen": „Wider den Dualismus von Leib und Seele". Hier stossen Religion und Philosophie in einem Winkel zusammen.*)

In der grossen Enzyklopädie von Ersch und Gruber stand ein entschieden dualistischer Artikel, der mit apriorischer Psychologie der Physiologie ins Gesicht schlug. Feuerbach dagegen: „Die Seele ist eben so wenig als die Gottheit ein Gegenstand der „Erfahrung" und „unmittelbaren Gewissheit", wie viele vorgeben; sie verdankt vielmehr ihre Existenz nur einem Schlusse, und die Basis dieses Schlusses, die Prämisse ist die Identität oder „Einfachheit" unseres Selbstgefühles, unseres Bewusstseins. Diese Identität oder Einfachheit ist selbst keine unmittelbare Thatsache, sondern ein Produkt der Abstraktion und Reflexion". Tetens: „Das ganze wirkliche Objekt, was gefühlt wird, ist also eine Seelenbeschaffenheit und Gehirnsbeschaffenheit zugleich, oder es ist der Mensch, der von dem Menschen gefühlt wird."

Feuerbach: „Mit Ausnahme natürlich der Theologie, welche ja nichts Anderes ist, als eine hyperbolische Psychologie, hat keine Wissenschaft mehr den Menschen an der Nase herumgeführt und ihre Chimären zu Wesen gemacht, als die Psychologie." Sie ist die biologische Theologie.

„Das Dasein eines von den Sinnesnerven und Organen unterschiedenen Zentralorgans, dessen Funktion eben ist, die Sinne zu konzentriren, ihre Data zu sammeln, zu vergleichen, zu unterscheiden, zu klassifiziren — eine Funktion oder Thätigkeit, welche der sprachliche und logische Unfug unter dem Namen „Geist" zu einem Substantiv, einem vom Menschen unterschiedenen, selbständigen Wesen gemacht — das Dasein eines Denkorgans also ist gleichfalls nicht nur eine anatomisch-physiologisch konstatirte, sondern auch unmittelbar sinnliche Thatsache. Ein Schafskopf und ein denkender Kopf — welch' ein augenfälliger Unterschied!"

Der Streit zwischen abstrakter Psychologie und den Resultaten der Physiologie, den Feuerbach hier so frisch begann, hat sich in neuester Zeit auf dem Gebiete der empirischen Wissenschaft fortgesetzt und verschärft, und man könnte ihn jetzt auch Hering

*) II. 347 — 379.

contra Helmholtz nennen, wenn anders Professor Helmholtz sein vornehmes Schweigen brechen wollte.*)

Ewald Hering, Professor der Physiologie zu Prag, hat seit dem 6. Juni 1872 der Akademie der Wissenschaften zu Wien eine Reihe von Mittheilungen „zur Lehre vom Lichtsinn" vorgelegt, und sich gleich in der ersten Mittheilung entschieden gegen den psychologischen Standpunkt erklärt.**)

„Die fortgesetzte Beschäftigung mit physiologischen und psychologischen Fragen hat mich immer mehr in der Ueberzeugung bestärkt, dass jene moderne Richtung der Sinnenphysiologie, welche insbesondere in der „Physiologischen Optik" von Helmholtz den scharfsinnigsten Ausdruck gefunden hat, uns nicht zur Wahrheit führt, und dass, wer der Forschung auf diesem Gebiete neue Wege erschliessen will, sich zuerst frei machen muss von den jetzt herrschenden Theorieen.

„Die Unzulänglichkeit der letztern hat meiner Ansicht nach ihren wesentlichen Grund in der spiritualistischen, oder, wie man sie euphemistisch bezeichnet hat, „psychologischen" Behandlung von Fragen, die, wenn sie überhaupt mit Erfolg erörtert werden sollen, physiologisch untersucht werden müssen. Es zieht sich durch die moderne Sinnenphysiologie in ähnlicher Weise ein verhängnissvolles Vorurtheil, wie früher durch die Physiologie überhaupt. Wie man nämlich einst Alles, was man nicht physiologisch untersuchen konnte oder wollte, aus einer „Lebenskraft" erklärte, so erscheint jetzt auf jedem dritten Blatte einer physiologischen Optik die „Seele" oder der „Geist", das „Urtheil" oder der „Schluss" als Deus ex machina, um über alle Schwierigkeiten hinwegzuhelfen ... Dass zahlreiche Erscheinungen, die schon jetzt eine physiologische Untersuchung zulassen, noch immer mit psychologischen Gemeinplätzen abgethan werden, ist wohl zu bedauern.

„Im Gegensatz zu dieser spiritualistischen Richtung ... habe ich mich vom Anfang an auf den physiologischen Boden gestellt und mich bemüht, die Phänomene des Bewusstseins als bedingt und getragen von organischen Prozessen anzusehen ... Es ist nicht besonders zweckmässig, sich über die Bewegungen eines Spiegelbildes den Kopf zu zerbrechen, wenn man den gespiegelten Körper

*) Dieses vornehme Schweigen bezieht sich auch auf die so laut erhobene Frage Zöllners an Prof. Helmholtz: wie es sich mit der hartnäckigen Ignorirung Schopenhauers verhalte?

**) LXVI. Bd. der Sitzungsberichte. III. Abth. Juni-Heft. 1872.

selbst in seinen Bewegungen untersuchen kann. Ganz anders verfährt die physiologische Psychologie oder wie ich sie lieber nennen möchte, die Physiologie des Bewusstseins. Sie betrachtet die Bewusstseins-Phänomene als Funktionen physischer Vorgänge... Das physische Ereigniss macht ihr das psychische verständlich, und das psychische Ereigniss wirft umgekehrt sein Licht auf das physische."

Das Resultat der hochinteressanten, überaus wichtigen Hering'schen Experimente und Deduktionen in Bezug auf den Lichtsinn, lautet bei Göthe poetisch:

„Wär' nicht das Auge sonnenhaft,
Wie könnt' es Göttliches erkennen?"

Im Jahre 1844 erschien die klassische Abhandlung: „Das Wesen des Glaubens im Sinne Luthers".*) Klassisch, denn hier wird an einem Muster des Glaubens musterhaft gezeigt, wie der wahre Glaube, diesmal der protestantische oder besser evangelische, wirklich aussieht, und so die Frage nahegelegt: Gibt es unter den Lebenden noch einen einzigen Lutheraner?

Im Katholizismus bestand eine vielfache Vermittlung zwischen dem Menschen und Gott. Luther stürzte alle Brücken ein und liess nur den Gottmenschen als einzige Vermittlung zwischen den absoluten Gegensätzen stehen. Die ganze Christologie wird auf den Menschen bezogen, Gott erscheint nur im Fleisch, damit wir ihn sehen. Die Offenbarung ist ein sinnlicher Akt. „Damit unser Fleisch und Blut, Haupt und Haar, Hände und Füsse, Bauch und Rücken, oben im Himmel Gott gleich sitzen."

„Nur der Mensch kann dem Menschen die Sünde vergeben", folgert F. aus den direktesten Aussprüchen Luthers; daher der blutige Gottmensch. Christi Königthum und Herrlichkeit ist des Menschen Königthum und Herrlichkeit. Der Mensch wird zu Gott, der Gott zum Menschen gemacht. So verräth der denkbar äusserste Spiritualismus, die konsequenteste Weltentfremdung, den allersinnlichsten Anthropomorphismus. Nur dass aller Anthropomorphismus und alle Sinnlichkeit die „grässliche Lehre" nicht aufheben, die Luther in einem Briefe an Amsdorf aussprach: „Im Leben fürchten sie sich wohl und sind schwach, aber so wie es zum Sterben kommt,

*) I. 259—325.

werden sie alsbald andere Menschen und sterben muthig im Herrn. Und das ist auch ganz billig und recht, dass die Lebenden sich fürchten, die Sterbenden aber in Christo sich stärken, d. h. dass die Lebenden fühlen, dass sie sterben, die Sterbenden aber fühlen, dass sie leben werden.“ So wird allerdings „ein akutes Uebel in ein chronisches verwandelt“.*)

Wenn nun Feuerbach den Kern der Anthropologismen im Christenthum enthüllt und ihn auf ethische Maximen reduzirt, so gewinnt es leicht den Anschein, als ob er optimistisch von der Menschheit denke, als ob er sie nach Zerstörung der religiösen Halluzination der Vollkommenheit für fähig erachte. So nannte ihn Max Stirner**) einen „frommen Atheisten“, behauptete: „Feuerbach flüchte aus dem Glauben in die Liebe“. Aber bei solcher Konsequenzziehung sollte man vorsichtig sein. Dem Stirner antwortete Feuerbach zunächst: sein Nihilismus sei doch auch dogmatisch. Ferner aber ist F. fast nie thetisch oder apodiktisch, er lässt die Religion, die Geschichte, die Völker und Menschen reden; er sagt nur, was diese eigentlich sagen wollten oder ihm sagen zu wollen schienen. Wenn die Menschenliebe der verborgene Inhalt der Religion ist, so folgt doch daraus nicht, dass man die Welt mit Menschenliebe regieren oder organisiren kann. Die allgemeine Menschenliebe, als oberstes Prinzip so abstrakt hingestellt, wäre grade so supranaturalistisch wie irgend ein religiöses Dogma.

Ehe man einem so scharfen Denker die bare Idealisterei in die Schuhe schiebt, wäre es doch angemessen, sich in seinen Denkprozess etwas zu vertiefen. Einem Feuerbach konnte es sicherlich nicht entgehen, dass die Widersprüche der Religion auch Gegensätze im menschlichen Wesen sind, welche mit der Erkenntniss der Halluzination nicht verschwinden, sondern dann erst nackt hervortreten. Die Dialektik der religiösen Illusion setzt sich auch im enttäuschten Menschen fort. Der grosse Fortschritt besteht nur darin, dass nunmehr die Dinge bei ihrem wahren Namen genannt werden, dass reale Gegensätze real geschlichtet oder doch gemildert werden können, dass man dem wirklichen Feinde endlich ins wirk-

*) S. den Zusatz-Artikel: „Merkwürdige Aeusserungen Luthers nebst Glossen“, I. 334—341.

**) M. Stirner: „Der Einzige und sein Eigenthum“. Dazu Feuerbachs Kritik. I. 342—359.

liche Auge schaut. Man sollte denken, dass die sozialen Bewegungen der neuesten Zeit über diesen Punkt hinlänglich Aufschluss geben. Doch auch das wird sich bei Feuerbach noch finden, und bei seiner eigentlichen Ethik sind wir noch gar nicht angelangt.

Im „Wesen des Glaubens im Sinne Luthers“ erklärt der Verfasser ausdrücklich, dass er hier und im W. d. Chr. Gott nur nach seinen menschlichen Eigenschaften betrachte, dass dagegen die Abhängigkeit des Menschen von Gott die Abhängigkeit von der Natur bedeute, welche besonders betrachtet werden müsse. Diese besondere Betrachtung erfolgt im „Wesen der Religion“, 1845.*) Hier handelt es sich um Gott-Natur, nicht mehr um Gott-Mensch. Die Gott-Natur ist der erste, ursprünglichste Gegenstand der Religion. Nicht der Gottesglaube, sondern das Abhängigkeitsgefühl ist angeboren. Im Vendidad, dem ältesten Theile des Zend-Avesta, heisst es: „Durch den Verstand des Hundes besteht die Welt. Behütete er nicht die Strassen, so würden Räuber und Wölfe alle Güter rauben.“ Das ist die Anerkennung der gesetzmässigen Ordnung in der Natur, das erklärt den Thierdienst, weil der Verstand in den Thieren nicht von der Vernunft beirrt, so zu sagen unfehlbar ist. Von diesem untrüglichen Hunde-Verstande hängt die Sicherheit des Menschen ab, folglich der Hund gleich Gott. Im Christenthum hängt der Mensch vom Gottmenschen ab, d. h. von seinem eigenen Herzen.

Lange Zeit, eigentlich bis heute, war die Natur von einem „Geiste“, von „Geistern“ besessen, nämlich von der Phantasie und dem Gemüth des Menschen. Die Natur-Eigenschaften Gottes sind 1. Allmacht. Der grosse Manitu der Indianer kann allein das Gras wachsen machen; 2. Ewigkeit. Die Sonne stirbt nicht, sagte der peruanische Ynka zu den Dominikanern; 3. Allgüte. Was wir Gutes haben, stammt von der Natur. Dazu kommt noch die allumfassende Dieselbigkeit des Naturwesens.

Die Natur ist unermesslich gross, unendlich, überirdisch, geheimnissvoll, unbegreiflich; daraus machte man später metaphysische Eigenschaften, die doch nur mechanische, physikalische, chemische und organische Kräfte bedeuten.

---

*) I. 410—486.

Der Theist endlich macht die Schranken seiner Vernunft zu Schranken der Natur, und setzt einen Faiseur; aus dem abstrakten Gott wird die konkrete Natur abgeleitet.

Die Unbegreiflichkeit der Natur, ihre Unberechenbarkeit stimmt den Menschen religiös. Wüsste man ihre Gesetze, so wäre man atheistisch. Die Welt wird in der That immer atheistischer, je mehr sie begreift.

„Das Wesen der Götter ist das Wesen des Wunsches". „Gott gebe!" heisst: Ich wünsche. Daher alle Zauberei und Hexerei. Der Gott soll.

Der Mensch opfert in der Naturreligion seine Gefühle einem gefühllosen, seinen Verstand einem verstandlosen Wesen.

Von den Naturwesen, den phantasirten Naturgöttern, flüchtet dann der Mensch ins Unsichtbare, Unsinnliche. Sein Gott wird übernatürlich. Gott wird ein moralisch-politischer Gott, welcher straft und heimsucht.

Also entweder Glaube an die Natur als menschliches Wesen, oder an das menschliche Wesen als das Wesen der Natur: Polytheismus oder Monotheismus.*)

Die Religion ist heutzutage Heuchelei, der Theismus Atheismus, Gott ein Naturwesen.

An das „Wesen der Religion" schliessen sich die „Ergänzungen und Erläuterungen zum Wesen der Religion"**) (1845). Schon hier findet sich ein Korrektiv gegen die falsch gedeutete „Menschenliebe". Denn es heisst: „In der Religion liebt sich der Mensch in Gottes Namen, ausser der Religion in seinem eigenen Namen". Liebt — wen? — Sich, sich selbst. Das ist der Anfang der Weisheit, aber nur der Anfang.

„Die Religion ist ein Dialog, ein Gespräch des Menschen mit sich selbst, aber in gebundener, nicht ungebundener Rede." Die Philosophie ist Prosa, später und schwerer. Das Jenseits ist immer das Nicht-hier. Das Jenseits des Kamtschadalen ist wo es „weniger Sturmwinde, Regen und Schnee als in Kamtschatka" gibt.

Gott „überhebt sie (die Menschen) der Pflichten, das selbst einander zu sein, was er an ihrer Statt ist". Darnach ist Gott die

*) So heisst es auch in dem Aufsatz: „Unterschied der heidnischen und christlichen Menschenvergötterung" (I. 326 — 33. 1844): Der Polytheismus ist heidnisch, der Monotheismus christlich; bei den Heiden wurden die Eigenschaften, bei den Christen das Wesen vergöttert.

**) I. 360 — 409.

Trägheit der Menschen. Und wenn der Remplaçant fehlt, so wird um dieselbe Gunst und Gnade gerauft, die früher Gott seinen liebsten Kindern erwies. Nur dass die staatliche Ordnung keine Maskerade mehr sein wird, ihre Stütze und Sanktion nicht mehr in Fiktionen, sondern in Realitäten suchen muss; nur dass dann nicht mehr lateinisch, sondern deutsch geredet werden muss, nicht mehr in todten Formeln, sondern in klaren, dem Begriff entsprechenden Worten. Der theoretische Atheismus ist eben auch nur ein Stossseufzer; erst der praktische ist Freuden- und Kampfgeschrei.

In den 40er Jahren war Feuerbach am Thätigsten, und seine Thätigkeit voller Energie. Er sass zu Gericht über die philosophische Vergangenheit, seine eigene miteinbegriffen. Im dritten Bande der Gesammtausgabe erschienen auch die „Gedanken über Tod und Unsterblichkeit“ wieder; aber die Zusätze waren eben so voluminös als die Schrift selbst. Diese Zusätze führten den Titel: „Die Unsterblichkeitsfrage vom Standpunkt der Anthropologie“*) (1846). Hier wird der historische Prozess der „Seele“ oder die Geschichte der Animistik skizzirt, eine Aufgabe, die sich Edw. B. Tylor später in grossartigem Massstabe stellte.**)

„Der Mensch, heisst es hier, der, wie die meisten Menschen, in der Identität von Denken und Sein aufwächst und lebt, der nicht unterscheidet zwischen Gedanke oder Vorstellung und Gegenstand, hält daher dieses im Gegensatz gegen die Leiden des wirklichen Seins als Seligkeit vorgestellte und empfundene Nichtsein für ein wirkliches Sein nach dem Tode. So ist denn auch der christliche Himmel in seiner reinen, von allen anthropopathischen Zusätzen und sinnlichen Ausschmückungen entkleideten Bedeutung nichts Anderes, als der Tod, die Verneinung aller Müh- und Trübsale, Leidenschaften, Bedürfnisse, Kämpfe, gedacht als Gegenstand der Empfindung, des Genusses, des Bewusstseins, folglich als ein seliger Zustand. Der Tod ist daher Eins mit Gott, Gott nur das personifizirte Wesen des Todes; denn wie in Gott alle Leiblichkeit, Zeitlichkeit, Bedürftigkeit, Begierlichkeit, Leidenschaftlichkeit, Unstätigkeit, Mangelhaftigkeit, kurz alle Eigenschaften des wirklichen

*) Die „Gedanken“ gehen von I. 1—148; die „Zusätze“ von I. 261—408.

**) Edw. B. Tylor: Primitive Culture, deutsch: „Die Anfänge der Kultur, von J. W. Spengel und Fr. Poske. Leipzig, C. F. Winter. 1873. 2 Bde.

Lebens und Daseins aufgehoben sind, so auch im Tode. Sterben heisst daher zu Gott kommen, Gott werden — so schon bei den Alten —, der Todte der Selige, der Verewigte, der Vollendete."

Ganz exemplarisch wird ferner der rationalistische oder ungläubige Unsterblichkeitsglaube abgestraft, der noch immer von Zeit zu Zeit auf dem Schatten des praktischen Kantischen Pferdes einherreitet, und mit verständnisspfiffigem Augenzwinken murmelt: „Es muss etwas nachher sein", grade wie er etwas „vorher" wittert, welches „Vorher" nur seine eigene Kopflosigkeit, wie das „Nachher" seine geckenhafte Eitelkeit ausdrückt.

Hier rügt F. auch den Missbrauch des Wortes „Glauben". „Die Worte Religion und Glauben haben so widersprechende Bedeutungen, dass auch die Ungläubigen sich Religion und Glauben vindiziren; so Glauben in der Bedeutung subjektiver Gewissheit, thatkräftiger Ueberzeugung."

Er protestirt gegen den Begriff der abstrakten Pflicht, gegen das Kantische „Wohlthun nicht aus Neigung, sondern aus Pflicht", und stellt als einzigen Heischesatz auf: Setze Deine Tugend in Einklang mit Deiner Neigung, Deiner Sinnlichkeit!" „Nur die Tugend, die ein natürliches Kind, ein Kind der Liebe, ist allein die wahre Tugend." Das klingt herrlich an Schillers Polemik wider Kant an, und bildete das Samenkorn zur Feuerbach'schen Ethik.

Tief ist auch die Identität von Staat, Philosophie und Religion gefasst. Der abstrakte Gott des Glaubens ist gleich dem Despotismus und der spekulativen Philosophie. Im Rechte hat gleichzeitig der Mensch einen unsichtbaren abstrakten Richter über sich, ein Ens rationis, das nur über Akten brütet und den Menschen unter einen Paragraphen des Gesetzbuchs subsummirt (Vergl. Betrachtungen über Oeffentlichkeit und Mündlichkeit, von Ans. v. Feuerbach). Da stimmt der Sohn mit dem Vater zusammen, dem der junge Philosoph durchgegangen war.

Ueber der Eingangspforte zur historischen Wissenschaft jeder Gattung sollten die Worte stehen: „Die wahre und eben desswegen versöhnende Verneinung ist nur die, welche in der genetischen Erklärung des Gegenstandes seine Auflösung gibt, welche ihn nur indirekt verneint, so, dass die Verneinung nur eine unwillkürliche sich von selbst ergebende Folge ist, so, dass der verneinende Schlusssatz: es gibt keine Unsterblichkeit, nur der negative, plumpe Ausdruck von dem, was die Unsterblichkeit ist, die Nichtigkeit der Unsterblichkeit nur die Enthüllung ihres

Wesens, ihre Wahrheit, die Verneinung nur die sinnvolle Auflösung eines Räthsels ist.“ Die Wahrheit des Unsterblichkeitsglaubens ist so „seine innere, anthropologische Entstehungsgeschichte“. Die Geschichte der Unsterblichkeit ist die Geschichte des Animismus.

Im Jahre der „Revolution“, 1848, befand sich Feuerbach in Frankfurt, als ihn eine Anzahl Heidelberger Studenten zu öffentlichen Vorträgen einlud. Er folgte diesem Rufe und hielt die Vorlesungen „über das Wesen der Religion“ im Rathhaussaale zu Heidelberg, Dez. 1848—2. März 49, gedruckt 1851.*)

Die Heidelberger Vorlesungen sind ein Kommentar zu der Abhandlung vom „Wesen der Religion“. Sie fassen den menschlichen Gott und den Naturgott zusammen — eine vollständige Religionsphilosophie vom anthropologischen Standpunkt.

Sehr knapp und elegant charakterisirt F. einleitend seine früheren Schriften. Man fühlt, wie ihm die schwierigsten Objekte Veranlassung zu „duftigen Epigrammen“ geworden, und dass die Zeit naht, wo die Form den Inhalt verzehren wird.

An Spinoza habe er nur das getadelt, „dass er das nicht nach Zwecken, nicht mit Willen und Bewusstsein wirkende Wesen als das vollkommenste, als das göttliche Wesen bestimmte, und daher sich den Weg zu einer Entwicklung abschnitt, das bewusste menschliche Wesen nur als einen Theil, nur als einen Modus, statt als den Gipfel der Vollendung des bewusstlosen Wesens erfasste“. Wenn das noch „philosophischer“ Styl genannt werden kann, so lese man die folgende Plastik.

„Der Antipode Spinoza's ist Leibnitz, dem ich einen besondern Band gewidmet habe. Wenn Spinoza die Ehre gebührt, die Theologie zur Magd der Philosophie gemacht zu haben, so gebührt dagegen dem ersten deutschen Philosophen der neuern Zeit, nämlich Leibnitz, die Ehre oder Unehre, die Philosophie wieder unter den Pantoffel der Theologie gebracht zu haben. Dieses that besonders Leibnitz in seinem berühmten Werk: „Die Theodicee“. Leibnitz schrieb bekanntlich dieses Buch aus Galanterie gegen eine in ihrem Glauben durch Bayle's Zweifel beunruhigte preussische Königin. Aber die eigentliche Dame, für die es Leibnitz

*) VIII. Bd. der Gesammtausgabe.

schrieb, der er den Hof machte, ist die Theologie. Gleichwohl machte er es den Theologen nicht recht. Leibnitz hielt es überall mit beiden Parteien, und eben dadurch befriedigte er keine. Er wollte Niemand beleidigen, Niemand verletzen; seine Philosophie ist eine Philosophie diplomatischer Galanterie.“*) Man sieht, das Frankfurter Parlament hat Modell gesessen.

Zwecke muss der Mensch haben, auch der Philosoph, und diese Zwecke muss er mit Energie verfolgen. Feuerbach selbst bekennt seine Zwecke: „Mir war und ist es vor Allem darum zu thun, das dunkle Wesen der Religion mit der Fackel der Vernunft zu beleuchten, damit der Mensch endlich aufhöre, eine Beute, ein Spielball aller jener menschenfeindlichen Mächte zu sein, die sich von jeher, die sich noch heute des Dunkels der Religion zur Unterdrückung der Menschen bedienen ... Wenn bis jetzt die unerkannte Religion, das Dunkel der Religion, das oberste Prinzip der Politik und Moral war, so wird von nun an oder einst wenigstens die erkannte, die in den Menschen aufgelöste Religion das Schicksal der Menschen bestimmen ... Der Zweck meiner Schriften, so auch meiner Vorlesungen ist: die Menschen aus Theologen zu Anthropologen, aus Kandidaten des Jenseits zu Studenten des Diesseits, aus religiösen und politischen Kammerdienern der himmlischen und irdischen Monarchie und Aristokrastie zu freien, selbstbewussten Bürgern der Erde zu machen.“**)

Die Offenbarung richtet sich an das Ohr, gebraucht das Wort. Das Trommelfell ist der Resonanzboden der religiösen Gefühle. Man glaubt auf Hörensagen. Ohne Gehör keine Religion. — In unserm dunkeln Abhängigkeitsgefühl bleibt der Unsterblichkeitsglaube das einzige Mittel gegen den Tod. Der katschinische Tatar betet nur so zur Sonne: „Schlag mich nicht todt!“

Das Opfer, auch das Menschenopfer, ist jeder Religion eigenthümlich.***) Die Griechen opferten Menschen, nicht nur in der Heroenzeit des Agamemnon, sondern auch in der Glanzzeit des Themistokles — „drei vornehme persische Jünglinge dem Bacchos Oinestes“; die Skandinavier und alten Germanen opferten Menschen (Wachter in Ersch und Gruber, Art. Opfer); die Gallier opferten Menschen, nach Cäsar; die Israeliten „vergossen unschuldiges Blut, das Blut ihrer Söhne und Töchter, die sie opferten den Götzen

*) VIII. 9. 10.
**) VIII. 28. 29.
***) S. d. 9. Vorles.. VIII. 87 — 93.

Kanaans", oder dem „Herrn", wie Jephthah seine Tochter; die Hindu opfern Menschen, stürzen in Zeiten grossen Unglückes die vornehmsten Brahminen von den Pagoden herunter. Die Christen haben nach dem ersten stellvertretenden Opfer das psychologische, geistige Menschenopfer eingesetzt. In den „Zusätzen und Anmerkungen" heisst es berichtigend, dass die christliche Kirche ihrem Gotte auch genug blutige Menschenopfer gebracht hat.*) Wie sollte es auch anders sein? Wer positive Religion sagt, sagt gränzenlosen, fanatischen Egoismus, Selbsterhaltung à tout prix, unendlichen Preis für unendliches Wohl.

Zuerst tritt die Natur als Göttermutter, Gottgebärerin auf. Was sich aus der Natur nicht erklären lässt, wird dann vom Menschen entnommen. Es giebt daher Natur- und metaphysische Religion. Schlägt man den Menschen zur Natur, so ist Alles Naturreligion oder Alles metaphysisch; denn hinter den Koulissen der Physis wird stets die Wahrheit gesucht.

„Man kann auch sagen: die Religion ist Poesie, ein Gott ist ein poetisches Wesen." Also hebe ich die Poesie auf! „Ich hebe nicht die Religion auf, nicht die subjektiven, d. i. menschlichen Elemente und Gründe der Religion, nicht Gefühl und Phantasie, nicht den Drang, sein eigenes Innere zu vergegenständlichen und zu personifiziren, was ja schon in der Natur der Sprache und des Affekts liegt.. Liefert uns denn aber nicht das menschliche Leben, nicht die Geschichte, nicht die Natur Stoff genug zur Poesie? Hat die Malerei keinen Stoff mehr, wenn sie nicht mehr die Gegenstände der christlichen Religion zu ihren Stoffen nimmt? Ich hebe so wenig die Kunst, die Poesie, die Phantasie auf, dass ich vielmehr die Religion nur insofern aufhebe, als sie nicht Poesie, als sie gemeine Prosa ist... Die Kunst muthet mir nicht zu, dass ich diese Landschaft für eine wirkliche Gegend, dieses Bild des Menschen für den wirklichen Menschen selbst, aber die Religion muthet mir zu, dass ich dieses Bild für ein wirkliches Wesen halten soll."**)

Am Tollsten unter allen christlichen Konfessionen treiben es die byzantinischen Russen mit dem Fetischdienst ihrer Heiligen. Der Verfasser zitirt nach Stäudlin, Magazin für Religionsgeschichte, höchst ergötzliche Beispiele.***)

---

*) „Opfer fallen hier, weder Lamm noch Stier,
Aber Menschenopfer unerhört". (Braut von Korinth.)

) VIII. 233. *) VIII. 235.

Abhängigkeit des Menschen von der Natur ist der Grund der Religion; aber die Freiheit von dieser Abhängigkeit der Endzweck. Gott und die Götter sind daher nur die Hülfsbedürftigkeit und Rathlosigkeit des Menschen, der Mangel seiner Einsicht und Macht. Mit der Gottheit der Natur wird der Anfang gemacht, mit der Gottheit des Menschen geschlossen. Sich das Leben erträglich machen! Der Glückseligkeitstrieb, darin liegt Alles. Die Religion ist die erste Kultur, die wirkliche Kultur ihr Ende. „Wer Wissenschaft hat, braucht die Religion nicht", sagt Göthe. Mit der Religion ist jede Unmenschlichkeit möglich, mit der Bildung keine. Wo man blind liebt, da hasst man eben so leichtsinnig. Gott und Teufel kommen aus Einem Sacke.*)

Glücklich sein! Da liegt's. Wunsch kommt nach Jakob Grimm von Wunjo, Wonne. „Inbegriff von Himmel und Seligkeit."

Der Schluss vom endlichen Geist auf den unendlichen ist der psychologische Beweis. Eigentlich ist das auch der Cartesische. Mit seinem persönlichen Cogito fängt er an, mit dem absoluten Gedanken schliesst er.**)

Der Mensch will nur die Uebel dieses Lebens beseitigt wissen, dem Christen aber ist dieses ganze Leben ein Uebel: er ist immer drüben. Wie bescheiden sind die Grönländer! „Sie versetzen den Ort der Seligen unter das Meer, weil sie aus dem Meer die meiste Nahrung bekommen. Da ist, sagen sie, gutes Wasser und ein Ueberfluss an Vögeln, Fischen, Seehunden und Rennthieren, die man ohne Mühe fangen kann oder gar in einem grossen Kessel lebendig gekocht findet."***)

Im Christenthum braucht man keine Liebe, wenn man nur glaubt. Der Russe stiehlt und mordet eher als er die Fasten bricht. Der Kriminalist Carpzow las 53 mal die ganze Bibel, und verurtheilte 20,000 Menschen zum Tode.†)

Gott ist zuletzt Glück, d. i. Zufall. Nisi qui Deus vel casus subvenerit, wenn nicht ein Gott oder ein Zufall dazwischen kommt.

Am Schlusse erfolgt noch ein Aufschwung zu metaphysischen Höhen: „Der Mensch steht mit seinem Ich oder Bewusstsein an dem Rande eines unergründlichen Abgrundes, der aber nichts An-

---

*) Vergl. VIII. 408. 9.
**) Vergl. X. 147.
***) VIII. 362.
†) VIII. 385.

deres ist als sein eigenes bewusstloses Wesen, das ihm wie ein fremdes Wesen vorkommt. Das Gefühl, das den Menschen an diesem Abgrund ergreift, das in die Worte der Be- und Verwunderung ausbricht: Was bin Ich? Woher? Wozu? ist das religiöse Gefühl, das Gefühl, dass ich nichts bin ohne ein Nicht-Ich, welches zwar von mir unterschieden, aber doch mit mir innigst verbunden, ein anderes und doch mein eigenes Wesen ist. Aber was ist denn Ich, was Nicht-Ich in mir? Der Hunger als solcher oder die Ursache desselben ist Nicht-Ich; aber das peinliche Empfindniss oder Bewusstsein des Hungers, welches mich zugleich antreibt, alle meine Bewegungswerkzeuge nach einem Gegenstande zur Stillung dieser Pein auszustrecken, das ist Ich."*)

Da haben wir also das Unbewusste als Ursprung der Religion; kürzlich ist eine Philosophie daraus hervorgegangen, die Philosophie des Nicht-Ich oder des Hungers.

- -

Es ist unleugbar, und soll auch durchaus nicht in Abrede gestellt werden, dass Feuerbachs Popularität im strikten Sinne des Wortes mit der Bewegung von 1848 stand und fiel. Wenn er in den Heidelberger Vorlesungen frei heraus erklärte, sein Zweck sei, „die Menschen aus religiösen und politischen Kammerdienern der himmlischen und irdischen Monarchie und Aristokratie zu freien, selbstbewussten Bürgern der Erde zu machen", so wurde das schon im Jahre 1851 kaum noch gehört. Die irdischen Monarchen und Aristokraten hatten bereits das unterthänige Kammerdienerthum wieder hergestellt; die Rebellen seufzten in den Kerkern, oder waren glücklich nach Amerika entkommen, oder bekehrten sich allmählich, weil „man es doch wirklich zu arg getrieben."

Die Feuerbach'sche Popularität fiel, wie gesagt, unter den Streichen der Reaktion. Aber etwas Anderes ist die Feuerbach'sche Popularität, und wieder etwas Anderes die Feuerbach'sche Philosophie. Diese zu würdigen, dürfte erst unserer Zeit vorbehalten sein, welche sine ira et studio, oder wenn sie will, auch mit Zornes-eifer, die Grundlagen einer ächten Naturphilosophie studiren mag, wie sie der einsame Denker in den beiden folgenden Jahrzehnten in den Boden gemauert hat.

Uebrigens, nicht nur Feuerbach verschwand von der Tagesordnung, allen ernsten Denkern erging es nicht besser. Schrullen

*) VIII. 403.

und pathologische Einfälle kamen auf, der desperaten Stimmung vollständig entsprechend. Frauenstädt benutzte geschickt den Moment, um seinen neuen Heiligen auszurufen. Pessimistisch war die Zeit geworden, der Pessimismus lag den Menschen in den Gliedern und bemächtigte sich endlich auch ihres Kopfes. Die Koketterie mit der Natur sollte den schreienden Widerspruch bemänteln, in welchen der Pessimismus mit den Grossthaten der Erfahrungswissenschaft nothwendig gerieth. Als ob es sich noch der Mühe lohnte, der Natur auf den Grund zu gehen, wenn die ganze Natur des Teufels ist!

Die zeitweilige Feuerbach'sche „Unpopularität" ist nichts anders als die logische Kehrseite der Popularität der Naturwissenschaft.

IX.

Ruhige Klarheit.

Nach kurzer Berührung mit der politischen Welt und dem Heidelberger Auditorium zog sich Feuerbach wieder in seine Einsamkeit, zum ernsten Dialog mit sich selbst zurück. Man wird die Beweise zum Theil schon gefunden haben, zum Theil noch finden, dass er weder von der einen noch von der andern Berührung sehr erbaut war. Er war auf ein Stillleben angelegt, und wenn seine Natur zu ändern gewesen wäre: die Verhältnisse seit Anfang der 30er Jahre hatten wahrlich wenig auf eine solche Veränderung hingewirkt. Im Gegentheil, sie hatten ihn hartnäckig auf sich selbst zurückgedrängt, ja geworfen.

Mit dem Jahre 1849 trat in Feuerbach's Geist ruhige Klarheit ein, jene Klarheit, in welcher sich seitdem sein ganzes reiches Wesen spiegelte. Er studirte jetzt auch noch Chemie, die Vorschule der Physiologie, zeigte Moleschott's „Kreislauf" an, und wies nach, dass die grossen Bewegungen der Menschheit, vulgo Revolutionen genannt, ihren Ursprung und Ausgang nur scheinbar in „Ideen" haben, in der Wirklichkeit aber von höchst realen Faktoren bedingt werden. Die organische Chemie kam ihm wie ein Bundesgenosse zur Unterstützung seines anthropologischen Feldzugs.

Dann durchmusterte er ein volles Jahr lang seines Vaters Nachlass, sonderte, sichtete eine ihm — so glaubt man — fremde Materie, errichtete des Vaters Standbild aus des Vaters Briefen, Abhandlungen, Vorträgen, und bekundete sich als Jurist, wenigstens als Rechtsphilosoph — den Kreislauf der Fakultäten zu schliessen. Natürlich erblickte er auch in der Jurisprudenz, besonders im Kriminalprozess, jene theologische Transzendenz, jene Beraubung des menschlichen Wesens, die er in der Religion so klassisch konstatirt hatte. Natürlich waren ihm die Fachjuristen polizeiliche Theologen, der Inquirent ein Inquisitor, die Todesstrafe parallel der ewigen Höllenpein. Wo sein verehrter Vater Fachjurist gewesen, da that sich auch der Antagonismus zwischen Sohn und Vater hervor. Wo aber der Vater reformatorisch gewirkt und gestrebt, für Oeffentlichkeit und Mündlichkeit, für humane Behandlung selbst der Verbrecher gewirkt hatte, da feierte der Sohn den Vater um so freudiger.

Das Hauptwerk der 50er Jahre jedoch, das gedanklich wie stylistisch abgerundetste Werk Feuerbach's überhaupt, ist die „Theogonie nach den Quellen des klassischen, hebräischen und christlichen Alterthums",*) ein Werk, welches weder zur Zeit seines Erscheinens — mitten in den Orgien der politischen Reaktion — noch auch später diejenige Würdigung erfahren hat, die seinem hohen Werthe entspräche.

Versuchen wir in der Kürze, diesen Werth in genetischer Weise zur Geltung zu bringen. Theogonie heisst Götter-Entstehung; so nannte schon Hesiod eines seiner Werke. Also wie entstehen die Götter, wie kommen sie zur Welt, bei Griechen und Römern, bei Juden, bei Christen, kurz überhaupt? Und damit Niemand sagen könne, wir hätten ein vorgefasstes System, in welches wir die göttlichen Erscheinungen hineinzwängten, so eine Art rationalistisch-euhemeristisches Prokustesbett, auf welchem wir den frommen Gedanken der Völker die Glieder ausreckten oder abhackten: so wollen wir die heiligen Bücher überall selbst reden lassen und uns dabei ganz passiv verhalten.

Früher hiess es: die Götter sind der Ausdruck unserer Abhängigkeit von der Natur, unsere personifizirte Hülfs- und Rathlosigkeit. Existiren heisst für jedes Wesen, am Meisten für das organische, Mangel empfinden. Mangel empfinden und das Be-

*) 1857. IX. Bd.

streben haben, diesem Mangel abzuhelfen, ist Eins. Aber auch Mangel empfinden und sich als Einzelner ohnmächtig fühlen, ist Eins. Des Einzelnen Ohnmacht, beschränkter Wirkungskraft steht die grosse und allmächtige Natur mit all ihrer „Wirkenskraft und Samen" gegenüber. Es handelt sich also darum, dass ich, Einzelner, mir von der allgemeinen Kraft so viel abringe, als zu meiner Selbsterhaltung erforderlich, unumgänglich nöthig ist. Der Mensch, welcher sich im Besitze der Naturerkenntniss befindet, über Mechanik, Physik, Chemie gebietet, entnimmt der Natur ihre Kräfte und schmiedet sich daraus seinen Schutz, seine Nahrung, seinen Comfort. Was aber thut der Mensch, dem diese Waffen noch ganz oder doch grösstentheils oder grossentheils abgehen? Er wünscht jene Kräfte zu besitzen, trägt ein inbrünstiges Verlangen nach ihnen, gäbe viel darum, wenn er sie in seinen Dienst nehmen könnte. Und da ihm ferner jene Kräfte nicht als Kräfte, sondern als Mächte erscheinen, als jenseitige Gewalten und Uebergewalten, die er der Form nach sich gleichstellt, d. h. personifizirt, wenn er sie auch dem Inhalt nach weit über sich erhebt: so bildet sich das Verhältniss von untergeordneten und übergeordneten, von hülfsbedürftigen kleinen und hülfreichen grossen Wesen aus. Dieses Verhältniss ist das religiöse, sein Quell das Bedürfniss, das Verlangen, der Wunsch. Jeder Wunsch nach unmittelbarer, plötzlicher, in ihrer Prozedur nicht zu erklärender Hülfe ist Religion, und die Religion umgekehrt nichts Anderes als die verschiedenen Wunschzettel der verschiedenen Völker und Kulturepochen. Sage mir was du wünschest, und ich will dir sagen, welche Religion du hast! Oder: sage mir deine Religion, so sage ich dir was du wünschest!

Die Götter sind also personifizirte menschliche Wünsche; der Olymp, der Himmel, nichts Anderes als das systematisirte Verlangen ihrer Anbeter. Hört man die Menschen wünschen, so kann man den Götter- oder Gottesstaat derselben Menschen aufbauen, und sieht man einen Götter- oder Gottesstaat, so hört man die Menschen unten wünschen. Die Götterwelt besteht aus den Chladni'schen Klangfiguren für das Auge, welche von den Tönen der hörbaren Wünsche gebildet wurden.

Das sieht äusserst einfach, beinahe trivial aus, ist jedoch von ungeheurer Tragweite und löst alle Fragen und Zweifel bis auf die letzten. Von diesem Standpunkt aus tritt man an die Religion nicht mehr mit der Frage heran: Kann ich das auch glauben, geht

dieser oder jener Satz in meinen Kopf hinein, oder muss ich mich negativ, leugnend, ablehnend gegen ihn verhalten? Sondern die Frage lautet so: habe ich überhaupt noch einen Wunsch nach unmittelbarer, plötzlicher, unerklärlicher Hülfe? Die Antwort auf diese Frage ist entscheidend.

Dass dieses religiöse Wünschen und folgerecht dieses Walten höherer Gewalten ein Quid pro quo ist, das weiss natürlich der Mensch auf jenen Stufen nicht; aber er verräth es hinlänglich, und dieser Selbstverrath des praktischen Menschen ist gerade die interessanteste Seite der ganzen Untersuchung.

„Homer beginnt ja nicht, wie er doch hätte beginnen sollen, wenn die Theologie Recht hätte, mit den Worten etwa: „Singe den Zorn, o Göttin, des Herrschers im Donnergewölk, Zeus etc.“; nein! Homer beginnt mit dem verderblichen Zorn des Achilleus. Er setzt also dem Zeus den Achilleus, dem göttlichen Willen den menschlichen Unwillen voraus.“*) Und daher — um des Räthsels Lösung gleich vorauszuschicken — der Feuerbach'sche Satz: „die Menschen sind im Gebet Theisten, im Handeln Atheisten.“ Daher die klassische Weisheit: „Selbst thu' erst etwas, dann rufe die Götter an!“ Aide-toi, le ciel t'aidera. Bei Virgil in der Aeneide: Audentes fortuna juvat, dem Kühnen ist das Glück hold. Bei Ovid in den Metamorphosen: sibi quisque profecto fit Deus, ignavis precibus fortuna repugnat, „Selber wird wahrlich sich Jeder zum Gott, dem Glücke sind eitle Gebete zuwider.“**)

„Die Götter sind Erscheinungen, die kommen und verschwinden. Wenn die Götter, sagt der Kaiser Mark Aurel, sich um Niemand kümmern, so wollen wir weder opfern noch beten, noch schwören, noch sonst was thun, was wir nur in der Voraussetzung thun, dass die Götter uns gegenwärtig sind und mit uns leben.“***)

„Die Erscheinung der Götter ist nur da eine nothwendige und ursprüngliche, eine eben desswegen nicht nur poetische, sondern auch religiöse Erscheinung, wo sich mit Nothwendigkeit ein Wunsch in der menschlichen Brust erhebt. So war der Wunsch des Chryses, der Wunsch des Achilleus, sich zu rächen, ein nothwendiger, unabweisbarer, unwiderstehlicher Wunsch ... Bei jedem Anliegen, bei jedem wichtigen Schritt, den der Mensch thut, bei

*) IX. 1. 2.
**) IX. 282. 85. 86.
***) IX. 36.

jedem Unternehmen, das über Glück oder Unglück entscheidet, entsteht nothwendig der Wunsch dass es gelinge.*)

„Von universeller und tiefer Bedeutung ist es, wenn bei den alten Germanen der oberste Gott selbst gradezu Wunsch, Oski heisst: — ein frappanter, sprachlicher Beweis, dass das allmächtige Wesen nur aus dem allmächtigen Wunsch stammt.“**)

Bei den Juden haben es nur die Lebenden mit dem Preise Jehovahs zu thun. Im Scheol, Schatten- oder Todtenreich, Perditionis locus, hört mit der Hoffnung Alles auf.

Der altgläubige Grieche hielt die Götterstatue für den Gott selbst, für ein „von den gemeinen, weil allgemeinen Wünschen und Bedürfnissen des Lebens bewegtes, selbst aus Angst und Furcht vor bevorstehendem Unglück in Schweiss versetztes Wesen.“ Quid cum Cumis Apollo sudavit, Capuae Victoria (Cicero de Div.), Was, wenn zu Cumä der Apollo schwitzte, zu Capua die Victoria!***)

Der Fluch ist auch ein Wunsch, nur ein negativer; die Götter sind daher auch die „wunschverneinenden Wesen“, natürlich für den Einen, während sie die Wünsche des Andern erfüllen.†) „Der Eidschwur ist nichts als eine bedingte Verwünschung oder Verfluchung, eine mit einem Fluch beschwerte Betheuerung oder Versicherung überhaupt. Jeder Eid endet in Flüchen, sagt Plutarch, für den Fall dass einer falsch schwören sollte, d. h. jeder Eid enthält einen Fluch gegen den Meineid.“††)

„Das Gewissen ist der Alter Ego, das andere Ich im Ich. So ist der Vater das Gewissen des Sohnes — was würde mein guter Vater dazu sagen, wenn ich das thäte? — der Freund das Gewissen des Freundes, der Lehrer das Gewissen des Schülers, der Jude, nicht der Mensch überhaupt, nicht die Gojim, die Nichtjuden, das Gewissen des Juden, der Grieche, nicht der Barbar, das Gewissen des Griechen.“ — „„Nicht nur der Glaube, auch das Gewissen kommt aus dem Gehör““, aber auch aus den Augen. Das Gewissen ist keine besondere „Anlage“, überhaupt nichts Angebornes, sondern etwas Angebildetes, oft selbst mit vieler Mühe

*) IX. 43.
**) IX. 83.
***) IX. 110.
†) IX. 118.
††) IX. 133.

Eingebläutes.*) Wer nie eine Strafe gesehen oder gefühlt, nie einen Vorwurf von Andern gehört, oder auch selbst nie einen Vorwurf gemacht hätte, würde auch nun und nimmermehr sich selbst Vorwürfe machen können. Wo ein Verbrechen oder Laster Brauch, Sitte ist, da macht sich auch der Mensch aus diesem Verbrechen, diesem Laster kein Gewissen. Das Gewissen ist die Furcht, Etwas zu thun, worauf Strafe steht, bestehe diese Strafe auch nur in dem missbilligenden Urtheil der Andern.“ **)

„Die Götter sind nicht die Gesetzgeber, oder gar, wie sich die Gedankenlosigkeit ausdrückt, die Geber des Gewissens, des Bewusstseins von Recht und Unrecht. Nein! nicht das uninteressirte, bedürfnisslose Wesen der Gottheit, sondern der interessirte Mensch will, und zwar mit derselben Nothwendigkeit, mit der er sich, sein Leben, sein Glück will, also aus innerstem Naturgrund, aus Selbstliebe, dass eine „moralische Ordnung“ sei, dass mit dem Verbrechen Strafe, Uebel, mit der Tugend, Lohn, Glück verbunden sei. Die Götter vollstrecken nur diesen Willen, erfüllen nur diese Hoffnung, diese Furcht.“***)

Das Christenthum unterscheidet sich nur dem Modus, nicht dem Wesen nach von den übrigen Religionen. Die theogonischen Wünsche gestalten sich in ihm nur anders, gemüthlicher, gemüthskranker. Wenn die züchtige Penelope durch holden Gesang unter den Menschen unsterblich wird, so verschmäht der Christ die ganze Diesseitigkeit, um drüben mit Haut und Haaren ewig selig, Gott selbst zu werden.†) Das Christenthum löst die Widersprüche des Lebens, wie der Buddhismus, durch die Flucht aus dem Leben, nur dass jenes sich seine Revanche vorbehält, während dieser einfach resignirt. Das Christenthum ist epikuräischer Buddhismus, der Buddhismus stoisches Christenthum.

Ertheilen wir bei dieser Gelegenheit wieder den Nachgelassenen Aphorismen das Wort, um aus dem geheimen Kabinet des Autors etwas zu erfahren.

*) „Anlage“ nicht, aber Anlage zur Anlage, denn nicht alle Wesen sind des Gewissens fähig. Das Ganze ist die höhere Fortsetzung von Lessings Erziehung des Menschengeschlechts.

**) IX. 167. 9.

***) IX. 178, 9. Locke und Leibnitz haben beide Recht im Punkte der „angebornen Ideen“.

†) IX. 299., wo die klassischen Stellen aus der christlichen Literatur zu lesen sind.

„Was meine philosophische Methode, meine Art und Weise die Dinge zu behandeln betrifft? Davon habe ich eine Probe in meiner „Theogonie“ geliefert: Prinzipielle Fragen an der Hand der Empirie, Gegenwärtiges aus ferner Vergangenheit, oder vielmehr wie Historisches behandelt.“

„Mein geistiges Wesen ist kein „System“, sondern eine Erklärungsweise. Ich verhalte mich zu meinem Gegenstande, wenigstens zu dem hauptsächlichsten, den ich zum Thema meiner Schriften gemacht, wie der Naturforscher zu seinem Gegenstande. Ich suche eine Thatsache zu erklären, aber eine nicht schon im Denken vorher zubereitete, von der Art der Erklärung vorausbestimmte, gedachte Thatsache, wie die oft sogenannten „Thatsachen des Bewusstseins“; sondern rein empirische, durch empirische Mittel und Studien gegebene Thatsachen. Daher ich stets Stellen, thatsächliche Aeusserungen des Religions- oder Menschenwesens vorausschicke, wenn gleich diese wie im „Wesen des Christenthums“, im „Wesen der Religion“, scheinbar nicht in der Weise der Empirie, der Gelehrsamkeit, sondern im Gedankenauszug gegeben werden.

Ich unterscheide mich daher wesentlich von den früheren spekulativen Philosophen. Ich frage nicht wie Kant: wie sind apriorische Sätze möglich? also nicht: wie ist Religion möglich? sondern was ist Religion, was Gott? und zwar auf Grund gegebener Thatsachen. Einzige Widerlegungsweise ist hier, dass man mir beweist, dass meine Thatsachen falsche, falsch verstandene sind, oder dass die Erklärung derselben falsch ist.“

„Mein Bestreben war, das Denken und Studiren den Menschen nicht zu erschweren, sondern zu erleichtern, auf das Wesentlichste, Nothwendigste allein den Geist zu konzentriren, damit nicht die Studirstube allein der ihn umfassende Raum sei, sondern ihm auch Zeit und Raum zum Leben, zum Wirken bleiben.“

Ueber F.'s Styl und Darstellungsweise sind alle kompetenten Beurtheiler einig. Selten ist der Gedanke so klar, so fertig ausgedrückt worden, selten die Form so knapp und passend gewesen. Wer seine Jugend-Manuskripte durchgesehen hat, wer sich nur an den Brief an Hegel erinnern will, dem wird ein Begriff davon aufgehen, welcher Selbstkritik, welcher gottlosen Arbeit sich ein

Schriftsteller unterziehen musste, der über Philosophie geschrieben hat wie Keiner, nicht einmal F. H. Jakobi — vom Inhalte natürlich ganz zu geschweigen. Wie ein Achilleus fährt er auf dem Streitwagen daher, die Chlamys wallt edelsten Schwunges nach, die Rosse greifen kunstgerecht aus, aber Tod und Verderben bringt der Held unter die Feinde. Oder er wandelt in Perikleischer Peribole sanft und gemessen im Schattenhaine, ruhige Weisheit den Lippen entlassend. Am Interessantesten ist er jedoch, wenn er den Spott im Antlitz, das Wahrheitsfeuer im Herzen, mit seinem Gegenstande zu spielen scheint, Beiläufiges fixirend, Wichtiges ausser Acht lassend, lächelnd das strengste Nachdenken herausfordert, wenn er, nach seinen eigenen Worten, sich „überhaupt uneigentlich, änigmatisch, ironisch ausdrückt, und seinen höchsten Triumph darin setzt, zum Aerger aller philosophischen Pedanten und gelehrten Philister, den Ernst der Nothwendigkeit in das Spiel des Zufalls einzukleiden, und den Stoff von Folianten in den Duft eines Epigramms zu verflüchtigen." *)

Bereits im Vorwort zur dritten Auflage des W. d. Chr. (1848) macht er darauf aufmerksam, dass er diesmal „alle fremden Wörter so viel als möglich vermieden, und alle grösseren lateinischen und griechischen Belegstellen übersetzt habe". Dasselbe gilt auch von der „Theogonie", die, obwohl auf den strengsten philologischen Studien beruhend, dennoch jedem Gebildeten, ja nur Empfänglichen vollkommen, wenigstens in der grossen Hauptsache verständlich ist.

Wohl hat daher R. Haym Recht, wenn er Feuerbachs Genialität nicht zum Wenigsten darin findet, dass die Sprache ihm hilft, wie die Götter ihren Lieblingen helfen. Aber auch vor diesen Sieg und Triumph hatten die Götter den Schweiss gestellt. Wie es auf Schiller nicht passte: Poeta nascitur, der Poet wird geboren, so heisst es von Feuerbach: Stylus fit, der Stylist wird.

Die Liebe Gottes oder der Götter ist Selbstliebe. Das ist der „Theogonie" letzter Schluss.**) Von uneigennütziger Liebe, von der Liebe ohne Rücksicht auf Lohn und Vergeltung, ist im wahren ächten Glauben nie die Rede. Aber die Selbstliebe im Sinne des bekannten Egoismus ist auch erst das Räthselwort der Religion,

*) I. Bd. Curric. vitae.

**) Im Nachlasse findet der Leser einige illustrirende, auch an und für sich werthvolle Stellen aus dem grossen Manuskript der „Theogonie", welche der stets diskrete Verfasser vom Drucke ausschloss. Sie schienen mir der Erhaltung wohl werth.

nicht des Menschen. In der Religion, als Religiöser, komme ich gar nicht aus mir heraus. Wie gelange ich denn ausser mich, zu Andern?

Das bildet den Gegenstand der letzten Arbeiten Feuerbachs, welche frühere Andeutungen zu bedeutsamen Problemen erheben. Die Nothwendigkeit dieser Arbeiten ist daher eben so eine subjektive wie objektive, eine im Wesen der Sache wie in seiner Person liegende. Wie oft und schmerzlich er auch das Fragmentarische besonders dieser Leistungen beklagen mochte: die Brücken hat er überall geschlagen, als Pfadfinder wenigstens die Schrittsteine gelegt.

X.

Die Zeit des Leidens und der Ethik.

Wenn irgend Jemand vollste Ursache zum Pessimismus gehabt hätte, so war es Ludwig Feuerbach. Die widrigsten Verhältnisse stürmten auf ihn ein und setzten ihn zwölf Jahre lang in förmlichen Belagerungszustand. Von Bruckberg nach dem Rechenberge! Darin liegt eine ganze Matthäus-Passion. Er seufzte oft, er stöhnte, wenn ihm der Geier des Zeus täglich an der Leber frass; aber er widerstand dem Geschick und richtete jeden freien Gedanken auf seine liebe Menschheit, seine irdische Göttin.

Das Stöhnen des Gemarterten vom Kaukasus-Rechenberg ist bisweilen herzzerreissend.

„Nur Eins fehlt mir. Ein Häuschen, oder wenigstens eine Studirstube nach meinem Sinn und Bedarf. Du lachst! — Ich verlange nichts mehr als Ruhe, nichts als ein geheimes Gemach zur Entleerung meines Kopfes.“

„Wie wieder die verfluchten Hunde bellen! Wahrlich, meine Existenz auf dem Rechenberg ist eine Hunde-Existenz. Und hier sollst Du schreiben, hier Probleme lösen oder wenigstens zum Gegenstand Deiner Feder machen, worüber so Viele schon sich ihren Kopf zerbrochen und verloren haben. Die Weisheit verstummt, wo die Hunde das grosse Wort führen.“*)

*) Nachgelassene Aphorismen.

„Ich wollte, ich wäre ein Holzhacker geworden!“ rief er einmal aus.

Und dann schrieb er wieder: „Als Jüngling feierte ich den Tod, als Greis feiere ich das Leben.“*)

Es währte lange, bis er sein letztes gedrucktes Werk in Angriff nahm, noch länger bis er „nur einige Bruchstücke von dem im Kopf entworfenen Ganzen unversehrt ans Licht brachte“ (Vorw.). Mit der Vollendung dieses Werkes begann die Natur, ihre Dienste zu versagen.**)

Der wesentliche Inhalt dieses Buches ist: „Spiritualismus und Materialismus, besonders in Beziehung auf die Willensfreiheit“, mithin ethischer Natur. Zuthaten sind: „Das Geheimniss des Opfers“ im Eingange, die „Unsterblichkeitsfrage“ und die „Theogonie“ nach römischen Quellen, am Schlusse.

In einer Anzeige von Moleschotts „Lehre der Nahrungsmittel für das Volk“, 1850, hatte F. den Satz niedergeschrieben: Der Mensch ist was er isst“. Darob natürlich grosses Entsetzen in Israel und bei den Heiden. Man lese jetzt F.'s überaus geistreiche, auf grosser Belesenheit beruhende Abhandlung: „Das Geheimniss des Opfers“, ob seine Beweisführung nicht vortrefflich ist, so weit sie eben etwas beweisen soll. Für die Manschetten der Pedanten kann doch am Ende keine Wäscherin der Welt sorgen.***)

Essen und Trinken hält Leib und Seele zusammen, d. h. erhält den Organismus. Eicheln und Trüffeln schmecken dem Schweine wohl, aber das Schwein selbst ist Eicheln und Trüffeln in zweiter Potenz, und das geräucherte Schweinefleisch bildet schon die dritte Potenz. Nektar und Ambrosia sind die exklusiven Göttergenüsse, die Götter blieben nicht Götter, wenn sie gemeiner Menschen Nahrung zu sich nähmen. Wo kein Salz im Blute, da ist auch kein Salz im Kopfe, und ohne Salz kein Witz, kein Scharfsinn.

Doch lassen wir das. Wie steht es um die Willensfreiheit?†) In dem gewöhnlichen Sinne, wo sie Willkür, Wahlfreiheit u. dergl. bedeutet, existirt sie nicht, ist sie ein theologisches Hirngespinnst, wie Luther, der Determinist, dem Erasmus be-

---

*) Nachgelassene Aphorismen.

**) 1866, X. Bd. „Gottheit, Freiheit und Unsterblichkeit vom Standpunkte der Anthropologie“.

***) X. 1—36.

†) X. 37—204.

reits nachwies, der zwar ein Humanist, aber kein Philosoph war. Spinoza leugnet die Willkür gradezu, und Lessing dankt seinem Schöpfer, dass er „wollen muss"! Es lautet hart für Viele, die wenigstens an einem kurzen Stricke flattern möchten, und Mancher, der die Identität von Nothwendigkeit und Freiheit philosophisch deduzirt hat, reservirt sich doch ein Stückchen Freiheit als Dessert zum Mahle der Nothwendigkeit. Er wird gar nicht gewahr, dass diese Freiheit eine Nothwendigkeit seines unlogischen Gehirns ist, und dass er auf demselben Altare geschlachtet wird, an dem er fungirt.

All unser Thun, sagt Feuerbach, ist Nothwendigkeit. Der Selbstmord selbst, die scheinbar willkürlichste Handlung, ist nur der Vollzug unserer Unmöglichkeit zu leben. Wir sind schon fertig, ehe wir Hand an uns legen. Aber kann denn der Mensch nicht immer leben wollen? Das wäre Freiheit.

Kant setzte die Willensfreiheit klüglich ausser der Zeit, weil in der Zeit „Alles auseinander folge". Wie nun der Wille ausser der Zeit existiren und von dort oben auf die Dinge wirken könne, ist nicht wohl abzusehen. Glücklicherweise befreit uns die Zeit auch von der Vergangenheit, bringt uns einen andern Willen, denn „Alles hat seine Zeit".

Willen ist F. identisch mit Glückseligkeitstrieb. „Wo kein Glückseligkeitstrieb, da ist auch kein Wille, höchstens ein Schopenhauer'scher, d. h. ein Wille, der Nichts will."*)

Hier zuerst fliesst der Name Schopenhauer aus Feuerbachs Feder. Auf den Gegensatz zwischen den beiden Denkern kommen wir sofort zurück.

Die Selbstliebe ist der Grund alles unseres Wollens. Aber was bei mir der Fall ist, das ist auch der Fall bei dem Andern, bei allen Menschen. Durch die Selbstliebe des Andern wird mir eine Pflicht auferlegt — ja auferlegt, zunächst als ein Joch, eine Last. Der Andere macht sich mir gegenüber geltend, fühlbar geltend; er zwingt mich zur Rücksicht auf ihn. So ist die Pflicht zunächst Gegensatz zum Glückseligkeitstriebe.

„Mein Recht ist mein gesetzlich anerkannter Glückseligkeitstrieb, meine Pflicht ist der mich zu seiner Anerkennung zwingende Glückseligkeitstrieb des Andern ... Die Moral kann nicht

*) X. 62. Sollte heissen: „Ein Wille, der nichts wollen soll", ein Imperativ, der sich gegen das Weltgebäude richtet.

aus dem blossen Ich oder der blossen Vernunft ohne die Sinne — sie kann nur aus der Verbindung von Ich und Du, welches, im Gegensatze zu dem sich denkenden Ich, nur durch die Sinne gegeben ist, nur aus der Verbindung der Kantischen „Autonomie" und der „Heteronomie", der Selbstgesetzgebung und der Gesetzgebung durch ein vom Selbst Unterschiedenes erklärt werden."*)

Diese Grundlagen aller Ethik, die man nicht wieder verlassen können wird, ohne Vernunft und Wissenschaft zu verachten, stimmen auf das Genaueste mit denen überein, die mein verstorbener Freund Proudhon in seinem letzten Hauptwerke für die Gesellschaftswissenschaft legte. Im Andern das eigene Ich erkennen und achten lernen, das ist der Weg zur Sittlichkeit, die zuerst Polizei, dann Justiz heissen mag, zuletzt aber Achtung oder Respekt vor der Menschenwürde, empfundene und bethätigte Gerechtigkeit heisst.**)

Feuerbach gräbt hier wiederum so tief, wie noch kein Bergmann vor ihm gegraben hatte. Denn das „wohlverstandene Interesse" der französischen Enzyklopädisten ist erst ein verstandenes Interesse, noch kein für Andere empfundenes. Das alte: „Liebe Deinen Nächsten wie Dich selbst", hat den Fehler des kategorischen Imperativs, des Sollens überhaupt. Das zeitliche, nicht das imperativische Futurum: Du wirst Deinen Nächsten lieben wie Dich selbst, ist das Motto der Sittengeschichte und Sittenphilosophie. Feuerbach schrieb einmal den Satz nieder: „Die Moral ist eine empirische Wissenschaft."

„Was anders kann daher die Aufgabe der Moral sein, als das in der Natur der Dinge, in der Gemeinschaft selbst von Luft und Licht, von Wasser und Erde gegründete Band zwischen eigener und fremder Glückseligkeit, mit Wissen und Willen zum Gesetz des menschlichen Denkens und Handels zu machen?"***)

Nothwendiger Wille heisst aber nicht einfacher Wille. Im Menschen geht ein Streit der Motive vor, den er nach seinem Charakter entscheidet. Das höhere Motiv siegt über das niedere, der Wille wird reflexiv, d. i. sittlich. Vergiftetes Wasser trinke ich nicht im brennendsten Durst.

---

*) X. 66.

**) P. J. Proudhon: De la Justice dans l'Eglise et dans la Révolution (sollte Raison heissen, damit der Götzendienst der „Revolution" einmal aufhörte). Nouvelle édition, Bruxelles 1860, trefflich übersetzt von L. Pfau, O. Meissner, Hamburg. Proudhon ist auch so ein „Verschollner", der ebenfalls die Todtenrichter, d. i. Todtsager, überleben wird.

***) X. 70.

„Nothwendigkeit und Folge aus einem gegebenen zureichenden Grund sind Wechselbegriffe", sagt richtig Schopenhauer, heisst es bei Feuerbach, der positiv die pessimistische Willenstheorie studirt hatte. Aber, fügt der Humanist hinzu, zwischen dem bestimmenden Grunde und seiner Folge stehe ich, dieses bestimmte Wesen. Was für mich gestern nothwendig war, ist es heute nicht, die Nothwendigkeit ist nur eine momentane und subjektive. Woher auch sonst die Reue, woher das Gewissen? Mit dem einfachen Mechanismus des Kausalgesetzes reichen wir also psychisch nicht aus; sonst wäre keine Reaktion möglich. Die Reue aber reagirt gegen die vergangene Nothwendigkeit.*)

„Kant und nach ihm Schopenhauer" suchten die Nothwendigkeit der menschlichen Handlungen mit der Verantwortlichkeit dadurch zu vereinbaren, dass sie den „empirischen Charakter" des Menschen von dem „intelligibeln", idealen Charakter unterschieden. Der letztere soll die Verantwortlichkeit tragen, weil er „frei" ist. „Aber dieser freie Wille ist nur eine leere Tautologie des Dinges an sich". Es heisst nichts Anderes als: der freigedachte Wille ist frei. Da fehlte nur noch ein Schritt, den Schopenhauer richtig auch gethan hat, nämlich zu behaupten: Operari sequitur esse, das Thun folgt auf das Sein, also ist der Mensch für sein Sein verantwortlich! Mit dieser Auffassung wusste sich Schopenhauer bekanntlich gar viel; die indische Abbüssung des Seins däuchte ihm die Tiefe aller Tiefen.

Feuerbach: „Wofür ich keinen Grund weiss, dafür mache ich den Willen verantwortlich; was ein Fehler meiner Vernunft ist, das rechne ich dem Willen des Andern — oft auch dem eigenen — zur Schuld an. Weil ich in meinem Kopfe keinen Zusammenhang finde zwischen dem Menschen und dem Diebe, so finde ich ihn ausser mir in dem Strange, woran der Dieb am Galgen hängt. Operari sequitur esse, auf das Stehlen folgt das Hängen."**)

Gerade auf das Sein, sagt F., welches doch die Vorbedingung des Wollens ist, kann eingewirkt werden. Diätetische Mittel bestimmen den Organismus, influiren auf den Charakter und seine Wollungen. Nach dem spiritualistischen Cartesius und dessen eignen Worten „hängt der Geist von der Beschaffenheit der körperlichen Organe ab, so dass, wenn irgend ein Mittel ausfindig

*) X. 88 ff.
**) X. 96—101.

gemacht werden kann, die Menschen weiser und sinnreicher zu machen, als sie bisher gewesen, dieses nach meiner Ueberzeugung nur in der Medizin gefunden werden kann; denn die Menschen würden von unzähligen, sowohl leiblichen als geistigen Uebeln frei werden, wenn sie geeignete Kenntniss von den Ursachen dieser Uebel und den Mitteln hätten, die uns die Natur dagegen gewährt.*)

Diesen weisen Worten, die nur eine Erweiterung des Mens sana in corpore sano sind, möchte man hinzufügen: Wenn es schwer, ja unmöglich ist, die fertigen Individualitäten oder „empirischen Charaktere“ zu ändern, so ist doch ein grosses Feld von Wirkungen eröffnet bei der Bildung von Individualitäten, ja von ganzen Generationen. Der absolute Wille als „Ding an sich“ mag sich auf den Kopf stellen, die relativen Willen sind gerade so zu züchten wie die Tauben oder Orchideen — durch Erziehung, die anthropologische Uebersetzung von Züchtung. Und hier liegt offenbar ein dankbareres Geschäft, eine menschenwürdigere Verwendung der Geistesgaben vor, als in dem bequemen Anachoretenthum des Pessimismus.

Der Determinismus, weit entfernt, uns das Menschenthum in trübem Lichte zu zeigen und eine trostlose Aussicht in die Zukunft zu eröffnen, bildet vielmehr den Leitstern des Menschen wie der Gattung. Mit Willensfreiheit wären wir längst im Chaos der Anarchie versunken. Nur die Willensbestimmtheit hat uns gefördert und kann uns weiter fördern.

Der Determinismus — wir haben das hervorgehoben — ist weder Mechanismus noch Fatalismus. Wäre er eins von beiden, so wäre noch keinem Menschen auch nur der Begriff: „Freiheit des Willens“ in den Kopf gekommen. Die Uhr philosophirt nicht, und ein Türke auch nicht, wenigstens so lange nicht, als er ausruft: „Es steht geschrieben“. Gerade der Determinismus bürgt für die Freiheit; wir können die Kinder und die folgenden Geschlechter „determinirt“ frei machen. Betrachtet man freilich die bisherige Erziehung, so möchte man an die Willkür glauben. —

Der Streit der medizinischen mit der philosophischen Fakultät, fährt F. fort, ist der wahre Befreiungskampf der Menschheit. Der alte Kaspar Hofmann im 17. Jahrhundert äusserte sich dahin: „Galen sagt immer: das richtige Massverhältniss oder die gehörige

*) X. 110. 111.

Mischung und Beschaffenheit (temperamentum) des Körpers ist — die Seele."*)

Um aber medizinisch-diätetisch auf uns einwirken zu lassen, um Jugend zu erziehen, müssen wir den Spiritualismus, die Lehre von der selbständigen Existenz des pneumatischen Prinzips und seinen willkürlichen Einflüssen auf das Andere, den Leib, ein für alle Mal aufgeben. Cartesius, Malebranche, Leibnitz, und an ihrem Schweife Hegel, sind lauter Spiritualisten, denen die Materie im Grunde verächtlich, dem Letztgenannten das „Aussersichsein" war. An dieser Stelle läuft die Hegel'sche Psychologie Spiessruthen.**)

Ein höchst bedeutsames Kapitel ist das 15.: „Kritik des Idealismus". So frisch als wäre es gestern geschrieben, so scharf, dass es zum Verwundern ist, wie die Gegner des Pessimismus sich nicht in dieser Waffenkammer ausrüsteten, anstatt ihre lahmen Bedenken, die selbst auf Krücken gehen, wider die schreibfertige Modekrankheit ins Feld zu führen.

Dass F. von Fichte anhebt, um auf Schopenhauer zu kommen, hätte die Schopenhauerianer stutzig machen sollen. F. kannte eben seine Geschichte der Philosophie zu genau, um sich durch Schimpfereien auf Beraubte irre machen zu lassen.***) Das Ich, von welchem Fichte ausgeht, ist aber ein nur gedachtes, nicht wirkliches Ich; das wirkliche Ich ist nur das Ich, dem ein Du — zunächst der eigene Leib — gegenübersteht. Ich bin und denke nur als ein ausser dem Andern seiendes und denkendes Wesen, nur in Raum und Zeit. „Was weiss ein an sich unräumliches und unzeitliches Wesen von Zeit und Raum?" Wie wären also Zeit und Raum nicht Wesensbestimmungen, ihr Herren?

„Ich denke, ich empfinde nur als Mann oder Weib, und ich bin daher vollkommen berechtigt, die Frage: ist die Welt nur eine Vorstellung und Empfindung von mir, oder auch eine Existenz ausser mir? mit der Frage: ist das Weib oder der Mann nur eine Empfindung von mir, oder ein Wesen ausser mir? auf gleichen Fuss zu stellen."†)

Der Grundmangel des Idealismus besteht darin, „dass er die Frage von der Objektivität und Subjektivität, von der Wirklichkeit

*) X. 124.

**) X. 153 ff.

***) Der hier angeregte Gedanke einer genetischen Kritik Schopenhauers verlangt eine besondere Ausführung.

†) X. 188.

oder Unwirklichkeit der Welt, nur vom theoretischen Standpunkt aus sich stellt und löst, während doch die Welt ursprünglich, zuerst, nur weil sie ein Objekt des Wollens, des Sein- und Haben-Wollens ist, Objekt des Verstandes ist". Wie tief und fein zugleich! Der brutale absolute Wille wird psychologisch erklärt, wie jedes Dogma; auch psychologisch folgt der Intellekt auf den Willen; aber grade der Wille fegt die Traumwelt der „subjektiven Anschauung", die aufgewärmte Berkeley'sche Illusion weg!

„Kinder existiren allerdings zunächst nur „„inner- oder unterhalb der Haut"" — der Mutter; aber der wesentliche Sinn und Trieb, das eigentliche Ziel und Objekt dieser verzwickten Existenz ist das direkte Gegentheil der Schopenhauer'schen Philosophie — ist die Existenz ausser der Haut". Existiren etwa die Kinder mit allen Wehen und Schmerzen bis zum Kaiserschnitt auch nur in der subjektiven aprioristischen Form der Anschauung? Ist die chirurgische Kausalität ein Traum des Philosophen?

„Warum streckt denn die Katze ihre Krallen, statt nach der Maus, nicht lieber nach ihren eigenen Augen aus, wenn die Maus, die sie sieht, nur in ihren eigenen Augen existirt, nur eine Affektion ihrer Sehnerven ist?".

Mit Einem Worte, das Objekt ist nicht blos Vorstellung, das „Objekt ist eben so gut Objekt-Subjekt, als das Subjekt Subjekt-Objekt, d. h. das Ich Du, Ich, der Mensch, Welt- oder Naturmensch, gleich wie die Katze wesentlich Mauskatze, die Raupe, die von der Wolfsmilchstaude lebt, Wolfsmilchraupe, die Laus, die von den Blättern der Pflanzen lebt, Blattlaus ist und heisst."*)

„Wenn die Empfindung ein in sich verschlossenes, karthäuserisches, gnostisches, buddhistisch nihilistisches Wesen wäre, so wäre es allerdings unmöglich, ja unsinnig, von ihr aus zu einem Objekt, einem Etwas ausser ihr, einen Uebergang finden zu wollen; aber die Empfindung ist das grade Gegentheil der asketischen Philosophie: ausser sich vor Wonne oder Schmerz, leut- und redselig, lebenslustig, genusssüchtig, d. h. objektsüchtig, denn ohne Objekt kein Genuss."*)

Und jetzt fasst Feuerbach Schopenhauer, den er einen „übrigens selbst von der Epidemie des Materialismus angesteckten Idea-

*) X. 191.
*) X. 189—193.

listen nennt, corps à corps, von wegen der Empfindung „innerhalb der Haut“, wie man das gefälligst nachlesen möge.*) Aber, kaum lässt er den philosophischen Idealisten los, so packt er auch schon den „physiologischen Idealisten“, in der Person Joh. Müller's („Zur vergleichenden Physiologie des Gesichtssinnes“). Müller meinte nämlich, das Licht sei „nicht der erste und vornehmste Impuls zur Erzeugung der Empfindung des Lichts und der Farbe, sondern unter vielen andern der gewöhnlichste“. F. fragt: „Wie verträgt sich dieser Gedanke mit gesunden Sinnen? Der Sehsinn (Lichtsinn) ist nur für das Licht empfänglich, für das Licht von der Natur prädestinirt; das Licht ist sein Eins und Alles; für ihn existirt nur Licht, darum ist alles Andere für ihn auch nur Licht, oder er nimmt jeden Eindruck auf sich, welcher Art er auch sei, als Lichterscheinung auf; aber eben desswegen hat die phantastische oder überhaupt subjektive Lichtempfindung nicht gleiche Bedeutung mit der objektiven, jene ist eine dieser untergeordnete, von ihr abzuleitende. Wie kann ich eine ohne äusseres Licht entstandene Sehsinnaffektion als feurigen Kreis, als Funken oder Flammen wahrnehmen und bestimmen, wenn ich nicht schon unter dem Beistand des göttlichen Lichts in natura Feuer, Funken und Flammen gesehen habe? Licht ohne Auge, oder was Eins ist, ohne äusseres Licht, ist ein Licht, das nicht leuchtet und erleuchtet, das nur Ich, aber kein Anderer wahrnimmt, mit dem ich selbst nichts sehe und wahrnehme. Also ist dieses subjektive, dieses nichtsnutzige, dieses äffische Licht himmelweit verschieden von dem wahren, dem allgemeinen Lichte, worin nicht nur Ich, sondern zugleich auch der Andere sieht, worin ich nicht nur sehe, sondern auch gesehen werde, nicht nur Subjekt, sondern auch Objekt des Sehens bin.... Desperater Durst macht selbst den eigenen Urin zu einem Getränke. Wer sollte aber desswegen dieses selbstfabrizirte, von unsern Nieren ausgeschiedene Wasser mit dem Quellwasser der Natur ausser uns auf gleichen Fuss stellen — schliessen, dass das

*) X. 193—6. Freilich ist Schopenhauer vom Materialismus angesteckt, da er die Materie für die wahre, beharrliche Substanz erklärt. Aber er ist eben aus Widersprüchen zusammengesetzt: auf dem realistischen Göthe'schen Boden erwuchs ihm die Abhandlung „Ueber das Sehen und die Farben“, und doch gewahrte er die sichtbare, bunte Welt nicht, erklärte sie vielmehr für einen „Traum“, mit demselben Calderon, der da sagte: El mayor delitto
Del hombre es haber nacido.

Wasser nur der gewöhnlichste, nicht der normale, naturgemässe Gegenstand unseres Durstes, d. h. unseres Wasserbedürfnisses ist!"*)

Man wird diese ruhige, geistvolle Klarheit mitten im „Elend des Lebens", in der „Qual des Daseins" verehrend bewundern. Feuerbach war nicht der Mann, der seine persönlichen Schrullen auf den Markt hinaustrug, der aus individuellen Capricen ein System aufbaute. Was er subjektiv zu klagen hatte, das blieb subjektiv, epistolarisch an Freunde gerichtet, oder monologisch ad se ipsum niedergeschrieben. Erst wir, die Nachlebenden, haben die Pflicht, den Schleier seines subjektiven Martyriums ein wenig zu lüften, weil uns daraus das Recht erwächst, von seiner Grösse zu reden. Ja, er war ein Märtyrer für die Menschheit, aber ohne Paukenwirbel und Trompetengeschmetter. Er feierte das Leben — auf der Asche seiner bescheidensten Lebenshoffnungen. Er war in der That ein „moralisches Genie".

XI.

Die Moral von der Geschichte.

Die „Geschichte" bedeutet hier die Philosophie, und die „Moral" — die Moral, als Resultat der Philosophie. Feuerbach wollte schon lange sein Fazit ziehen, die Quintessenz aller Spekulation, alles Denkens, aller negativen und positiven Kritik, in planster Darstellung, in durchsichtigstem Style, in den populärsten Ausdrücken hinstellen. Das wollte er, natürlich ausführlicher als ihm vom Geschicke verstattet wurde. Soll aber ein Fazit kurz und gedrungen sein, muss sich ein Resultat übersichtlich gestalten, darf die epigrammatische Spitze nicht fehlen: tant de bruit pour une omelette — und doch ist auch der Eierkuchen etwas in seiner Art und zu seiner Zeit Vortreffliches, „Vollkommenes" — so haben wir die kurze Fassung des handschriftlichen Nachlasses: Zur Moralphilosophie, nicht einmal zu bedauern.

Feuerbach liebte es, gewisse Abstrakta, die aus der Aufklärungsperiode und aus dem sie abschliessenden praktischen Kantia-

---

*) X. 197—200.

nismus sich ins gewöhnliche Bewusstsein hineingestohlen hatten, als Probleme seiner Untersuchungen festzuhalten, um durch die Analyse solcher Begriffe jenem Bewusstsein über sich selbst hinauszuhelfen. So setzte er den Hebel an „Gottheit, Freiheit, Unsterblichkeit“, so warf er den „Glückseligkeitstrieb“, den verdeutschten Eudämonismus, in die Retorte, und quälte ihn von einem Brautgemach ins andere. Die hochwohlweisen Metaphysiker von Profession, in Amt und Würden, mochten das gemeinplätzig finden und auf solch vulgäres Treiben geringschätzig hinabblicken. Was kümmerte es ihn? Hatte er doch seine Freude dran, wenn er ihnen nachwies, dass der ganze Inhalt ihres Abrakadabra eben nur Gemeinplatz sei, dass man die Philosophie jedem Menschen von gesunden fünf Sinnen in einer Stunde beibringen kann, sobald man ihm nur den Kopf vorher ausgefegt hat, und dass die Weisesten aller Zeiten im Grunde nur behauptet haben: „Das Getriebe erhalte sich durch Hunger und durch Liebe“, vorbehaltlich des Pleonasmus, dessen sich Schiller bei dieser Gelegenheit schuldig gemacht habe.

Auch Lessing schloss sich seiner Zeit an solche courante Ausdrucksweisen mit Vorliebe an, er zahlte gern in landläufiger Münze. Gar oft kam ihm z. B. das Wort „Vollkommenheit“ in die Feder. Darob kanzelte ihn später der aristokratische Plebejer Schopenhauer ab, als ob Lessing die Münze geschlagen hätte, als ob er sie aus einem andern Grunde hergegeben, als weil Jeder sie unbedenklich für voll nahm!

Im letzten gedruckten Werke war F. in der Mitte seiner Erörterung von „Spiritualismus und Materialismus“ wieder von der Ethik abgekommen und auf die spekulative Philosophie und Physiologie gerathen. Es blieb ihm also das ethische Problem auf dem Gewissen. Zwei Jahre nach der ersten Mahnung der Natur an seinen Kopf, im Winter 1868 auf 69, verfasste er das, was man die Moralphilosophie in der Nuss nennen könnte. Ein allgemeiner Titel findet sich in der Handschrift nicht vor; nur die Abtheilungs-Titel sind authentisch. Die Familie hatte eine Autobiographie erwartet, sie war einigermassen erstaunt, als sie die Fragmente einer Theorie der Moral unter den Papieren des schweigsamen Dulders entdeckte.

Die Anlehnungen an den 10. Band sind sichtbar, oft greifbar; bei den Hauptstellen haben wir dies unter dem Text angemerkt.

Man kann die Moralphilosophie, wie sie Feuerbach hier gibt,

in den Satz zusammenziehen: Die Sittlichkeit besteht in der Vereinbarung des fremden Glückseligkeitstriebes mit dem eigenen, und hinzufügen: Da die Sittlichkeit eine empirische Angelegenheit, folglich ein Werden und Wachsen ist, so geht sie vom äusserlichen Zwange aus, wird später Thatsache des innerlichen Zwanges, und endet damit, selbstredend, d. i. Gesinnung zu sein.

Wieder hat er es mit Schopenhauer zu thun, dessen Ideal der hinterasiatische Buddhismus oder Buddhaismus war. F. weist nach, dass der Buddhismus weit entfernt, den Glückseligkeitstrieb zu leugnen, vielmehr gleich jeder andern Weltanschauung auf ihn gebaut ist. „Wehe der Kurzsichtigkeit und Engherzigkeit, die nur in dem plumpen deutschen Hopsasa, oder gar in dem brutalen Hurrahgeschrei, nicht auch in dem Weheruf und Klageton irdischer Schwermuth die Stimme des Glückseligkeitstriebes vernimmt! Auch der asketische Buddhist hat, wie unser Eins, kein Gefallen am Kranksein, nein! so eifrig wie wir sucht er nach einer Panacée, nach einer Arznei, die ihn von allen seinen schmerzlichst empfundenen Krankheiten und Uebeln heile; aber weil er mit seinem überreizten Nervensystem das Leben selbst als eine Krankheit empfindet und ansieht, so findet er begreiflicher Weise diese Arznei nur im Tode. Nirwâna heisst daher unter Anderm ausdrücklich „die Arznei, die alle Leiden hebt und alle Krankheiten heilt."

Schopenhauer wird persönlich als „vor den übrigen deutschen spekulativen Philosophen durch seine Unumwundenheit, Klarheit und Bestimmtheit ausgezeichnet" anerkannt, auch seiner Theorie vom „Mitleid" alles Gute nachgesagt, was sie enthält. Die Konsequenz aber, die der Pessimismus nicht zieht, zieht Feuerbach für ihn aus dessen eigenen Prämissen: Wem die menschliche irdische Glückseligkeit ein Nichts ist, dem muss auch das menschliche Leid und Elend Nichts sein. Der Massstab für das Elend liegt ja in seinem Gegensatze, im Glück; wer nicht weiss, was Glück ist, hat auch keine Idee von Elend. Woher aber weiss er etwas vom Glück? doch nur aus der irdischen Erfahrung. Und wer das Nichts anstrebt, der verlangt wieder nach Glück, wenn auch nach einem absonderlichen.

Dass Zeit und Raum „keine blossen Erscheinungsformen" vielmehr „Wesensbedingungen, Vernunftformen, Gesetze des Seins wie des Denkens" sind, wussten wir

schon aus den „Grundsätzen der Philosophie der Zukunft".*) Hier, im Nachlass, hören wir es in populärer Weise zum letzten Male.— Der Zusammenhang und das Verhältniss von Recht und Moral wird im 9. Abschnitt höchst einfach und prägnant dargestellt: Die Moral beginnt mit der Zwangspflicht, unter der Sanktion der Strafe. Das Recht umfasst also ein bestimmtes und begränztes Moralgebiet; wenn aber die Moral weiter greift, neue Forderungen stellt, so zwingt sie das Recht, ihr nachzukommen und ihre sittlichen Ansprüche legislatorisch zu sanktioniren. Ein Gedanke von der grössten Tragweite!

In den Jahren 1843—44 schrieb Feuerbach in sein Tagebuch: „„Der Mensch kann nicht aus der Natur abgeleitet werden""! „nein, aber der Mensch, der unmittelbar aus der Natur entsprang, war auch nur noch ein reines Naturwesen, kein Mensch. Der Mensch ist ein Produkt des Menschen, der Kultur, der Geschichte. Viele Pflanzen und Thiere sogar haben sich unter der Pflege der menschlichen Hand so verändert, dass wir ihre Originale gar nicht mehr in der Natur nachweisen können. Willst Du zur Erklärung ihres Ursprungs zu einem Deus ex machina Deine Zuflucht nehmen?"**)

Das war vor Darwin. Im zweiten Abschnitt des nachgelassenen Werkes wird Darwin selbst zitirt, und zwar mit seiner Schrift: „Das Variiren der Thiere und Pflanzen etc. I. 384". Feuerbachs frühere Naturanschauung wurde also später glänzend gerechtfertigt. Der unermüdlich Fleissige war bis an seinen Lebensabend allen bedeutenden Erscheinungen der wissenschaftlichen Literatur eifrigst gefolgt.

Er hatte die spekulative Philosophie in Psychologie und Physiologie, d. i. in Anthropologie aufgelöst, dem Menschen die fatale Deuteroskopie ausgetrieben, ihm seine natürlichen gesunden Augen zurückgegeben. Erkenne Dich selbst, hatte er ihm zugerufen, in all den transzendenten Phrasen, in dem ganzen Gallimathias der Theologie und Philosophie! Werde im Kopfe, was Du im Herzen bist, natürlich! Du bist ja aus der Natur.

Und grade während Feuerbach auf seinem Gebiete unermüdlich vordrang und dabei glänzende Perspektiven in das Naturerkennen

---

*) II. 332. Auf die ganze Apriorität, welche Schopenhauer von Kant entnahm und noch schroffer gestaltete, komme ich an anderm Orte zurück, und bedaure zum Voraus, dass nicht viel von ihr übrig bleiben wird. D. H.

**) II. 411 (1846).

eröffnete, arbeitete die Naturwissenschaft von allen Seiten auf den Punkt hin, wo sie sich mit dem Gedanken begegnen sollte. Die Naturforscher ihrerseits riefen: Es ist nichts mit der brutalen Empirie, mit dem unendlichen Experimentiren, Vernunft muss bei dem Werke sein.*) Mit aller gesegneten Induktion kommen wir nicht über den Baconischen Hamlet hinaus; die Deduktion muss mit der Induktion in die engste Verbindung gebracht werden. — Die Franzosen hörten die Italiener mitten im Mont-Cenis bohren: die Naturforscher hörten Feuerbach, Feuerbach die Naturforscher. Und ein freudiger Seufzer entwand sich der Brust Beider.**)

Wenn das menschliche Denken vorzugsweise durch Einen zur reinen Naturbetrachtung, zum Naturverständniss vorbereitet worden ist, so heisst dieser Eine Ludwig Feuerbach, weit eher als Schopenhauer; denn Schopenhauer, der sich beständig seiner ehernen Konsequenz rühmt, sprang von der Natur ab in die religiöse Mystik. So klar durch Göthe in das Allleben eingeführt, desertirte er doch in den Alltod. Der scharfsinnige Kantianer suchte ein Absolutes, er der behäbige, geistreiche Spötter über jedes „Absolutum"; was Kant als gleichgültig zur Seite geschoben hatte, das Ding an sich, das imponirte ihm gewaltig, und er jubelte sein „Gefunden" in allen Tonarten, als er den Willen, d. h. im Grunde das Leben, die treibende Kraft des Daseins, an die Stelle der „absoluten Idee" auf den Thron gesetzt hatte.

In der That, der absolute Wille ist gleich und parallel der absoluten Idee, oder dem absoluten Geist. Beide objektiviren sich in den besondern (Platonischen) Ideen. Das Einzelne ist nicht, ist verschwindendes Moment, das „Dieses" ist nichts, das „Hier" nichts, oder das Objekt existirt nicht, ist Illusion der Anschauung. Bei Hegel ist der absolute Geist Nirwâna Hegel fängt nur mit dem

*) „Wir dürfen nur nicht den Verstand von den Sinnen abtrennen, um das Uebersinnliche, d. i. Geist und Vernunft im Sinnlichen zu finden." II. 331.

**) „Als man in den Fünfziger Jahren anfing, die Geistesschöpfungen, namentlich eines Humboldt, weiteren Kreisen zugänglich zu machen und seitdem überhaupt die Naturwissenschaft in ihren weitesten Verzweigungen einen neuen Aufschwung nahm, da besannen sich die für den humanistischen Gedanken Eintretenden rechtzeitig auf die Feuerbach'schen Philosopheme, um sie zur Grundlage ihrer Deduktionen zu machen. So wie auf dem kosmischen Gebiet überall Humboldts Geist weht, so tränkte der Feuerbach'sche Sensualismus die geistige Atmosphäre des gesammten modernen Lebens." So schrieb Dr. H. Benecke, fidus Achates, am Tage nach Feuerbachs Begräbniss. S. Wiener „Presse", Sept. 72.

Nichts an, während Schopenhauer mit dem Nichts aufhört. Ist das wohl der Mühe werth, Hegeln einen „Charlatan, Windbeutel, Kaliban" zu schelten, von „Afterweisheit und Pöbelphilosophie" zu reden?

Wie weise, wie sokratisch, ist Feuerbach gegen Beide! Er beginnt nicht mit dem Nichts, sondern mit der Nichtphilosophie, mit dem fühlenden, empfindenden Menschen, entlockt ihm die Geheimnisse der Philosophie, erklärt sein Wesen, und schliesst wieder nicht mit dem Nichts, sondern mit dem bewussten Menschen, der einen mächtigen Inhalt zu entfalten, geschichtlich zu realisiren hat.

Die Naturforscher aber, jene heilige Schaar von Priestern des erkannten Lebens, des ewigen Werdeprozesses — wenn sie noch Lust und Musse zur Apotheose haben, sollen Ludwig Feuerbach in ihr Pantheon stellen. Denn er hat sie errathen, vorausverkündigt; er hat als Herkules die zwölf Grossthaten vollbracht, um das hellenische Land von den Ungeheuern, Wäldern und Morästen zu säubern, vor deren Beseitigung von einer wahren Geisteskultur keine Rede sein kann. Das ist seine Bedeutung, seine Grösse, in saecula saeculorum.

„Wirkliche Erkenntniss ist eben nur die Erkenntniss des Wirklichen. Erkenntniss des Wirklichen ist aber das Wesen und der Zweck meiner Philosophie, gleichgiltig ob nun das Mittel, das Organ dieser Erkenntniss, Idealismus oder Realismus heisst oder ist."

„Nichts ist gemeiner und niederträchtiger, unwürdiger nicht nur eines ehrlichen, sondern eines wissenschaftlichen Mannes, als den naturwissenschaftlichen oder philosophischen Materialismus mit dem bürgerlichen Materialismus, dessen Materie, dessen Grundstoff das Geld ist, mit dem Pecunialismus zu identifiziren. Nichts ist dem Pecunialismus entfernter, nichts ein grösserer Widerspruch, als die Beschäftigung mit dem Stoffe der Natur, des Hirns, und dem spiritualistischen Stoffe der Gesellschaft, wieder dem Gelde."*)

„Ich bin Idealist auf dem Gebiete der praktischen Philosophie, d. h. ich glaube unerschütterlich, dass gar Manches, ja wohl

*) Nachgelassene Aphorismen. Die letztere Stelle stimmt vollkommen zu der berühmten Häckelschen Erklärung in der „Natürlichen Schöpfungsgeschichte". Abermaliges Zusammentreffen!

gar Manches, was den kurzsichtigen, kleinmüthigen Praktikern heute für Phantasie, für nie realisirbare Idee, ja für blosse Chimäre gilt, schon morgen, d. h. im nächsten Jahrhundert, in voller Realität dastehen wird. Aber auf dem Gebiete der eigentlich theoretischen Philosophie gilt mir nur der Realismus."*)

Idealismus, Realismus, Materialismus, Theismus, Pantheismus, Atheismus — „Spitznamen!" — „Triviale Spitznamen!" —

Er begann mit der scholastischen Spekulation, mit dem unendlichen Vertrauen zu sich selbst, zur absoluten Vernunft. Wir sind in den Flegeljahren — extemporiren wir eine Welt!

Dann wurde er kritisch, skeptisch, suchte und strebte — aber immer noch vom „Geist" aus, nach dem Gegensatze, nach dem Andern. Er negirte die Religion und hielt bescheiden den Bayle vor sich hin.

Hierauf untersuchte er die Dinge, und vorzüglich das Ding aller Dinge, das wahre Ding an sich, den Menschen, das menschgewordene Ding. Die konkrete Vernunft enthüllte sich vor seinen Augen, die Negation wurde zur thatsächlichen, d. h. zur Affirmation des Negirenden selbst.

Endlich liess er den Menschen in schlichter, ungelehrter Sprache reden, er war anthropologischer Naturforscher, naturwissenschaftlicher Anthropologe geworden.

Jetzt musste er sich nothwendig mit der Entwicklungstheorie begegnen. Es gibt fortan keine andere Philosophie mehr als diejenige, welche die Resultate der Anschauungs-Erkenntniss zum Ausgangspunkte nimmt. Das kosmische Gesetz geht mitten durch den Menschen hindurch.

Und nun fahre wohl, Du seliger Todter — denn selig ist, würdest Du sagen, wer beseligt hat und noch beseligt, nämlich Andere. — Emigravit, rief Wilibald Pirckheimer dem Altmeister deutscher Kunst, dem Franken Albert Dürer nach. Emigrasti, Du bist ausgewandert, — nicht auf einen Stern, Du selber Stern in der Nacht der Erde, nicht in eine unfindbare Welt, auch nicht ins Nichts, sondern in die bewusste Menschheit, aus der Du hervorgegangen, und deren Bewusstsein Du so mächtig gesteigert hast. Dort lebst Du, reich durch sie — sie reicher durch Dich — un-

*) „Wesen des Christenthums". Vorrede zur 2. Aufl. VII. 10.

sterblich. Vom traurigen Rechenberg in die heitere Unsterblichkeit! Du hörst nicht mehr „die verfluchten Hunde bellen", Du frierst nicht mehr in Deinem unheizbaren Zimmer, Du wünschest nicht mehr ein „Holzhacker" geworden zu sein — ach, es wird Holz genug gehackt, schlechtes und schlecht. Jetzt strömst Du unaufhörlich Deinen Feuerbach aus, den Dir des Lebens Noth so oft zum Stocken brachte . . . . .

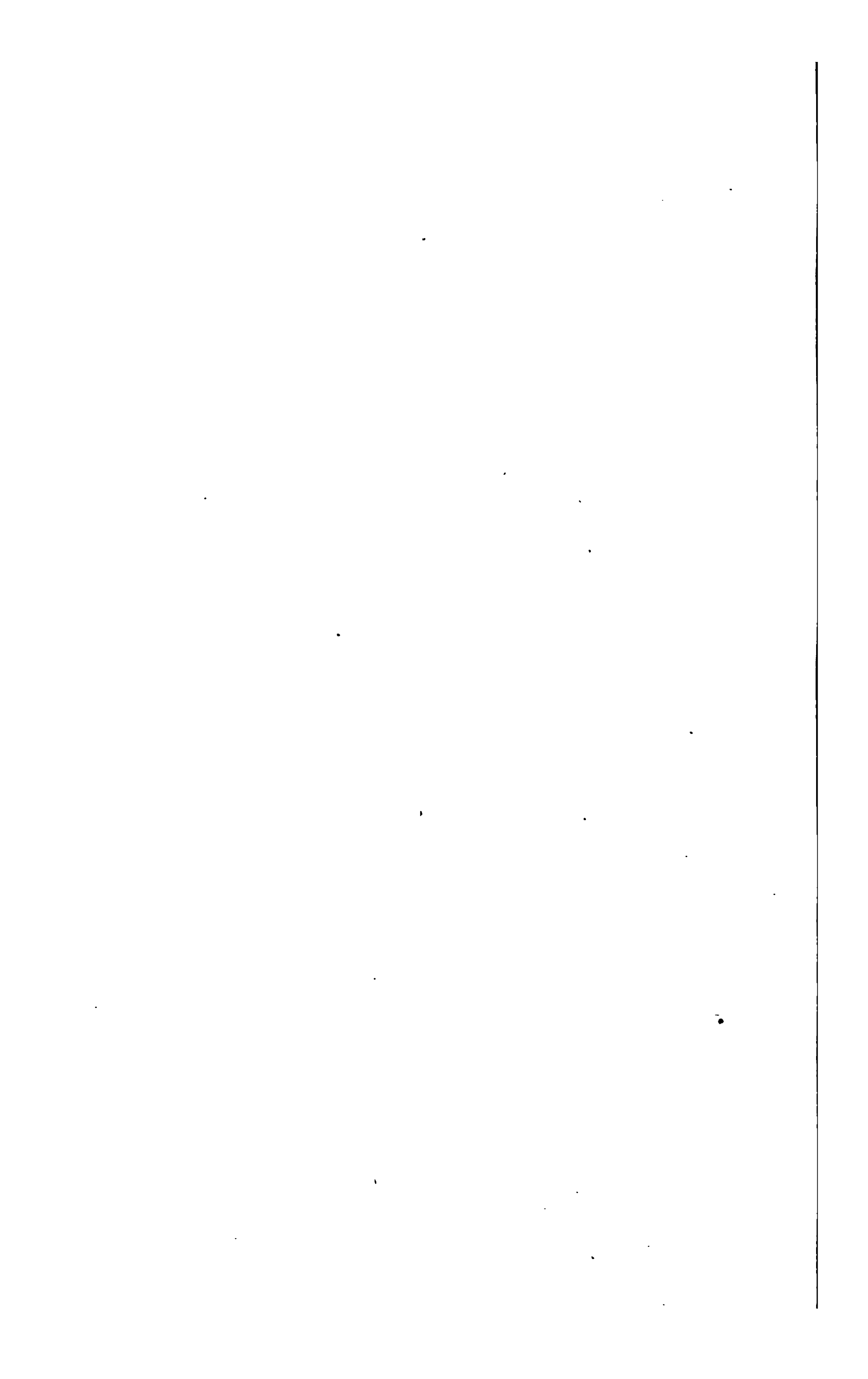
Auf den Sockel des Denkmals, welches Dir ein edelgesinnter „Bourgeois" — es gibt auch solche, wie Mirabeau ein edler Adliger war, und der Herzog von Noailles — auf dem Johanniskirchhofe zu Nürnberg errichtet hat, lege ich dieses geistige Denkmal in stolzer Bescheidenheit nieder.

Feuerbach! — wenn ich nur zur Hälfte gesagt habe, was Du gewesen bist, nein, was Du bist — es wäre die beste That meines Lebens. Ganz — das weisst Du ja — will so etwas nie heraus, ganz kann man sich nicht „ausschütten"; ein Unsagbares, der musikalische Rest, bleibt immer zurück.

Sei also halb zufrieden — als Du unter uns wandeltest, war das ein hohes Lob . . . . .

Goisern bei Ischl, Juni 1874.

Karl Grün.



Ludwig Feuerbach's

Briefwechsel und Nachlass.

Redaktionelle Vorbemerkung.

Das Leben und Wirken Ludwig Feuerbach's hat sich mir bei der Durchsicht seiner Papiere, in natürlicher Uebereinstimmung mit seinen „Sämmtlichen Werken", von selbst in fünf Perioden getheilt, nach denen ich das Druckenswerthe in der Korrespondenz wie in den handschriftlichen Aufzeichnungen zu ordnen bemüht war. Diese fünf Perioden sind kurz folgende:

I. Periode: Von der Geburt bis zur Promotion, 1804—1828, also Knabe, Jüngling und Eintritt in eine selbständige Existenz.

II. Periode: Von der Habilitation des Dozenten bis zur Proklamation einer eigenen Philosophie, 1829—1839, also Durchkämpfung des Hegelthums und mächtige historische Schöpfungen.

III. Periode: Die eigene Philosophie Feuerbach's und deren Vertheidigung, beides noch im Gewande des „spekulativen" Denkens. Centrum: das „Wesen des Christenthums" und das „Wesen der Religion", die „Thesen" und „Grundsätze". 1840—1850.

IV. Periode: Die Natur und Mensch gewordene Philosophie: „Theogonie", für ihn selbst das Höchste. 1850—1860.

V. Periode: Die Leidenszeit. Alle Gedanken gehen auf sittliche Probleme, auf Moralphilosophie: „Gottheit, Freiheit und Unsterblichkeit". 1860—1872.

Die der fünften Periode ganz zugetheilten „Aphorismen" repräsentiren wesentlich den Charakter der Feuerbach'schen Thätigkeit in diesem Zeitraum. Ansätze, Programme, Motti, Maximen, auch Seufzer und Klagen, bedecken sprungweise das Papier; zu Ausführungen kommt es nach 1866 nicht mehr recht. Die Arbeit über

„Moralphilosophie“ bildet den letzten grösseren Ansatz. „Die Gegenwart ist mir fortdauernde Vergangenheit“, sagte er. Allerdings gehört ein Theil dieser „Aphorismen“ in die 50er Jahre, in die „Zeit der ärgsten Reaktion“, ein ganz kleiner Theil sogar in die 40er Jahre. Diese beiden letzteren Klassen schienen mir jedoch nicht einen so prägnanten Zeitcharakter an sich zu tragen, dass sie unbedingt von ihren Geschwistern hätten getrennt werden müssen. Auch dünkte mir eine Sonderung dieser Keilschriften nach Materien und Gedankenrichtungen weit rathsamer, als die abstrakte chronologische Ordnung mit dem bunten Gewirr der Gegenstände und Zielpunkte. Zum Ueberfluss wird der aufmerksame Leser die Zeitunterschiede leicht herausfühlen.

Unter „Nachlass“ begreife ich sämmtliche ungedruckte, noch vorhandene Manuskripte, einerlei, welcher Lebensperiode sie angehören. Manches war hier werthvoll, weil es gewisse Durch- und Uebergänge schärfer markirte, als dies in den „Werken“ der Fall ist; Anderes, weil die zukünftige Entwicklung sich deutlicher darin ankündigt; noch Anderes endlich, weil es an und für sich schön und bedeutsam ist. Obgleich ich die 10 Bände „Sämmtliche Werke“ ziemlich inne zu haben glaube, ist es doch möglich, dass etliche Anklänge, ja sogar kleine Wiederholungen von bereits Gedrucktem sich eingeschlichen haben. Man mag dann das Gute — vielleicht Vergessene — zweimal lesen.

Der Briefwechsel Feuerbachs ist mir zum grössern Theile so übergeben worden, wie er hier vorliegt. Das soll heissen, nur aus dem Gegebenen hatte ich die zweckmässige Auswahl zu treffen. Dann habe ich allerdings verschiedene Versuche gemacht, in den Besitz anderweitiger Briefe Feuerbachs zu kommen; von diesen Versuchen sind einige geglückt, andere — zum Theil unbegreiflicher Weise — missglückt. Wo Feuerbachs Meinung aus der Replik klar wurde, konnte ich mich trösten und kann sich auch der Leser trösten; wo dieses nicht der Fall ist, bleibt hin und wieder ein Fragezeichen stehen.

Die Briefe Anderer sind häufig, nicht immer, eine nothwendige Ergänzung der Briefe des Einen; sie adumbriren, illustriren oft die undeutlicheren Züge seiner Physiognomie. Bei Feuerbach aber, dem ungern, nur gezwungen Schreibenden, erhalten jene Briefe eine noch viel höhere Bedeutung. — Ich habe in jenen Briefen an F. bei der strengsten Prüfung und Erwägung, ob sie und in wieweit sie sich auf Ihn, auf sein Wesen,

seine Entwicklung beziehen, Manches mit Vorbedacht stehen lassen, was scheinbar keine Beziehung auf ihn hat, was aber den philosophischen Hintergrund der betreffenden Zeit auf die Scene malt, und Ihn selbst daher desto besser abhebt. Man kann sich da im Einzelnen irren, aber dieser Irrthum ist verzeihlich.

Im Prinzip ist selbstredend die chronologische Ordnung eingehalten worden. Von ihr bin ich nur da abgewichen, wo es sich um den Abschluss oder die Abrundung eines bedeutenden brieflichen Verkehrs handelte, so namentlich bei den Briefen Feuerbach's an seine Braut, bei Daumer und Moleschott. Dasselbe gilt auch von den Aktenstücken zur Auseinandersetzung mit Hegel, die ich dem Schluss der zweiten Periode einverleibt habe, obgleich die Polemik z. B. gegen die Hegel'sche Psychologie bis in das letzte gedruckte Werk von 1866 hineinspielt. Aber etwas Anderes schien mir die erste bewusste Loslösung, und wieder etwas Anderes das spätere kritische Zurückgreifen.

Vielleicht findet Dieser und Jener, dass die „untern Götter" des Feuerbach'schen Olymps zu sehr berücksichtigt wurden, dass Persönlichkeiten ins hellste Licht gestellt sind, die, wie man sich vornehm ausdrückt, „nicht zur Philosophie gehören". In diesem Punkte kann ich indessen nicht einmal Verzeihung annehmen, da ich die Manen des grossen Todten zu respektiren hatte. Feuerbachs Stolz war es, für Menschen gedacht und geschrieben zu haben; er verachtete schier seine „philosophischen" Leistungen im engeren Sinne; er hatte kein Herz für Dilettanten; er liebte das Volk, den sog. „gemeinen Mann". Er arbeitete sich beständig aus der Schulstube heraus, auf den Markt hin; er dachte an eine Volksausgabe seiner Schriften, er hätte reden mögen — wenn es seine Natur, und langjährige Vereinsamungs-Gewohnheit vielleicht noch mehr, gestattet hätten.

In seinem Geiste, im Einverständniss mit seinen Herzensgedanken, ist daher das „Philosophische Idyll", natürlich aus rein objektivem Material, erbaut worden. Diesen Konrad Deubler, eine Kern- und Prachtnatur, hat Feuerbach unter den Männern geliebt, wie die „Theogonie" unter seinen Werken. Der hat ihm bewiesen, was das Volk verstehen kann, und wie das Volk die Märtyrer des Gedankens ehrt und liebt. Feuerbachs Leben ist nicht ohne Konrad Deubler.

Es war eben eine andere Zeit, aus welcher solche Idylle erwuchsen, eine andere Philosophie, welche die Menschen erwärmte

und begeisterte. Man war noch weit zurück, man wandte sich noch nicht an die „gebildeten und gutsituirten Klassen", welchen dann zugemuthet wurde, alles aufzubieten zur „Verbreitung der pessimistischen Doktrin". Man hatte noch die leidige Achtung vor „Allem was Menschenantlitz trägt", man bildete sich noch ein, man „könnte was lehren, die Menschen zu bessern und zu bekehren". Und man ehrte und liebte, wo man es fand, „das Herz, das der Bauer im Kittel trug".

Tempi passati. —

K. G.

I. Periode.

Von 1804 — 1828.

Von der Geburt bis zur Promotion. — Knabe, Jüngling und Eintritt in eine selbständige Existenz.

Ludwig Andreas Feuerbach wurde geboren am 28. Juli 1804, Samstag Nachts $^1/_2$2 Uhr, als vierter Sohn des damaligen Hofraths und Professors Anselm Feuerbach, zu Landshut. Der spätere Adel des Vaters war ein Verdienstadel, und erbte nur auf den ältesten Sohn, den berühmten Archäologen fort. Seine Mutter war eine geb. Mina Tröster, aus Dornburg bei Jena, eine schöne Frau.

Das mir vorliegende Taufzeugniss vom „k. bayrischen Stadt-Pfarramt zum heiligen Jodokus“ zu Landshut besagt ausdrücklich: „nach katholischem Ritus getauft“. Das hätte der P. Ildephons, O. S. B., zu Mariastein wissen sollen, als er dem grossen Ketzer unter dem 11. October 1867 schrieb: „O möchtest du, da du so bist, unser sein!“ (S. den Brief im II. Bde.) Von einer Rebaptisation oder Wiedertaufe ist schlechterdings keine Spur aufzufinden, und so könnte der Katholizismus aus der Taufe der Noth — da kein protestantischer Geistlicher zu haben war — eine Nothwendigkeit der christ-katholischen Bestimmung folgern.

Von 1806—1814 lebte die Familie Feuerbach in München, wo der Vater legislatorisch beschäftigt war. 1814—16 war er zweiter Appellationsgerichts-Präsident zu Bamberg, dann Staatsrath und erster Präsident zu Ansbach bis zu seinem Tode, 1833.

Zu Ansbach absolvirte Ludwig das Gymnasium, den 7. September 1822, lebte aber noch ein halbes Jahr im älterlichen Hause.

Ostern 1823 ging er nach Heidelberg, Theologie zu studiren. Schon das Jahr darauf zog es ihn nach Berlin, wo er von Ostern 1824 bis zum 22. April 1826 studirte, und zwar offiziell Philosophie vom 25. April 1825 an.

Ein Umstand verdient hier Erwähnung: Ludwig bezog in Berlin ein k. bayerisches Stipendium von 800 fl. jährlich, und dennoch musste ihm der Vater noch jährlich 200 fl. zulegen. In Heidelberg liessen sich die 800 fl. wegen der „Nähe der Bergstrasse“, des Fahrens, Reitens und Fechtens (mit Bruch der Rappiere), begreifen; wer aber in den 20er Jahren zu Berlin „trockenes Brod“ ass, „keinen Kaffee“ trank, für monatlich 5 Thaler wohnte, keine Ausflüge und Sprünge machte — wie er das wahrheitsgetreu berichtet —: wohin geriethen dem 1000 fl.? Gewiss hat Ludwig geheime Ausgaben gehabt, die er schamvoll verschwieg; gewiss übte er schon damals das Laster des Wohlthuns und Mittheilens, der Unterstützung von Hülfsbedürftigen, das er in Bruckberg so kräftig fortsetzte. Von Jugend auf war ihm das „Mitleid“ zu wenig, nur die werkthätige Liebe genug.

1826 kehrte er auf ein halbes Jahr nach Ansbach zurück, und ging dann 1827 nach Erlangen, um Botanik, Anatomie und Physiologie zu treiben; er hörte besonders die Professoren Koch und Fleischmann.

1828 promovirte er als Dr. ph. und etablirte sich als Privatdozent an der Universität Erlangen.

Seine Dissertation sandte er nach Berlin an Hegel, mit dem weiterhin folgenden höchst bedeutsamen Begleitschreiben.*)

---

*) Die wort- und buchstabengetreue Kopie dieses Briefes verdanke ich der Güte des Herrn Professor Karl Hegel zu Erlangen.

Briefe.

Ludwig an seine Mutter.

Ansbach, Sonntag d. 22. Oct. 1820.

Liebste Mutter! Freitag den 20. October vor 14 Tagen kamen wir von unserer grossen Reise zurück. Wir gingen über Stuttgart und Tübingen nach Freiburg, wo wir uns 5 Tage aufhielten. Der Karl hatte eine rechte Freude über uns, Karl ist sehr fleissig, ordentlich und sparsam, er trinkt und raucht sehr wenig und macht in der Mathematik grosse Fortschritte. Auch ist er gesund und wird auf Ostern nach Ansbach kommen. Von Freiburg gingen wir in die französische Stadt Strassburg, die über dem Rhein liegt, bis wohin uns Karl begleitete. In Strassburg wurden wir überall ausgelacht und mit Gläsern beschaut, wahrscheinlich wegen unserer altdeutschen Tracht, und weil überhaupt die Franzosen in dieser Gegend die elendsten unter den Franzosen sind. Hier trennten wir uns von Karl und wir wanderten fort und kamen nach Rastadt, Karlsruhe, Speier und dann nach Mannheim, wo wir uns einen Nachmittag aufhielten. Wir gingen auch auf den Kirchhof und sahen die Stelle, wo der brave Sand begraben liegt, welche aber ganz eben ist und nur mit Gras bewachsen. Wir rissen sehr viel Gras ab, wovon ich auch Dir ein wenig schicke, weil doch auch Du den deutschen Jüngling lieb hast. Auch sahen wir Kotzebue's Grab und den Platz, wo Sand erschossen (sic) wurde. Dann gingen wir von hier und über Heidelberg nach Ansbach wieder zurück.

Wie sieht es denn bei Euch in Bamberg aus, seid Ihr doch alle gesund? O schreibt uns bald! O tröste Dich, dass wir nicht

bei Dir waren; es war Gottes Wille! O grüsse mir die lieben Schwestern! Und lebe wohl, gute Mutter! Gott gebe Euch Allen Gesundheit!

Dein treuer, Dich ewig liebender Sohn Ludwig.

Ludwig an die Mutter.

Heidelberg, 1823.

Lass meinen Brief Niemanden lesen, da ich ihn aus Mangel an Zeit nur flüchtig hinwerfen konnte.

Liebe gute Mutter! Möge ich Dich nur ja nicht aufgebracht haben durch das lange Stillschweigen von mir, da mir doch das Viele, das ich seither gesehen und gehört habe, einen so reichhaltigen und unterhaltenden Stoff an die Hand gab; o möge ich Dich nur nicht dadurch erzürnt haben, da ich jetzt immer mehr in der Fremde einsehe, dass der Mensch keine Ursache zu klagen habe, wenn er nur von einem treuen Mutterherzen geliebt wird, schlage ihm auch sonst keines anderen Menschen Herz warm und liebevoll entgegen, und dass man eine Welt entbehren kann, aber keine Mutter.

Erst von meiner Reise also, die ich in Begleitung eines wackeren und lieben Studenten aus Holstein, der wieder in sein Vaterland zurückreiste, machte. Das anmuthige und wegen seines herrlichen Weines, den auch wir uns herzlich gut schmecken liessen, berühmte Rheinbaiern war es, in dem wir die ersten Tage unserer Reise zubrachten. Aber erst die Stadt Kreuznach war ein eigentlich interessanter Ort durch die äusserst romantische Gegend, in der sie liegt, und besonders durch die beiden nahe gelegenen Burgen, die dem Franz von Sickingen gehörten, und die den damals wegen ihrer Freimüthigkeit verfolgten Männern, wie z. B. dem Ulrich von Hutten, sichere Zufluchtsörter waren. Ich kann Dir nicht die eigenthümlichen Gefühle beschreiben, die sich in mir regten, als ich Kreuznach verliess und nun den herrlichen Rhein mit seinen vielen theils zerfallenen, theils noch ganz stehenden Burgen, seinen prächtigen Städten und Dörfern, seinen blühenden Weinbergen und Thälern und lieblichen Inseln erschauen sollte. Wie wurde ich überrascht und gleichsam überwältigt von dem majestätischen Anblicke, als plötzlich der Rhein in seiner ganzen Pracht bei Bingen vor uns lag und in wilder Wuth über die beengenden Ketten, in welche ihn das sich dort ungeheuer nahe zu-

sammenhängende Thal einschmiedet, seine Wogen dahin wälzte. Der Eindruck wurde besonders dadurch noch erhöht, dass gerade jetzt der Himmel, der vorher lauter trübe hypochondrische Grimassen schnitt, sich völlig aufheiterte und mir Alles in der schönsten Beleuchtung sehen liess, wenn auch nur auf ganz kurze Zeit; denn alsbald machte wieder der alte Philister da oben eine so trübselige mürrische Fratze, dass wir uns ohne Weiteres gezwungen sahen, die Wasserpost zu besteigen, die so eben nach Koblenz abfuhr. So sehr ich mich ärgerte, dass ich an den wundervollsten Gegenden des Rheins so schnell vorübersegeln und sie nur wie flüchtige Bilder aus der Vergangenheit betrachten sollte, so herzlich musste ich oft lachen über die bunte und gemischte Welt, die wie in ein Kehrichtfass in das Schiff eingepfropft war, und wie ein aus allen möglichen Lumpen von den verschiedensten Farben zusammengeflicktes Harlequinskleid auf dem ehrwürdigen Rheine dahinschwamm. Denn es befanden sich darinnen Komödianten, deren heroischem Anstand man ansah, dass sie schon oft über Völker und Reiche zu gebieten hatten, während jetzt vielleicht der ganze Glanz ihres Fürstenthums in ein paar blinkenden Kreuzern bestand, und die oft so elephantendickdumme Possen rissen, dass ich in die beunruhigende Besorgniss gerieth, es möchte einmal der ganze Schiffskasten zusammenbersten, wenn noch öfter solche Witze von jenen Theatergenies herabplumpsen sollten; hochmüthige Soldaten, die Tod und Entsetzen in ihren Blicken, den Untergang einer Welt drohten, die selbst aber vielleicht noch keine anderen Strapazen erfuhren, als die Stockprügel des Korporals, und deren Helden- und Siegeszug sich vielleicht noch nicht weiter erstreckt hat, als von der Wiege bis in die Kaserne; arme Schulmeister, auf deren demüthigem Gesichte jedoch die Würde durchschimmerte, mit der sie ihren Herrscherstab über die ganze Dorfjugend ausstreckten; Amtsboten und Kanzelisten, die mit gewichtiger Geschäftsmiene auf jedes Wort genau aufpassten, als müssten sie Alles zu Protokoll nehmen; schmutzige und galante Kaufleute, Studenten aus allen möglichen Himmelszonen, und weiss der Henker noch was für anderes Lumpengesindel. Erst tief in der Nacht bei dem reinsten Mondscheine kamen wir in Koblenz an; wahrlich Kolumbus konnte nicht bei der Entdeckung des festen Landes froher zu Muthe sein, als es mir war, wie ich aus diesem schwimmenden Menageriekasten heraus auf festen Boden trat und in der frisch wehenden Nachtluft noch mit meinem Freunde durch die Gassen dieser uralten Festungsstadt

wandelte, um endlich noch ein Gasthaus zu finden, das sich uns freundlich erschliessen würde, nachdem wir schon an so vielen anderen vergeblich gepocht und gelärmt hatten. Wir sahen uns am andern Morgen in Koblenz um, und bestiegen dann die furchtbare Festung Ehrenbreitstein, die aller feindlichen Macht höhnisch zu spotten und trotzen scheint, aber noch nicht ganz in ihrem Baue vollendet ist, machten uns aber dann bei Zeiten fort, um noch in ein vier Stunden seitwärts im Nassauerlande gelegenes Städtchen zu kommen, wohin uns ein Heidelberger Student zu sich eingeladen hatte. Es waren schöne Tage, die wir im Kreise dieser einfachen und gebildeten Försterfamilie zubrachten; es waren herrliche Abende, wenn wir in den alterthümlichen Zimmern (die Familie wohnt nämlich auf einem alten Schlosse) traulich und friedlich beisammen sitzend, als wären wir alte Bekannte, in ungezwungener Herzlichkeit und Fröhlichkeit über die verschiedensten Gegenstände uns besprachen und bis in die Nacht hinein unsere Gespräche ausdehnten. Die ältere. Tochter des Hauses ist in der ganzen Gegend wegen ihres männlichen Muthes, bei dem sie aber doch den weiblichen Charakter nicht verloren hat, berühmt. Sie geht nämlich oft ganz allein, nur in Begleitung treuer Hunde, in den dortigen ungeheueren Wäldern auf die Jagd, von der sie schon oft die reichlichste Beute nach Hause brachte; denn sie hat es zu einer solchen Fertigkeit im Schiessen gebracht, dass sie selbst den geübtesten Jägern bei Spielen, die der Herzog veranstaltete, zum grössten Aerger und Spott, die Preise abgerungen hat. Dabei versteht sie sich aber ebensogut auf die Anordnung und die Arbeiten des häuslichen Wesens. Wohl mag dieses einfache, schlichte, muthige Mädchen achtungswerther und liebenswürdiger sein, als manche vornehme Dame, die mit erheuchelter Zartheit schon bei dem blossen Namen Pulver in Ohnmacht fällt, und deren schwache Nerven, trotz der Vierschrötigkeit ihrer Rhinozerosgestalt, den gellenden Ton des Jagdhornes nicht vertragen, und die nur in der Stille der Stube an dem quiekenden Mäusetone ihrer weichen Zither sich zu ergötzen vorgibt, während sie doch in miserablen Romanen mit den kläglichsten Rittern und anderen verliebten Abenteurern wüst und wild umherschweift.

Als wir die gute Försterfamilie verlassen hatten, führte uns unser Weg über hohe Berge und durch lange, finstere, dichte Wälder hindurch, die uns nur manchmal eine spärliche Aussicht auf blaue ferne Gebirge und den Rhein erlaubten, der sich wie

ein Silberstrahl durch die Thäler hinzog. Erst nach einer bedeutenden Strecke Weges wurden wir aus diesen finsteren Waldstrichen, diesen Nachtgedanken der Natur, wieder in heitere Gegenden, wie in eine neue Welt versetzt, wo der Rhein wie ein munteres Lied dahin tönte zwischen eng an einander fortlaufenden Bergen, die gleichsam zwei Reihen bildeten von schönen, grossen und kleinen Bauernburschen, welche mit Kränzen und frischem Laubwerk ausgeschmückt, in den mannigfaltigsten Stellungen, mit den verschiedensten Zügen im Gesichte, den munteren Tönen des Liedes aufmerksam zuhören. Wie diesen ganzen Tag über unser Geist sich in der Anschauung und Betrachtung der unendlichen Schöpfungen der Natur verloren und vergessen hatte, so wurde er Abends wieder zu sich selbst gebracht und gesammelt durch unsere Gespräche über religiöse Dinge mit einem alten ehrwürdigen katholischen Geistlichen, den wir in dem kleinen Städtchen Andernach, dem Ruhepunkt unseres heutigen Marsches, trafen. Seine Ansichten über das Christenthum, die nicht mit den gewöhnlichen Vorurtheilen bekleckst, sondern rein aus der inneren Wahrheitsquelle des Menschen geschöpft waren, sprach er auf die einfachste und rührendste Weise aus, und was seinen Worten noch mehr Eingang zum Herzen verschaffte, war sein Aeusseres, seine gebückte Gestalt, die müde des Lebens und sehnsuchtsvoll nach dem Grabe sich hinzuneigen schien, und seine Stimme, die wie eine tiefe Klage aus dem Innersten der Brust heraufklang.

So gerne ich noch mehrere Tage in dem Umgange mit jenem biederen Geistlichen zugebracht hätte, so verliessen wir doch schon in aller Frühe Andernach, weil wir nach dem Aussehen des Himmels am Morgen zu schliessen, einen schönen Nachmittag zu hoffen hatten, den wir auf einem der herrlichsten Punkte des Rheins zubringen wollten; wir mussten ja so mit jedem Sonnenstrahle, den uns der liebe Herrgott schenkte, geizen, um uns damit eine heitere Aussicht zu erkaufen, die uns bisher nur selten vergönnt worden. Wirklich ward auch unsere Hoffnung erfüllt; der ganze Himmel heiterte sich auf, nur noch hie und da hatten einige Wolken ihre leichten, duftigen Gezelte ausgespannt, die wie wachsame, lichte Engel hin- und herschwebten, als wollten sie anderen schwarzen Wolkenteufeln die Thore in das Paradies des reinen Himmels versperren; so traf in glücklicher Weise mit dem schönsten Wetter auch eine der schönsten Gegenden am Rhein, nämlich das alte Rolandseck nebst seinen Umgebungen zusammen. Gestärkt

durch einige Gläser Weins, klommen wir rasch und ungeduldig vor Erwartung den schwer ersteigbaren Berg hinauf, auf dem vor alter Zeit die Burg Rolandseck in vollster Pracht dastand, von der aber jetzt nur noch ein hohes Thor und eine davon auslaufende Mauer übrig ist; aber ich kann Dir sagen, dieses einfache erbärmliche Thor, das sich nur noch mit Mühe aus alten verwitterten Steinen zusammenhält, sagt unendlich mehr, als wenn noch Mehreres von der Burg stünde. Ha! es ist unverkennbar, dass die Zeit nur aus ironischem Hohne und Bosheit dies schlechte Thor stehen liess, damit sie die spätere Affenwelt nur recht bei der Nase herumführen, erst recht neugierig anlocken und dann wie die Ochsen am Berge stehen lassen könnte. Hier ist es, wo einst jener treffliche Jüngling in der reinsten Liebe zur reinsten Jungfrau, aber aus schwerem Grame, dass er sie nie besitzen könne, plötzlich verschied, während jetzt unsere Liebesheroen nicht der innere Seelengram, sondern eine Kugel durch den Kopf aus dem Leben spedirt. — Die Aussicht auf Rolandseck ist über alle Beschreibung bezaubernd. Ernst und langsam, gleichsam in einem tragischen Schritte, wälzt sich der alte Rhein mit seinen wogenden Silberhaaren dicht am Fusse des Berges dahin, und bildet gerade hier eine grosse, herrlich grünende Insel, auf der noch ein altes ehemaliges Nonnenkloster steht, das traulich zwischen Gebüschen und Bäumen hervorblickt. Gerade gegenüber zieht sich das hohe Siebengebirge, das so wunderlich anzieht durch die vielen Märchen und Sagen, welche von den sieben versteinerten Jungfrauen gehen, in einem weiten Halbzirkel hin, und wild und furchtbar starrt der alte verfallene Drachenfels wie ein grosses Todtengerippe aus dem Grabe herüber. Gegen Westen verfolgt man die eine Seite des Rheingebirges bis an ihren Endpunkt, wo man Bonn erblickt und auf der anderen Seite breitet sich vom Siebengebirge her eine unübersehbare Ebene aus. Lange sassen wir oben und blickten hinunter auf das sehnsüchtig heraufschauende Nonnenkloster. Wir waren ganz versunken in der goldenen Zeit jener kindlichen Märchenwelt, und allein der empörende Gedanke, dass das alte Kloster unten schändlicher Weise in eine galante Kneipe verwandelt worden sei, stiess uns immer feindselig aus unserer Traumwelt heraus; so muss halt überall unsere liebe Zeit an die ehrwürdigen Denkmale der Vorzeit ihre verunstaltenden, beschmutzenden Pfoten legen. Es wird wahrlich bald noch so weit kommen, dass man den Kölner Dom zu einem Stall, und Ställe zu Kirchen macht.

Was mir jedoch über Alles auf der ganzen Reise ging, war das uralte Köln, dieses deutsche Rom, wie es sonst genannt wurde, mit seinem prachtvollen Dome, bei dessen Anblicke man vor Staunen wahrhaft zu einer entseelten Büste erstarrt, seinen vielen anderen Kirchen und Klöstern, seiner majestätischen Lage, seinen wunderlichen Gassen und originellen Häusern, die oft wie Betrunkene dastehen und deren sonderbare Bauart einen oft herzlich lachen macht, oft aber durch ihr finsteres, altes, verdächtiges, geheimnissvolles Aussehen wahren Geisterschauer erregen.

Lebe recht wohl, liebe Mutter!

Dein gehorsamer Sohn Ludwig.

Der Vater an Ludwig.

Ansbach, d. 16. Juni 1823.

Ich freue mich sehr, mein lieber Ludwig, dass es Dir in Heidelberg und in Deinen Studien wohl ist. Je ernster Du es mit den Wissenschaften meinst, je früher Du eindringst, je höher Du aufwärts strebst, desto zufriedener und froher wirst Du werden. Aber der Weg in die Höhe ist ziemlich rauh und steil; es bedarf der Geduld und des Muthes.

Wer verzagt, wie es leider Deinem guten Eduard begegnet zu sein scheint, ist in Gefahr stehen zu bleiben und zurückzusinken. Eduard macht mir in dieser Hinsicht grosse Bekümmerniss. Seine und seiner Lehrer Briefe lassen mich fürchten, dass er an seinen Kräften verzweifelt und aus Muthlosigkeit sein schönes Ziel verfehlt. Doch hoffe ich noch, dass er sich wieder findet. Sein Fehler ist nur das Uebermass im Guten, wie mir sein Lehrer schreibt. Durch gänzliche Zurückgezogenheit vom menschlichen Umgange, durch seinen alle Zerstreuung zurückweisenden ununterbrochen anstrengenden Fleiss ist er in Trübsinn und Schwermuth verfallen; Dämonen, die sich mit dem heiteren Geiste der Wissenschaft nicht vertragen. Der Himmel stehe ihm bei, um dieser bösen Geister Herr zu werden; was ich allerdings von ihm hoffe. Du kannst Dir hieran Dein Beispiel nehmen. Nichts übertreibe! selbst nicht das Beste! Fleiss, aber nicht bis zur Erschöpfung. Ernst, aber neben heiterem Sinne.

Den Umgang mit Voss, Paulus und andern solchen würdigen Männern vernachlässige nicht. Solcher Umgang ist nicht bloss

zerstreuend und erheiternd, sondern auch belehrend und bildend. Solche Menschen sind auch Bücher, und zwar lebendige. Gib mir ja, lieber Junge, von Zeit zu Zeit Nachricht über Dein Leben und Treiben, über Deine Studien und Deine Ansichten. Du bist von der Art, dass Du nichts vor Deinem Vater zu verbergen hast, und einen bessern Freund als Deinen Vater findest Du nicht. Anselm wird Dich bald besuchen. Karl ist Professor der Mathematik am Gymnasium zu Erlangen geworden mit 500 fl. Gehalt, und wird diese Woche an den Ort seiner Bestimmung abgehen, — wenn er das Bett verlassen darf; er hat das rheumatische Fieber, das zwar nichts bedeutet, aber doch abgewartet werden muss. Auch die Mutter liegt seit beinahe 8 Wochen zu Bette; doch grösstentheils ohne Schmerzen, und ohne alle Gefahr. Ihre Krankheit ist bloss Folge einer Verkältung. Ich selbst bin erst wieder seit vorgestern von dem Bette aufgestanden, und bin noch nicht ganz so, wie ich sein muss, um mit Ernst meine gelehrten Arbeiten fortzusetzen. Alles Andere im Hause ist wohl. Mutter, Geschwister grüssen Dich von Herzen.

Dein treuer Vater v. Feuerbach.

Ludwig an den Vater.

Heidelberg, 1823.

Lieber Vater! Da ich Dir in meinem letzten Briefe nichts von meinen Kollegien geschrieben habe, so geschehe es diessmal. Gleich das Erste, was ich Dir sage, wird Dich befremden, nämlich das, dass ich bei Paulus nichts mehr höre. Wenn ich ihm auch nur eine gehaltvolle und gediegene Seite abgewinnen könnte, so würde ich gerne alles Andere übersehen, und Fleiss und Aufmerksamkeit verwenden auf seine Vorlesungen, hätten sie auch noch so viel Abgeschmacktes und Absurdes in sich; aber durchaus nicht kann ich ihm auch nur eine Seite abgewinnen, die ihn würdig machte gehört zu werden von Jedem, der noch ein Auge, das sieht, ein Herz, das fühlt, und einen Kopf, der denkt, und noch einen Sinn hat, welcher nur das Wahre will und sucht, nur in dem Elemente des Wahren seine Existenz hat und sich nicht von Lug und Trug bei der Nase herumführen lässt. Beschränkte er sich ausschliesslich auf eine gewissenhafte, treue, gründliche Erklärung der Sprache, selbst ohne alle höhere Beziehung und Bedeutung derselben zu berücksichtigen, nun so würde die Redlichkeit der

Verfahrungsweise mit der Trockenheit derselben einen versöhnen, und man würde sich nicht die Zeit gereuen lassen, die man auf dem Leichenhügel eines solchen Kollegiums, wo man nur die Kadaver der entseelten Worte erblickte, zubrächte, da man ja allein auf dem Trödelmarkt der gelehrten Wortkenntnisse seine staatsbürgerliche Existenz erkaufen kann; allein das ist bei Paulus nicht der Fall. Bei rein historischen Stellen geht er wohl redlich und ohne Schliche zu Werke, und das ist eben kein grosses Verdienst; aber bei solchen, wo er die höchste Unbefangenheit und Gewissenhaftigkeit beweisen sollte, erlaubt er sich wahre Gaunerstreiche und Kniffe, um seine Chimaeren aus ihnen herauszubringen. Sein Kollegium ist weiter nichts, als ein Spinngewebe von Sophismen, die er mit dem Schleimauswurf seines missrathenen Scharfsinnes zusammenleimt; ein Inquisitionsgericht, wo die Sprache unter den Torturen eines spanischen Stiefels in ihrer freien Selbstauslegung gehindert wird; eine Pritsche, wo von dem Korporalstocke seines gewöhnlichen Witzes, den selbst der liebe Himmel keiner Magd hinter ihrer Kuh versagt hat, die armen unschuldigen, wehrlosen Worte so lange geprügelt werden, bis sie, durch die Prügel dazu gebracht, etwas gestehen, was nie in ihrem Sinne lag; eine Schenke, wo er so lange den Stellen gleichsam Schnaps eingiesst, bis sie besoffen umhertaumeln, und er sie dann nach dem, was sie in ihrem Rausche aussagen, den er ihnen selbst beibrachte, unter dem Scheine eines wahren Verfahrens auf hinterlistige Weise erklärt. Allen Respekt vor einem Manne, und wäre es auch ein Bahrdt, der mit unerschrockenem Muthe und freimüthiger Offenherzigkeit Alles, und wäre es auch das Höchste, niederwirft; aber Pfui über den Mann, der auf Schleichwegen umherkriecht, der nicht kühn und muthig ausspricht, wie es ihm ums Herz ist, und vorgibt, er verfahre unbefangen und redlich, während er nur mit Jesuitenpfiffen ans Werk schreitet.

Aber auch abgesehen von der unredlichen Verfahrungsweise bei der Spracherklärung, so weiss ich nicht, warum ich meine Zeit auf ein Kollegium verwenden sollte, wo er oft seine triviale Ansicht vom Christenthum u. s. w., an der man gar nichts zu studiren hat, weil sie keinen Gedanken enthält, der Stoff zum Nachdenken darböte, und an der man nur bei der höchsten Geistlosigkeit Geist finden kann, wie eine vornehme Dame mit dem Flitterstaate der Sophistik ausgeputzt oft Stunden lang vor seinen Zuhörern vorbeipromeniren lässt. Wenn ich Paulus' Ansichten kennen lernen will,

da brauche ich in kein Kollegium zu gehen, sondern nur in die nächste beste Kneipe, da höre ich sie eben so gut und vielleicht noch besser von Leuten, die sie in dummnaiver Herzenseinfalt herausplaudern, ohne, wie der Herr Kirchenrath, die hässlichen Krähengestalten ihrer Ansichten mit der Pfaufeder spitzfindiger Gelehrsamkeit auszuschmücken. Glaube also nicht, lieber Vater, dass ich bei Paulus desshalb nichts höre, weil er mir zu wenig orthodox ist; denn die Nichtigkeit eines blinden, engherzigen, begriffslosen Orthodoxismus habe ich schon längst eingesehen durch den herrlichen, geistreichen Daub, bei dem ich in diesem Semester seine herrliche Dogmatik, die er wöchentlich in 12 Stunden liest, höre, das einzige theologische Kollegium, dass ich jetzt besuche.

Ich kann es bloss der trivialsten Seichtigkeit und Gedankenleerheit, ja der beschränktesten Bornirtheit zuschreiben, wenn man Daub einen Mystiker nennt, ihn, der alle Philosophen mit der grössten Gründlichkeit und dem unermüdlichsten Fleisse studirt, nicht bloss gelesen und auswendig gelernt, sondern in sich selbst gleichsam reproduzirt hat, und der selbst der spekulativste, denkendste Kopf von der Welt ist, der nicht grund- und bodenlos in den Tag hineinschwätzt, sondern Alles aufs tiefste und streng wissenschaftlich begründet, Alles in seiner inneren gesetzmässigen Nothwendigkeit aufs bestimmteste und schärfste nachweist, Alles aus sich selbst heraus in dem klaren Sonnenscheine der Vernunft entwickeln lässt, so dass es in seinem ganzen Umfange klar vor Augen liegt, der nur in dem lichten Reiche des lebendigen Begriffs und Bewusstseins lebt und webt, dem bis in den Tod verhasst ist das dunkle Vorstellungswesen und die unbestimmte Gefühlsspekulation des Mystikers, der z. B. bei der Einleitung in seine Dogmatik bei der sich nothwendig ergebenden Frage noch der Möglichkeit der Erkenntniss Gottes, die ganze kritische Philosophie mit all ihren furchtbaren Katapultengeschützen gegen sich anrücken lässt, aufs kräftigste angreift, und aufs unwiderleglichste widerlegt. Ein Mystiker hebt doch wahrlich nicht so leicht einen Kant aus dem Sattel heraus mit den schwachen dummen Bohnenstangen seiner Gefühle, die abbrechen, sobald sie nur an einen etwas festen Grund stossen, und mit den Hatschierspiessen seiner wenig gründlichen Gedanken, die keine wahren tauglichen Kriegswaffen sind, mit denen er vielmehr nur der äusseren Form nach das königliche Kabinet seines Gefühlssystems beschützt. Ich höre ferner in diesem Semester Kulturgeschichte bei Schlosser und Logik bei Erhardt.

Ich habe jetzt eine neue Wohnung bezogen, die alle Vorzüge hat, welche man nur wünschen mag; sie besteht aus zwei niedlichen Stuben, sie ist nahe am Kollegiengebäude, sie hat den ganzen Tag die Sonne, die Aussicht von ihr geht auf das Schloss und nahe Berge, und was das Schönste ist, sie ist ganz still, ja ich möchte sagen, schauerlich still, so dass es wohl hier heissen kann: „Die Welt hört auf in diesen Mauern, hier ist es still wie ein Geheimniss.“ Dabei sind auch meine Hausphilister gute, redliche, gefällige Leute.

Mögest Du so wohl und gesund leben als es Dein treuer, gehorsamer Sohn Ludwig von ganzem Herzen wünscht.

Ich fühle mich gedrungen, mich in Betreff meines strengen und freien Urtheils über Paulus' Kollegien noch näher auszusprechen, weil es leicht den Schein haben kann, als sei es naseweis, schnippisch, hochmüthig, ja frevelhaft von mir, als einem homo novus in dem Staate der Akademie, als einem Polypen, der in seiner Entwicklung noch schwebt zwischen dem freien lebendigen Leben des Wissens und dem todten Pflanzenleben bewusstlosen Vorstellens und Meinens, kurz als einem ledernen Fuchs in der Wissenschaft, über einen Mann zu urtheilen, der grau geworden ist im Dienste der Wissenschaft, und ein ehrwürdiger Patriarch gegen unser Einen ist. Es mag also allerdings mein Urtheil über einen solchen Mann als die Ausgeburt der höchsten Naseweisheit erscheinen, allein nur bei solchen, die nur unter der Zuchtruthe ihrer feigen Engbrüstigkeit aufgewachsen, Alles, folglich auch die Universitäten, zu einem Zuchthaus konstruiren wollen, die es selbst für die grösste Ehre halten, als Hetzhunde gegen die Züchtlinge dressirt zu werden, die den Despoten auf der Stirne und den Papst selbst als Protestanten immer in der Tasche bei sich führen, um ihn bei der nächst-besten Gelegenheit auf den Thron zu setzen, und wäre es auch auf den Nachtstuhl. Das Verhältniss des akademischen Professors zu seinen Zuhörern ist wahrlich nicht das des katholischen Priesters zu dem blind unbedingt folgsamen Laien, sondern das des evangelischen Geistlichen, in seinem reinsten Sinne aufgefasst, zu seiner Gemeinde; es ist nicht das des grob und unverschämt sich aufdringenden, zwingenden Gebotes zum knechtischen Gehorsam, sondern das des vernünftigen, liebreichen Vorschlages und Rathes zur vernünftigen, aus Freiheit und wahrer Ueberzeugung beschlossenen Befolgung desselben. Das zeigt sich äusserlich schon darin, dass kein Studirender gezwungen

wird, irgend einen Professor zu hören, sondern dass es in seiner Wahl, in seinem Belieben steht, welchen er hören will; alle Wahl aber ist ja nothwendig bedingt durch ein Prüfen und Unterscheiden des Guten und Schlechten, und durch ein sich hieraus ergebendes entscheidendes Urtheil, weil man von Jedem, der die Universität betritt, fordern und voraussetzen kann, dass er wisse, was er zu thun und zu unterlassen habe, und nach diesem seinem innersten Wissen handle. Es zeigt sich selbst in den Benennungen „Vorlesungen“ und „Zuhörer“, die deutlich genug jenes freie ungezwungene, gegensatzlose Wechselverhältniss andeuten.

Aber abgesehen von jenem Aeusserlichen, das Wesen der Akademie, in ihrer Idee aufgefasst, rechtfertigt selbst mich in meinem Urtheile. Absolute Einheit des Wissens mit sich selbst in allen seinen Beziehungen, des Lebens mit sich selbst, und beider mit einander, ist die hohe Tendenz der Universität; wohl Verschiedenheiten, aber keine Gegensätze können auf ihr stattfinden, durch zufällige Mehrheit oder Minderheit von Jahren, Geburt, Reichthum u. s. w. herbeigeführt. Die Wissenschaft allein ist die Göttin, die hier herrscht, vor der Alle demuthsvoll knieen, und die Professoren sind nur die Organe, durch welche die in Aller Herzen glühende Andacht zur Anschauung des Bewusstseins hervorbricht; ein Frevler ist, der an dem Tempel dieser heiligen Jungfrau auch nur vorbeigehen kann, ohne Ave Maria inbrünstig zu beten; aber ein niedriger Knecht der, der vor dem Professor als solchem niederfällt. Da aber die Wissenschaft nicht von aussen her an den Menschen gebracht und erlernt werden kann, da sie oder doch wenigstens die Idee von ihr unmittelbar mit der Vernunft gegeben und folglich nur als ein schon Vorhandenes von Innen heraus entwickelt und zum Begriffe ihrer selbst gebildet werden kann, da der Mensch nicht allein ein moralisches Gewissen hat, das ihn zum Guten treibt, vom Bösen abhält, sondern auch ein intellektuelles Gewissen, das allein das echte Kriterium des Wahren und Unwahren, der untrüglichste Massstab ist, nach welchem er Tiefes und Seichtes, Echtes und Falsches zu unterscheiden und zu beurtheilen weiss, so kann nur Unverstand und krankhafte Geistesschwäche es dem Studirenden verargen, wenn er ein freies Urtheil über die Kollegien fällt, da er ja nicht nach seinem zufälligen Gutdünken und seinen Launen urtheilt, sondern nach der heiligen Stimme seines intellektuellen Gewissens, von der freilich Viele nichts wissen, die Viele nicht befolgen oder gar betäuben.

Ist es ja doch nur die in ihm lebende Idee, welche durch ihn das Urtheil fällt, das vortheilhaft oder unvortheilhaft für den Professor ausfällt, je nachdem sie in dem Professor als ihrem Spiegel wiederscheinend sich verunstaltet oder gar vernichtet, oder ausgebildet und entwickelt erblickt. Ganz anders verhielte es sich freilich, wenn die ganze Universität mit all ihren vier Fakultäten in das Mauseloch der Gelehrsamkeit sich verkröche, die ihre Gefrässigkeit nur an den ekelhaften Speckklumpen todter Wort- und Sachkenntniss befriedigt, welche sie von der Oberfläche, von dem Leibe der Gegenstände gierig abnagt, wenn sie bloss an den leblosen Buchstaben und Büchern herumkieferte und in diesem lumpigen Mausewinkel ihre Heimath, ihr Leben und Wesen suchte. Denn da die Kenntnisse erst durch viele Erfahrungen erworben, zusammengescharrt und zusammengehamstert werden müssen, da es nicht gar so geschwinde und leicht geht, bis man allen Geist aufgibt, um in solchem geistlosen Zeug Geist zu finden, und viele Jahre dazu erfordert werden, so kehrt sich natürlich jenes ganze Verhältniss um; was soll so ein armer Jüngling, der noch weiter nichts hat, als die gesunde Vernunft, dazu sagen, wenn so ein Hamster, so ein Ungeheuer, das ganz aus Buchstaben und Worten komponirt ist, auf dem Katheder steht und das ganze Kehrichtfass, den vollen Nachttopf seiner gelehrten Schnurrpfeifereien ohne Gnad' und Barmherzigkeit über ihn ausschüttet? Da vergeht ihm natürlich Hören und Sehen, da wird alles freie Urtheilen weggespült, und er nolens volens von dem Strome blindlings fortgerissen.

Doch ich will Dich nicht länger, guter Vater, mit meinem langweiligen, breiten und faden Geschwätze belästigen; denn ich verderbe Dir am Ende so durch diesen meinem Brei den Appetit zum Mittagsessen. Du weisst schon selbst, was Du von meinen derben Aeusserungen und Urtheilen über Paulus' Kollegien zu halten hast, die mich bestimmen, nun und nimmermehr etwas von ihm zu hören.

Ludwig an den Vater.

Heidelberg, den 8. Januar 1824.

Lieber Vater! Ich nahe Dir in diesem Briefchen mit einem Wunsche, den ich schon längst in meiner Seele schüchtern verbarg, aber jetzt durch das Näherrücken der Zeit, wo er realisirt werden soll, wenn er es darf, nicht mehr länger verbergen kann; mit einem Wunsche, der nicht aus kindischen und zufälligen Launen, aus

grund- und gedankenlosem Faseln, sondern aus ruhiger Ueberlegung der Sache, ja aus der Sache selbst, die er betrifft, hervorgeht, und zu dessen Erfüllung, da ihm keine wesentlichen Punkte und Vernunftgründe entgegenstehen, ich wohl keine Hekatomben von Gebeten zu Dir emporzuschicken vonnöthen haben werde. Ich wünsche nämlich zu Ostern Berlin, als den zweckmässigeren und geeigneteren Ort für meine weitere theologische und allgemeine Geistesbildung beziehen zu dürfen, und ich bitte Dich daher, guter Vater, inständigst um die Erlaubniss dazu. Du weisst schon aus meinen früheren Briefen, dass hier Daub der einzige Mann ist, der mich ganz befriedigt, mich völlig in Anspruch nimmt und mit ganzer Seele fesselt, und das mit Recht, da er, ohne Uebertreibung, allen und jeden Forderungen, die man nur immer an einen akademischen Lehrer stellt, aufs vollkommenste entspricht. Allein da ich im vorigen Semester nebst der theologischen Moral bei ihm sein geistvolles Kollegium über den Ursprung des Bösen hörte, und in diesem seine Dogmatik höre, die sein gehaltvollstes und gediegenstes Kollegium, unstreitig die Krone aller seiner Bemühungen, der Centralpunkt und Inbegriff seines ganzen geistigen Lebens und Webens ist, gleichsam die Essenz seiner Vernunft; wie würden mich die weniger bedeutenden Vorlesungen, die er im folgenden Semester halten wird, die Einleitung in die Moral und die Encyclopaedie der theologischen Wissenschaften unbefriedigt lassen, da sie auch bei dem geistreichsten Manne nothwendiger Weise, ihrem Gegenstande und Inhalte nach, weniger geistvoll und lehrreich sein müssen als seine Dogmatik? Was soll ich allein zweier Kollegien wegen, die weniger dem Denken und Spekulativen, als der Gelehrsamkeit, worin gerade Daub nicht sehr zu Hause ist, Stoff darbieten, länger hier verweilen? Was soll ich hier anfangen und treiben, wenn ich auch diesen einzigen Haltpunkt meines hiesigen Lebens verloren habe und ausser ihm sonst Niemanden hier habe, der einen wahrhaft wirksamen Einfluss auf meine weitere Entwickelung und Ausbildung üben könnte? Denn Paulus ist, wie ich Dir schon geschrieben, in seiner Exegese unerträglich; seine Kirchengeschichte, die Du mir durch Fritz zu hören angerathen hast, ist nicht viel besser. Auch in ihr kann der liebe Mann nicht lassen, seine Weisheit in subjektiven Meinungen, wo sich nur Gelegenheit dazu darbietet, aufzutischen und seine Zeit darauf zu verwenden, um grossartige Gedanken und Lehren aus psychologischen gemeinen Gründen, aus dem Magen u. s. w. ab-

zuleiten; warum nicht lieber z. B. eine Prädestinationslehre (sit venia verbo) aus dem Hintern?

Wenn ich eine Vorlesung über Kirchengeschichte besuche, so will ich auch Kirchengeschichte hören, nicht die Meinungen dieses oder jenes Herrn, der sie vorträgt; unter den erhabenen Ruinen vergangener Jahrhunderte will ich wandeln, aber nicht unter den Kartenhäusern von Hypothesen und subjektiven Ansichten, die man wohl Kindern zum Spielzeug in die Hände geben mag, aber nicht Studirenden. Man stelle doch nur rein objektiv die Facta, sei es in Handlungen oder im Glauben hin, wie sie sich aus sich selbst ergeben, sich nothwendig bedingen und abstossen, und sich gegenseitig Tod oder Leben bringen; dann erklärt die Geschichte sich durch sich selbst und in sich; sie bedarf dann keines fremden Kommentators. Um die Grösse, Erhabenheit und Schönheit des Kölner Domes einzusehen, braucht man wahrlich keinen Häuser-, Strassen- und Brückenbaumeister bei sich zu haben, der Einen auf Alles aufmerksam mache. Ferner: der einzige Philosoph ist hier Erhardt; allein dieser ist ein Philosoph dem Namen, nicht der That nach, wie die römischen Könige Könige waren nomine, aber nicht re. Er hat zwar oft gute und schöne Gedanken, aber alle sind bei ihm arme Waisenkinder und grinsen sich an wie Hunde und Katzen, statt dass sie in eine Liebesflamme zerfliessen und sich dem einen Urgedanken, der bei einem Philosophen durch alle seine Werke und Produkte als der heilige Geist und Träger des Ganzen hindurch wehen muss, aufopfern sollten.

Wie vortheilhaft wäre es daher für mich, nachdem ich das Vorzüglichste bei dem herrlichen Daub gehört habe, und gehört nicht bloss mit den äussern Ohren, sondern mit den inneren Ohren des Geistes und ungetheilter Seele, zu Ostern meine angefangene Bahn in Berlin fortzusetzen, dort, wo nicht wie hier unter vielen fruchtlosen Gesträuchen und Dornen ein einziger Baum steht, von dem man die Früchte der Erkenntniss und Wissenschaft pflücken kann, sondern wo ein ganzer Garten voll blühender Bäume ist, die dem müden Wanderer, der hier von der paulinischen Aufklärung fast den Sonnenstich bekommt, und bei der Seichtigkeit so mancher anderer Herren, nach geistiger Erquickung lechzt, in ihre kühlenden Schatten aufnehmen und mit ihren Früchten laben; dort, wo fast jede einzelne Disziplin von ausgezeichneten und berühmten Männern gehandhabt wird und die Theologie tüchtige Werkzeuge zu ihrer Verwirklichung in allen ihren Theilen und Zweigen hat;

dort, wo ich das lebendige Wort des Geistes nicht allein vom Katheder, sondern auch von der Kanzel herab vernehmen kann, die ein Schleiermacher, anerkannt der grösste geistliche Redner seiner Zeit, dort besteigt. Wo habe ich wohl besser Gelegenheit eine gediegene Exegese zu hören, als dort, wo Marheinecke, Strauss und der grosse Schleiermacher lehren? Und Kirchengeschichte, welche dort der bekannte und geschätzte Neander vorträgt? Lauter Kollegien, die dem Theologen äusserst nothwendig sind und nach denen ich auch schon längst sehnlichst verlangte. Die Philosophie ist in Berlin wahrhaftig auch in anderen Händen, als hier. Abgesehen davon, dass ich selbst von ganzem Herzen wünsche, in das Studium der Philosophie eingeweiht zu werden, so ist es ja auch von der Regierung vorgeschrieben, philosophische Kollegien zu besuchen, und wenn es einmal sein muss, so ist es gewiss besser wahre, nicht bloss sogenannte philosophische Kollegien zu besuchen, damit man doch nicht an einem leeren Namen ohne Inhalt seine Zeit verschwendet.

Glaubst Du vielleicht desswegen, dass sich in Berlin mehr Gelegenheit und Anregung zu wilden und rauschenden Vergnügungen, zu einem ausschweifenden und liederlichen Leben darbietet, mir die Erlaubniss versagen zu müssen, so kann ich Dir versichern, und Du weisst es ja selbst, dass ich nie ein Freund von rauschenden Vergnügungen war, noch es auch jetzt bin, und Veranlassungen zur Liederlichkeit gibt es ja überall, die braucht man nicht erst in Berlin zu suchen. Der Teufel quartirt sich nicht bloss an Höfen, sondern auch in Städtchen und Dörfern ein; aber der Mensch, der etwas Anderes im Herzen und Sinne trägt, als das gemeine Leben und Streben, wird auch mitten durch die Hölle unbeschadet gehen; was sie ihm abzwingt, ist bloss höhnender Spott über sie. Dort wie hier wird mein enges einsames Stübchen die grosse und weite Welt sein, in der ich mich bewege und ein liebender Charon mich aus dem Lande der fröhlichen Lebendigen in das stille Todtenreich der Bücher übersetzen; dort wie hier werde ich mein armes, trockenes Abendbrot allein für mich verzehren, statt in durstigen Gesellschaften zu schwelgen, und kaltes Wasser wird mein sprudelnder, feuriger Champagner sein; dort wie hier wird die Streusandbüchse das Füllhorn meiner vielen und grossen Lustbarkeiten, und die Tinte der Burgunder, wenigstens für meine Feder, sein.

Lieber Vater! ich bitte Dich noch einmal recht herzlich, erfülle diesen Wunsch, der bloss rein und allein aus dem Drange nach

meiner Wissenschaft, die ich wohl in keinem besseren und herrlicheren Zustande als in Berlin treffen kann, hervorgeht, und lasse sobald als möglich das erfreuliche „Ja“ — oder traurige „Nein“ mir zu Ohren kommen.

Dein treuer und folgsamer Sohn Ludwig Feuerbach.

Ludwig an den Vater.

Berlin, den 21. Apr. 1824.

Lieber Vater! Schon seit mehreren Tagen bin ich in Berlins öden Sandsteppen angekommen, überdrüssig des Nomadenlebens, das ich durch meine Reise bisher führen musste, und mich glücklich preisend, in der Periode der Menschheit zu stehen, wo sie in festen Hütten wohnt und eine sichere Stätte hat, wohin sie ihr Haupt legen kann. Nicht leicht war ich wohl nach einer Reise froher, in dem Hafen der Ruhe angelangt zu sein, als nach dieser; denn das ewig veränderliche Wetter, die schmutzigen und wässerigen Wege, das Waten durch den oft sehr tiefen Schnee, die ihres Schmuckes noch gänzlich entblösste Natur und die auch an sich schon meist uninteressanten Gegenden (die Städte, die ich sah, ausgenommen), waren nicht dazu geeignet, die Reise nur einigermassen angenehm zu machen und das Verlangen zu unterdrücken, sie sobald als möglich beendigt su sehen. Es stürmte und regnete bisweilen so heftig, dass wir nolens volens, und wider das gewaltige Veto des Beutels, in einer Kutsche unseren Zufluchtsort suchen mussten. Ebenso war ich nicht minder froh, als ich nach vielem Hin- und Herrennen, Fragen und Suchen endlich in Berlin eine ziemlich angenehme Wohnung fand, nämlich in der Mittelstrasse, No. 30. Die Strasse ist eine der ruhigeren, die Wohnung ziemlich billig im Vergleich zu anderen, sie kostet nämlich 5 Thaler monatlich.

Die Kollegien, ob sie gleich schon als am 20. April angehend ausgeschrieben wurden, beginnen erst den nächsten Montag. Ich bin gesonnen, wogegen auch Du lieber Vater nichts einzuwenden haben wirst, dieses Semester hauptsächlich der Philosophie zu widmen, um mit desto mehr Nutzen und Gründlichkeit den vorgeschriebenen philosophischen Kursus grösstentheils in diesem Kurse zu vollenden. Ich höre daher Logik und Metaphysik und Religionsphilosophie bei Hegel, dessen Studium mir sehr erleichtert wird durch Daubs unvergessliche Kollegien, durch seine gedrängte, aber zugleich klare und umfassende Darstellung

der Hegel'schen Philosophie, auf welche ihn die Art und Weise, wie er die Theologie behandelt, nothwendig in seiner Dogmatik führte. Ausserdem werde ich noch eine oder mehrere exegetische Vorlesungen hören, entweder das Buch der Weisheit, oder die Exegese der Apokalypse.

Ich freue mich unendlich auf Hegel's Vorlesungen, wiewohl ich desswegen noch keineswegs gesonnen bin, ein Hegelianer zu werden, wie vor Kurzem ein Theologus, dem der Generalsuperintendent schon zentnerschwer im Kopfe lag, und auf der Nase wie ein Dukatensch...... sass, daraus, dass ich zu ihm sagte, ich wolle bei Hegel hören, den hochwohlweisen, reichsstädter Schluss zog: „Also wollen Sie ein Hegelianer werden". Man kann ihn ja hören, und zwar mit Fleiss, Anstrengung und Aufmerksamkeit, ohne desshalb als Zoll- und Mauthdefraudator des allgemeinen menschlichen Verstandes, der ja gewöhnlich den Hegelianern abgesprochen wird, in seine Schule hinüber zu passiren, in der freilich Viele, wie der einäugige Cyklope die Galathee, die Weisheit, statt sie durch zärtliche Liebeserklärungen zu gewinnen, verlieren.

Die Erlaubniss von der Regierung, dass ich hier studiren darf, brauchst Du mir nicht zu schicken; hier wird nicht im Mindesten darnach gefragt.

Wenn ich völlig eingerichtet und mit meinen Kollegien vertraut geworden bin, so werde ich Dir ausführlicher von Allem, was Dich etwa interessiren kann, schreiben. Nimm also einstweilen, lieber Vater, mit diesen wenigen Zeilen gütigst vorlieb. Ihr seid doch Alle recht wohl? O, grüsse mir Alle recht herzlich. Möge ich doch recht bald einen Brief von Euch bekommen!

Lebe recht wohl. Dein folgsamer Sohn

Ludwig Feuerbach.

Ludwig an den Vater.

Berlin, den 24. Mai 1824.

Lieber Vater! Den herzlichsten Dank für Deinen theuern Brief, der zu keiner gelegeneren Zeit hätte kommen können, als gerade heute; denn gestern erhielt ich durch Schmidt, dem Eduard geschrieben, die bestürzende Nachricht von Karl. Den geliebten Bruder in die traurigste Lage versetzt zu wissen, die Seinigen in trostloser Betrübniss darüber versunken zu glauben, und sich selbst so weit entfernt und abgeschlossen von aller regen und thätigen

Theilnahme an ihren Bekümmernissen zu sehen, Du kannst Dir denken, wie das Alles mich tief erschütterte. Wie willkommen war mir daher Dein Brief, der mir die süsse Gewissheit gab, dass die Meinigen ausser Sorgen sind und auch mir Euere beruhigende Hoffnung, Karl bald wieder befreit zu sehen, einflösste. Möge sie nur recht bald von dem gutem Geiste erfüllt werden; ist ja nichts unerträglicher und erschrecklicher für den Menschen, als seinen Nächsten leiden zu sehen und dabei seine Hände in den Schooss legen zu müssen, und nur diesen armen Trost zu haben, sich mit dem Leidenden mitleidend zu wissen. Doch wie gesagt, Euere Hoffnung soll die meinige sein, Gott wird sie nicht täuschen, nicht zulassen das Schrecklichste was uns treffen könnte, dass Karls Lage bleibt, wie sie jetzt ist; denn unertragbar ist eine Trennung, die der Menschen Willkür, nicht Gott verursacht. Das Grab ist keine Kluft zwischen liebenden Herzen, wohl aber die kalte Mauer des Kerkers. —

Vier Wochen zwar dauern erst meine Kollegien, allein ich bin überzeugt, dass schon diese wenigen Wochen mir mehr genützt haben, als es vielleicht vier Monate in Erlangen, oder sonst auf einer anderen Universität gethan hätten. Vieles, was mir bei Daub noch dunkel und unverständlich war, oder nur zufällig hingeworfen und isolirt für sich erschien, habe ich jetzt allein schon durch die wenigen Vorlesungen Hegel's durchschaut, und wie ich wenigstens glaube, in seiner Nothwendigkeit und seinem innern Zusammenhange erkannt, den Samen, den Daub in mich legte, vor meinen Augen merklich sich entwickeln gesehen. Dass ich mir hiermit keine Elogen machen will, davon wirst Du selbst überzeugt sein; mir selbst Weihrauch zu streuen, ist wahrlich nicht meine Sache, und ich habe es auch gar nicht nöthig. Es ist übrigens ganz natürlich und in der Ordnung, dass, wenn man durch irgend einen Mann, etwa wie Daub, vorbereitet und im Denken geübt, mit einem inneren Seelenzuge nach der tieferen Einsicht in den Urgrund aller Dinge zu Hegel kommt, dass man dann schon in wenigen Stunden den mächtigen Einfluss seiner tieferen Gedankenfülle verspürt. Wird doch selbst derselbe Felsenblock, den das schwache Herabträufeln einer Dachrinne viele Jahrhunderte hindurch nicht erweichend durchdringt, schnell von den reissenden Fluthen eines Stromes aus roher Gestalt zu einem schönen Becken gewölbt; und ich bin doch gerade kein roher Steinblock, nicht wahr, lieber Vater? Hegel ist in seinen Vorlesungen bei weitem nicht so undeutlich, wie

in seinen Schriften, ja ich möchte sagen, klar und leichtverständlich; denn er nimmt sehr viel Rücksicht auf die Stufe der Fassungskraft und Vorstellung, auf der seine meisten Zuhörer stehen; übrigens — und das ist das Herrliche in seinen Vorlesungen — selbst wenn er die Sache, den Begriff, die Idee nicht in ihr selbst, nicht rein und allein in ihrem eigenthümlichen Elemente entwickelt, so bleibt er doch immer streng in dem Kerne der Sache, holt nicht meilenweit Proviant etwa für ein passendes Bild herbei, sondern zeigt den Gedanken nur in der anderen Gestalt und Weise seines Erscheinens, und weist ihn im ersten unmittelbarsten Bewusstsein des Menschen und gewöhnlichen Lebens nach, wie er auch hier ist seinen wesentlichen Bestandtheilen nach, aber nur in einer anderen Form; so dass man bei ihm in dem Begriffe die Anschauung und in der Anschauung den Begriff bekommt. Ausser Hegels Vorlesungen höre ich noch „Einleitung ins A. T." und „Erklärung der Apokalypse" bei zwei jungen Professoren, die aber recht gut lesen, und weil es mir gerade gelegen fällt und bloss aus 2 Stunden wöchentlich besteht, die „Farbenlehre nach Göthe" bei Henning, der diesen Theil der Physik ganz philosophisch vorträgt. Bei Schleiermacher und Marheineke höre ich für dieses Semester noch nichts, weil ich mich sonst zu viel vertheilen müsste.

Hitzig lässt sich Dir vielmals empfehlen und danken für Deinen Brief. Da ich gar nichts davon wusste, dass Du mich in dem Briefe, den Du Heidenreich gabst, empfohlen hattest, war ich um so mehr überrascht, als er mich sogleich mit Heidenreich, ohne dass ich ihn vorher besucht oder gesprochen hätte, zu sich auf einen Abend einlud. Zum erstenmale zu einem grossen berliner Thee eingeladen zu werden, ist keine Kleinigkeit, zumal da weit und breit die Ansprüche bekannt sind, die an Einen gemacht werden, der in diese Mysterien treten will, nämlich dass er sei Poët, Schriftsteller, Künstler, Philosoph, kurz in Allem Stümper; aber ich bin bekanntermassen weiter nichts, als ein armer Theolog, und wollte daher, um in einem berliner Thee doch vernünftig aufzutreten, mir vorher aus der Leihbibliothek einige Romane, Almanache oder Journale holen, damit ich einige poetische, hohle, bombastische Phrasen und Worte in petto hätte, die dann von Zeit zu Zeit wie süsse Lindenblüthen herabfielen unter den sanften Zephyrshauchen einer Theetasse, sanft geröthet von der Morgenröthe Beifall äussernder Damenlippen, und sich spiegelnd in dem blauen Himmelsgewölbe poetisch verzückter Augen; aber wenn ich auch

wirklich, wie ich zuerst wollte, solche Anstalten und Präparationen getroffen hätte, um auf der Eselsbrücke poetischer Ausdrücke die brausenden Fluthen des Thees glücklich zu passiren, so wäre es doch umsonst gewesen; denn Hitzig ist ein höchst einfacher, schlichter und gebildeter Mann, wie auch der ganze Kreis, der damals versammelt war und zum Theil aus bekannten Männern bestand, wie z. B. von Chamisso, der mit Kotzebue die Welt umsegelte. —

Von meiner Reise weiss ich Dir nichts zu erzählen, als dass ich mich in Göttingen entschloss, über Jena zu gehen. Ich hielt mich aber bloss zwei Tage dort auf. Die Verwandten sind alle recht wohl und gesund; ich war recht vergnügt daselbst. Tief gerührt ging ich oft durch die Gassen, denkend, wie Du oder Grossvater durch sie einst gewandelt seid. Wenn Ihr etwas von unserem guten Karl erfahrt, so schreibt es mir recht bald. Lebe recht wohl.

Dein treuer, gehorsamer Sohn Ludwig.

Ludwig an den Vater.

Berlin, den 6. July 1824.

.... An Trinkgelage, an Duelle, an gemeinschaftliche Fahrten u. s. w. ist hier gar nicht zu denken; auf keiner anderen Universität herrscht wohl solch' allgemeiner Fleiss, solcher Sinn für etwas Höheres als blosse Studentengeschichten, solches Streben nach Wissenschaft, solche Ruhe und Stille, wie hier. Wahre Kneipen sind andere Universitäten gegen das hiesige Arbeitshaus. Wäre aber auch das Gegentheil von dem eben Gesagten hier zu finden, so würde mich doch das blutwenig anfechten; denn ich habe in den wenigen Monaten meines ersten Semesters in Heidelberg, in welchen ich mehr Umgang mit Studenten pflegte, ihr Treiben und Leben schon vollauf satt bekommen, und die Wissenschaft, die hier in der höchsten Blüthe steht und ihr inneres inhaltsvolles Wesen dem der Lust hat, aufs Genügendste erschliesst, nimmt mich so in Anspruch, dass ich für nichts Anderes leben, denken und nichts Anderes betreiben mag, als sie, und die Gelegenheit, mich wissenschaftlich auszubilden, recht zu benützen strebe. Denn es kommt die Nacht, da Niemand wirken kann. Mein ganzes Leben ist daher auf die Stube beschränkt und in ihre vier Mauern eingeengt; mein Weg erstreckt sich nicht weiter, als in das Kollegiengebäude und eine Speiseanstalt, wo Kommen, Essen, Fortgehen ein Akt ist, und, was aber selten geschieht, zu Heidenreich oder

Schmid, oder zum Herrn Oberfinanzrath, oder Kriminalrath Hitzig. Da siehst Du, lieber Vater, wie eng der Umkreis ist, in dem ich mich bewege, und wie ich von Allem entfernt lebe, was nur im Geringsten mir Anlass geben könnte, mich zu übereilen oder in ein verdächtiges Licht zu setzen, so dass Du also aller Besorgnisse hinsichtlich meiner überhoben sein kannst. Lebe recht wohl.

Dein folgsamer, treuer Sohn

Ludwig Feuerbach.

Herzliche Grüsse an Alles im Hause.

An Denselben.

August 1824.

.... Auf die unschuldigsten, unbedeutendsten Erholungen, denen zu huldigen auch der ängstlichste Moralpedant, der auch nur einigermassen nach Lebensheiterkeit verlangt, sich kein Gewissen machen wird, habe ich gar nichts verwandt, mich von allen Seiten eingeschränkt und Allem entsagt, was selbst ausser den selbst dem Bettler nothwendigen Bedürfnissen die Gesundheit und das physische Leben erhalten und fördern kann; mein Morgen- und Abendessen ist trockenes, dürres Brod, und mein Mittagsessen besteht aus einer Portion Fleisch und Gemüse, das in einer Restauration nach Berliner Art, d. h. kraft- und saftlos, gekocht ist. Wahrlich, lieber Vater, wenn man in einer Stadt, wie Berlin, wo einem selbst der selige, stärkende Blick auf eine schöne Gegend versagt ist, wo man die Natur nicht etwa bloss aus dem Gesichte, sondern auch aus dem Herzen verliert, und sich nie gedrungen fühlt zu dem Ausspruche: „O wunderschön ist Gottes Erde!“, und so ferne von den Seinigen und allen, auch geringsten Erheiterungen ist, die Beschränkungen seiner physischen Existenz auf die äusserste Spitze treibt, wird's Einem schwül ums Herz. Du glaubst vielleicht, dass im Hintergrunde dieses Klageliedes ein Wunsch verborgen liegt, in den Ferien, die jetzt bald, ungefähr in drei Wochen, beginnen werden, eine Reise zu machen; allein daran habe ich nicht im Entferntesten einen Gedanken, ich habe nicht das geringste Verlangen nach einer Reise. Nein, ich will die Zeit nur zum ununterbrochensten Studium verwenden, aber eben dazu wünschte ich mir einige Erleichterung meines armen äusserlichen Lebens. Wenn ich nur dazu etwas habe, dass ich den bei meinem vielen Sitzen unentbehrlichen Kaffee trinken und hie und da etwas besser zu Nacht essen kann. Da ich ja noch auf eine bairische Universität muss und

es auf diesen fast um die Hälfte wohlfeiler zu leben ist, als auf einer auswärtigen, so kannst Du dann Alles ja wieder hereinbringen. Verzeihe meine Bitte. Du und Alles im Hause ist ja doch gesund und wohlauf? Grüsse Alles aufs herzlichste. Lebe wohl, lieber Vater!

Dein gehorsamer Sohn Ludwig.

Der Vater an Ludwig.

Ansbach, den 15. August 1824.

Mein lieber Ludwig! Habe ich mit Angst und Bekümmerniss und unter mancherlei trüben Ahnungen, die so ziemlich der Wahrheit nahe kommen, Dein Zeugniss erwartet, so habe ich dieses gestern unter den bittersten Empfindungen der tiefsten Indignation erhalten. Was ist das für eine Zeit, wo ein Jüngling, sei er auch noch so brav, lebe er auch noch so unschuldig, bloss auf sich und seine Wissenschaft zurückgezogen, zeige er auch besiegelte, öffentliche Urkunden über sein rechtliches, untadelhaftes, sogar musterhaftes Betragen vor, — gleichwohl noch durch alles dieses gegen die Anfechtungen und Verfolgungen der Späher nicht gesichert ist? Du verdienst übrigens meinen Dank, dass Du edelmüthig genug gesinnt warst, um dem Vater, dessen Haupt ohnedies durch mancherlei schwere Lasten niedergebeugt ist, von jener, man darf wohl sagen, unerhörten Vorfallenheit nicht eher etwas mitzutheilen, bis sich zu Deinem Vortheile aufgeklärt hatte, was freilich schon von Anfang an klar genug war. Was Du unterdessen magst ausgestanden haben, begreife ich wohl und beklage Dich von Grund meines Herzens. Suche jetzt die Kränkung, welche Dir widerfahren, so gut als möglich zu vergessen, und lasse sie Dir nur dazu dienen, um Dich in Deinen guten Vorsätzen zu bestärken. Dass diese nie wanken werden, traue ich Dir vollkommen zu. Du hast die Annehmlichkeiten der Wissenschaften gekostet und hast an Dir den Ernst des Lebens erfahren. Und dieses ist wahrlich gerade jetzt in seinem Ernste so finster, dass Derjenige halb toll sein müsste, dem es einfiele, sich mit ihm einen Spass machen zu wollen.

So gut auch Dein Zeugniss lautet, so ist mir es doch sehr verdriesslich, dass darin nur zwei Kollegien bezeugt sind. Das gibt Anmerkungen, die nicht zu Deinem Vortheile ausfallen. Ein Student, der nicht wenigstens 4 Kollegien hört, wird, zum Theil nicht ohne Grund, wie ein blosser Dilettant betrachtet. Du hättest also wohl die Mühe, das Kollegium über die Einleitung in das neue Testament Dir bezeugen zu lassen, nicht versäumen sollen. Ich fürchte sehr,

dass die Unterlassung unangenehme Folgen hat. — Ueberhaupt kommt es mir so vor, als studirtest Du nicht ganz planmässig, und berechnetest nicht genug die grosse Zahl der Kollegien, worüber Zeugnisse vorliegen müssen, mit der Zeit, welche Du auf den Universitäten, besonders zu Berlin zubringen darfst. Von den Haupt- und Grundkollegien — Kirchengeschichte, Dogmengeschichte u. s. w. — hast Du noch keines gehört. Und ob die Offenbarung des mystischen Johannes vor andern Büchern des alten und neuen Testamentes in dem Kurs eines studirenden Theologen den Vorzug verdient, scheint mir sehr problematisch. Karl wird Dir den Plan zu den Kollegien, welche man von einem Baiern fordert, der zum theologischen Examen zugelassen werden will, hoffentlich mitgetheilt haben.

Ich sende Dir hiermit, so schwer es mir auch fällt, als Zulage zu Deinem Wechsel, eine Anweisung auf 100 fl., da ich auch von anderen Orten her erfahren, wie theuer es in Berlin zu leben ist. Mehr als 200 fl. jährlich bin ich aber Dir zuzulegen ausser Stande. Sobald es Zeit ist, sende ich Dir Deinen Wechsel auf das nächste halbe Jahr mit 400 fl., und dann sobald Du mir meldest, dass Du es nöthig hast, noch 100 fl. Zulage.

Anselm hat zu München sein Examen mit grossem Ruhme bestanden.

Mit dem armen Karl steht es noch wie bisher. Eduard verlässt diesen Herbst Göttingen — und wird nach Heidelberg gehen.

Gott sei mit Dir und erhalte Dir die Kraft zu allem Guten und Edlen, damit Du dereinst zur Freude Deines Vaters, der nur noch glücklich ist in dem Glücke seiner Kinder, wieder hieher zurückkehrst. Mit inniger Liebe Dein treuer Vater A. v. Feuerbach.

Grüsse mir von Herzen die beiden würdigen Männer Dürr und Hitzig, und danke ihnen einstweilen in meinem Namen für alles, was sie durch Rath und That Dir Gutes geleistet haben. Versäume ja nicht, diese trefflichen Bekanntschaften Dir zu erhalten! v. F.

Ludwig an die Mutter.

Berlin, den 2. Okt. 1824.

Theuerste Mutter! So äusserst selten kommen Briefe von mir an Dich, dass es fast nöthig scheint, statt dessen, was gewöhnlich den Inhalt eines Briefes ausmacht, nur mit Entschuldigungen, warum ich so selten schreibe, das Papier anzufüllen . . . Wo soll

ich aus der Einförmigkeit meines Lebens Dich interessirende Seiten herausheben? ich müsste denn, — und dafür würdest Du Dich wohl sehr bedanken — das Pfauenrad meiner geringen Gelehrsamkeit schlagen und Dir erzählen von geschundenen und gebratenen Ketzern und Sekten, von hirnverbrannten Doktoren und Magistern, von den Stiergefechten und Prügeleien der Theologen, die nicht die Vernunft, sondern die Polizei beendet, überhaupt von den abenteuerlichen, eulenspiegelischen Leben, Thaten und Schicksalen meiner theueren Herrn Kollegen. Daher Du Dich auch diessmal, liebe Mutter, ob ich Dir gleich zum erstenmale schreibe, mit dem Wenigen begnügen magst, was ein paar Seiten enthalten werden.

Der freilich traurige Fall, der mich verflossenen Sommer traf, war rein zufällig, und dergleichen wird und kann sich wohl schwerlich wiederholen. Der billige Student, der keine Hirngespinnste im Schädel trägt, die er verwirklicht sehen möchte, wird nie klagen können über Strenge und Härte und Eingriffe in seine vernünftige, rechtmässige Freiheit; denn eine zügel- und schrankenlose hat er wahrlich nicht vonnöthen, und wird ihm die nicht gestattet, so ist es recht und billig. Ich möchte fast lieber ein Preusse, als ein Baier sein. . . . . . .

Fritz an Ludwig Feuerbach.

Ansbach, den 3. Februar 1825.

Lieber Ludwig! Wie hast denn Du das neue Jahr begonnen? Die Deinigen hier haben das alte Jahr in Trauer und Leid beschlossen und in Trauer und Leid das neue begonnen. Du ahnst eine schlimme Nachricht und Deine Ahnung, lieber Ludwig, täuscht Dich nicht. Doch Gott sei Dank — dass ich Dich, sie ruhig anzuhören, durch die Versicherung vorbereiten kann, dass sich die trüben Aussichten wieder ganz aufgeheitert haben. Es war der letzte Sonntag des vorigen Jahres, als dem Vater von München gemeldet wurde, Karl habe durch Oeffnung einer Ader sich das Leben zu nehmen versucht. Wie furchtbar erschütternd für uns diese Nachricht war, wiewohl ihr ein ärztliches Zeugniss über die gänzliche Gefahrlosigkeit von Karls Zustand beigefügt war, kannst Du Dir wohl denken. Es waren hierauf drei oder vier Wochen in verhängnissvoller Stille vergangen, als uns ein Brief von Thiersch meldete, Karl habe einen zweiten Versuch gemacht und sich aus einem Fenster des Krankenhauses herabgestürzt, ohne dass jedoch durch den Fall etwas verletzt worden sei. Zugleich

schrieb Thiersch, dass Karl nunmehr seiner Pflege übergeben und bereits ausser aller Gefahr sei, und seitdem erfahren wir auch lauter erfreuliche Nachrichten von Karls täglichen Fortschritten in Genesung des Leibes und Gemüthes. Gegenwärtig ist Vater in München. Er lässt Dich herzlich grüssen, wie alle die Deinen. Anselm hat einen Ruf nach Speier bekommen, wo er am dortigen Gymnasium mit einer guten Besoldung angestellt werden soll. Lebe wohl, lieber Ludwig, und schreibe uns ja recht bald.

Dein treuer Bruder Fritz.

Studiosus W. K. an Ludwig Feuerbach.

Heidelberg, den 6 Februar 1825.

Viellieber Feuerbach! Als ich heute bei Daub gegessen hatte, sagte er mir allein, dass Du ihm einen überaus erfreulichen Brief geschrieben habest. Er würde Dir sogleich darauf antworten; da er aber auf Deine zwei lieben Briefe nur ausführlich antworten könnte, wozu er bei seinen dringenden Prorektoratsgeschäften unmöglich im Stande sei, so wolle er wenigstens durch mich das Nöthige erwidern lassen. Er gab mir daher auf, Dir zuvörderst seine freundschaftlichsten Grüsse zu melden (und diess sagte er mit dem Ausdrucke der grössten Innigkeit —) und zu schreiben, dass ihm Dein Vorhaben um so mehr Freude gemacht habe, als er ja schon nach Deinem ersten Brief zu mir gesagt habe: „Feuerbach bleibt gewiss nicht bei der Theologie, der schreitet noch vor ins Gebiet der Philosophie; denn das deutet sein mächtiges Streben an; wenn er nur nicht versäumt, des übrigen Wissenkrams, welcher doch nicht ignorirt werden darf, zuvor mächtig zu werden, — um da des Lebens Aufgabe zu lösen.“ Nun aber fügte er hinzu: „Wenn ich in seinem Alter wäre, so würfe ich gleich das andere Zeug von mir, eilte zu ihm, um in gleichem Streben zu ringen nach dem Ziele, das er sich vorsteckt.“ Hiermit habe er Dir eigentlich Alles gesagt, was Du werdest wissen wollen, und er setze voraus, dass Du schon jetzt entsagt habest allem eitlem Streben nach den gemeinen Zwecken des Lebens, und verzichtest auf jede Anerkennung und Auszeichnung von Seite der Welt; denn so habe er Dich in der kurzen Zeit — bei freilich seltener Annäherung von Deiner Seite — kennen gelernt. Er fügte hinzu: „Während alle Scienzen in der Welt anerkannt, geehrt und ausgezeichnet werden, ist die Philosophie nicht nur meist

ignorirt und verkannt, sondern auch verschmäht und angefeindet, und so wird's wohl noch lange bleiben — was eben der Philosoph auch nicht achtet."

Als ich sagte, ich kenne Dich schon von der Schule her in der Art, dass Du die irdischen Güter und Freuden mit ihrem ganzen Anhange verachtetest, so sagte er: „Das ist auch nicht recht, das soll er auch nicht, sondern nur durchaus resigniren soll er! Die nicht seltene enthusiastische Weltverachtung der Jugend geht in späteren Jahren oft in Reue über. Resignation kann nie in Reue umschlagen." —

Er hält für nöthig, dass Du die theologischen Schulstudien ablegest und Dich zu den philosophischen, Mathematik, Naturkunde u. s. w. mit Ernst wendest, da man nie mehrerlei mit Erfolg studire. W. K.

Ludwig an den Vater.

Berlin, den 22. März 1825.

Lieber Vater! Da kommt schon der Verheissene heran; beladen mit den Resultaten meines bisherigen, besonders hiesigen akademischen Lebens und mit dem Baurisse der Zukunft, mit dem Schmerz über eine trübe Vergangenheit und den Bildern einer befriedigenden Gegenwart, beworfen mit dem Schmutze einer abgestossenen, schmalen Erdzunge und glänzend im Morgenthaue eines sicheren reichen Landes, fällt er Dir an Dein Vaterherz, um Deine Hand an meinen wunden Schädel, den die zu Dornenkränzen erstorbenen Neigungen einer trüglichen Saatzeit zerstochen haben, zu führen, und Deinen Segen zu erkaufen. Sturm und Wetter bringen ihn Dir nicht, wie den Messias der Juden, sondern nach vorhergegangener Ueberlegung, nach überwundenen Zweifeln und Bedenklichkeiten, nach vor- und auskehrenden Anstalten beruhigte Einsicht und die Ueberzeugung, dass zu dem, was ich innerlich beschlossen, Deine Bestätigung und Beistimmung nicht ausbleiben werde und ich mich mit der Besorgniss nicht mehr zu ängstigen brauche, ob ich Dir dadurch etwa, zumal nach der traurigen Periode in unserem Hause, nicht unangenehme Stimmungen bereite. Solltest Du jedoch im ersten Augenblicke unwillig und verstimmt werden über die Abweichung von einer mir einmal bestimmten, übereingekommenen Sphäre und Lebensregel, so wirst Du es willig auch zu verzeihen wissen. Was ist Freundschaft ohne Verzeihung? Was ist ein Vater, der sie nie ertheilt? was ein Sohn,

der sie nie empfangen hat? Unsere Fehler führen uns oft mehr zu dem Herzen der Menschen, wie zu den Pforten des Himmels, als bornirte Tugenden. Was Du übrigens vielleicht als Vater dem Sohne missbilligst, wirst Du als Mensch dem Menschen gewöhnlich und daher verzeihlich, als Mann in der Natur des Jünglings gegründet und daher entschuldigt, als Geist vernünftig und daher geheiligt finden.

Der Vorhang wird aufgezogen, das Orchester spielt Jeremiä Klagelieder nach der Melodie: Ei Du lieber Augustin! In der Ferne sieht man die Kinder Korah, einige Kirchenräthe und Bürgermeister der Stadt Jerusalem feierlichst heranziehen; in der Hand tragen sie das Berliner Wochenblättchen, Einer beginnt mit tief bewegter Stimme zu lesen: „Unsern fernen und nahen Geistesverwandten haben wir zu publiziren, dass vor mehreren Wochen unser vielgeliebter Amtsbruder und Kollege Ludwig Feuerbach, nachdem er mehre Jahre im Weinberge des Herrn gearbeitet, aus den irdischen Thälern der Theologie im Herrn verschieden, sein Geist aber in eine bessere Welt gefahren, wohin ihm seine Werke nachfolgen. Wir verbitten uns übrigens alle weiteren Beileidsbezeugungen! — Zur symbolischen Beglaubigung dieser mystischen Todtenanzeige wird der Leichnam selbst vorgetragen, vom kritisch historischen Standpunkte aus, und der theologischen Fakultät als Preisaufgabe vorgelegt. Einige aufgeklärte Rationalisten, die schon längst dem gesunden Menschenverstande zu Ehren ihren Verstand verlieren wollten über diesen anachronistischen Gespensterspuk und antiquarische Gotteslästerung, erklären nach den gerichtlichen Medizinaluntersuchungen ihrer Exegese den Leichnam für einen einmarinirten Häring, den bis auf seine Urgestalt zu reformiren zum Besten der Menschheit wohl der begeisterndste Traum eines aufgeklärten soliden Mannes wäre. Der Vorhang fällt, mit ihm die Komik in die gemeine Wirklichkeit der Prosa herab: Die Theologie — kann ich nicht mehr studiren. Vater, lasse Deinen Sohn gewähren; wo die innere Möglichkeit gebricht, halten nicht mehr die Baustützen und Balken anderer Rücksichten, Reflexionen und äusserlichen Gründe; Speisen, die das zartere Alter nähren, sind den gereifteren Naturen unverdaulich. Sie ist für mich eine verwelkte schöne Blume, eine abgestreifte Puppenhülle, eine überstiegene Bildungsstufe, eine verschwundene formgebende Bestimmung meines Daseins, deren Andenken jedoch noch segensreich fortwirken wird in der Nachwelt meiner neu begonnenen Lebensweise.

Ein ganz anderes Verhältniss, so zu sagen gesetzliche und berechtigte Hindernisse träten allerdings ein, wenn ich voreilig, muthwillig, aus blinder Willkür, eigensinnigen Launen und Einfällen, die Theologie zum Fenster hinaus schmisse, etwa mit dem nachdonnernden Urtheilsspruch: „Sie gefällt mir eben nicht!“ Da man dann freilich besser thäte, wenn man das Modejournal, als die Bibel in die Hand nähme. Ein grosser Unterschied ist, ob der, welcher am Thore des öden Hauses das Thor zuwirft, oder der es mühsam durchbrochen, spricht: „Hier haben wir keine bleibende Stätte.“ Aber ich kann getrost sagen, ich habe in der Theologie gelebt, gewohnt, gefühlt, gedacht; ich sass an jenen Quellen, wo sie ewig verjüngt, als schöne Nymphe mir emporstieg, aber auch an Brandstätten, wo sie wie eine Hexe zu einem verrunzelten, verkrüppelten, verschrumpften Apfelschnitt eindorrte; ich konnte fröhlich jauchzen und jubeln mit dem Sänger David, Winter, Frühling, Sommer und Herbst brachte mir der Wechsel seiner tiefen Empfindungen, den Menschen gab mir die Lieblichkeit seiner Hirtenlieder, den Gott die Erhabenheit seiner Preisgesänge; jammern mit Jeremias über den Untergang der gottgeweihten Stadt, zürnen und dräuen mit Ezechiel dem verruchten Volke, Flüche mit Donner und Blitz, wie von Cherubinen getragen, auf seine Härte schleudern; mit den Jüngern durch das heilige Land wandern, an den Lippen des Herrn hangend, den Honig seiner Lehre einsaugen: — ich habe in ihr gelebt. Aber jetzt befriedigt sie mich nicht mehr, sie gibt mir nicht, was ich fordere, was ich brauche, nicht mein tägliches Brod, nicht die nothwendigsten Viktualien meines Geistes; dem Armen reichten sie am Kreuze noch statt des ersehnten Trunkes kühlen Wassers einen Essigschwamm. Palästina ist mir zu eng; ich muss, ich muss in die weite Welt, und diese trägt bloss der Philosoph auf seinen Schultern. Von Morgen nach Abend zieht die Geschichte des Menschengeschlechts; aus dem jugendlichen, schönen Reiz des Morgenlandes trete ich zurück in mich, in den tiefen Ernst, in die gereifte männliche Besonnenheit germanischer Philosophie. Sollte ich bei der Theologie mein Verbleiben haben, so würde ich aus einem Freien ein Sklave, wider Ueberzeugung und Einsicht, wider die eigene Befriedigung meiner selbst, wider Interesse, Lust und Neigung mich in ihre Bande schlagen; ich müsste gehen ohne Beine, athmen, ohne Luft zu haben; sie ist mir abgestorben und ich ihr. Der Mensch kann Alles, sagt man; ja wohl — auch eine Todte zur Braut nehmen; und wie wollte ich denn ihr bleiches

Leichentuch als Brautzelt über mich spannen, oder zu den schwellenden Segeln meines zerbrochenen Schiffes nehmen! Zerfressene Knochen sollten die Krücken eines kranken Herzens, die durchlöcherte, ausgehöhlte Brust eines Todtengerippes sollte die Krippe meines Bethlehems sein! der Modergeruch der süsse Weihrauch, den ich dem Herrn opferte! Mich wieder in die Theologie zurückweisen, hiesse einen unsterblich gewordenen Geist in die einmal abgelegte sterbliche Hülle wiederzurückwerfen; denn die Philosophie reicht mir die goldenen Aepfel der Unsterblichkeit und gewährt mir den Genuss ewiger Seligkeit, Gegenwart, Gleichheit mit mir selbst. Ich will reich, unendlich reich werden, und sie ist eine unerschöpfliche Fundgrube; glücklich und zufrieden in mir — wo kann das anders sein, als dort, wo das Kinder- und Weibergeplärre, Aechzen und Krächzen des gemeinen Lebens und Treibens schweigt! Ich bin wie eine hab- und herrschsüchtige Seele, die Alles, aber nicht als empirisches Aggregat, sondern als systematische Totalität an sich reissen und verzehren will; unbegränzt, unbedingt ist mein Verlangen: ich will die Natur an mein Herz drücken, vor deren Tiefe der feige Theolog zurückbebt, deren Sinn der Physiker missdeutet, deren Erlösung allein der Philosoph vollendet. Den Menschen, aber den ganzen Menschen; nicht ihn, wie der Arzt auf dem Krankenlager oder in der Anatomie, wie der Jurist im Staate oder im Zuchthause, der Kameralist als Bäcker oder Bierbrauer. Mit den Alles durchdringenden und durchlaufenden Wurzelfasern der Gedanken will ich reichen und mich ausdehnen bis an die Enden der Welt; Gott und sie, dieses schöne Geschwisterpaar, aus ihren vergrabenen Grundfesten und nächtlich verborgenen Sitzen emporgehoben, um das Sonnenrad der Philosophie kreisen und freudig entfalten sehen zu Einem blüthe- und früchtevollen Baume des Lebens! — Vater! wende nicht zürnend Deinen Blick weg von Deinem Sohne, weigere nicht Deine Beistimmung, lass mich freudig einziehen in das neue Land, das ich im Schweiss meines Angesichts mir erobert, in dem ich etwas zu leisten das Vertrauen, mich befriedigt oder beruhigt zu finden die sicherste Gewissheit habe. Theile mit mir die Freuden über die Stiftung eines neuen Reichs in mir, über mein neues Leben und den Untergang einer Welt, die so stiefmütterlich für mich sorgte, dass sie mir keinen andern Ausweg gelassen hatte, als mich gramvoll in mir selbst zu verzehren, und das wohlthuende Gefühl, den Händen

der schmutzigen Pfaffen entronnen zu sein, und Geister wie Aristoteles, Spinoza, Kant und Hegel zu meinen Freunden zu haben.

Was meine äusserliche Existenz in Zukunft betrifft, so fragt sich, ob in Ansehung ihrer in meiner neuen Wissenschaft nicht bessere oder wenigstens nicht eben so gute Aussichten sich eröffnen, wie in der Theologie, da ja so das Land mit Theologen wie überschwemmt ist. Was meine bisherige akademische Zeit betrifft, so ist diese keineswegs verloren, da ich ja hauptsächlich der Philosophie in ihr oblag. Was meinen künftigen Studienplan anlangt, so sei versichert, dass ich keineswegs die Gelehrsamkeit als solche vernachlässige, vielmehr Geschichte, Philologie, Naturwissenschaft fleissig studiren werde. Nächstes Semester will ich daher Enzyklopädie der Naturwissenschaften, Platon's Republik bei Böckh, ausser den philosophischen Kollegien wo möglich noch Mathematik hören. Was die Güte und Gnade des Königs betrifft, so wird dieser unschuldige Schritt nicht seine Hand uns entziehen, wenn anders etwas davon zu seinen Ohren gelangt ....

Ermuthigt durch den unbedingten Beifall eines Geistes wie Daub, bitte ich Dich zuletzt noch einmal um Deinen, bester, geliebtester Vater! Lebe wohl!

Dein folgsamer Sohn Ludwig Feuerbach.

Ludwig an den Vater.

Berlin, den 10. April 1825.

Liebster Vater! Es schmerzt mich tief, wenn Dich mein Brief bestürzte; wenn aber die Ursache hievon vorzüglich der Ton war, in dem er abgefasst ist, so wirst Du ihn leicht erklärlich finden, wenn Du Dich hineinstellst in die Reihe der mannigfaltigen Empfindungen, die die Seele eines Sohnes durchziehen, wenn er einen lange in sich gehegten und gepflegten Entschluss über die ihm wichtigste Angelegenheit seinem Vater plötzlich zu Füssen legt, getheilt in Zaghaftigkeit und Nothwendigkeit ihn endlich auszusprechen, in Furcht und Hoffnung; war es aber die Sache an und für sich selbst, so höre mich in Betreff derselben noch einmal gütigst an.

Die Philosophie ist kein solches Vacuum und Abstractum, dass sie in der Einsamkeit des Gedankens als solche allein ihr Wesen triebe. Wie sie selbst gleich jedem anderen Dinge dem gemeinen Loose der Vergänglichkeit und Wandelbarkeit unterworfen, eine

äusserliche Geschichte verläuft, so ist sie auch nicht so selbständig und sich selbst genügend, dass sie nicht auch noch andere Kenntnisse als sich selbst, anderes Material und einen gegebenen Inhalt nöthig hätte, Sprachenkunde und Geschichte vornehmlich; sie ist nicht so etwas Verlassenes und Ausserweltliches, dass sie nicht in der wesentlichsten Beziehung und Verbindung stünde mit dem ganzen konkreten Erfahrungsschatze der Menschen.

Dasselbe gilt von Jedem, der sie wahrhaft betreibt. Abgesehen von dem schon ohnehin anziehenden Reize des klassischen Alterthums, werde ich durch das eben so interessante als nothwendige Quellenstudium der alten, besonders griechischen Philosophen zur gründlichen Erlernung der alten Sprachen aufs zwingendste angetrieben. Nach Verlauf meiner akademischen Zeit kann ich ja, ausgerüstet mit Sprachkenntnissen, wohl ohne Schwierigkeit eine kleine Stelle an einem Gymnasium bekommen, die bis auf anderweitige Aussichten auf meinen eigentlichen Beruf einstweilen ebensogut, wo nicht besser als ein Vikariat mir meinen Lebensbedarf verschafft; oder ich kann unterdessen eine Hofmeisterstelle übernehmen, in der ich wohl reichlicher versorgt bin wie als Pfarrverweser, und die mir einestheils so viel Zeit noch immer übrig lässt, um mich mit mir zu beschäftigen und für mich auszubilden, anderntheils in der Bildung der Kinder mir die vortheilhafte Gelegenheit darbietet, zu lernen und mich zu üben, wie man sich den Vorstellungen und Denkungsarten Anderer und ihren Fassungskräften akkommodiren, sich deutlich und klar machen könne.

Ueberhaupt aber ist der Philosoph kein Wolkenfüssler, Nachtwandler und Nebeltreter, der realitätslosen Gedanken nachhinge, unbekümmert, was die empirische Wirklichkeit vergangener und gegenwärtiger Zeiten dazu sage; er schwebt nicht in schwärmerischem Hochmuthe über die Menschen hinweg, sondern weilt in ihrer Mitte, selbst im Kreise ihrer subjektivsten Interessen, Bedürfnisse und Freuden; er steht in der Welt und in ihren Diensten nicht weniger, als der gemeinste Taglöhner; er braucht sie zu Allem, dankbar gibt er ihr auch wieder, was er hat; seine Gedanken sind nur in Beziehung auf sie und vermittelst ihrer gedacht; kurz die Philosophie ist wesentlich Weltweisheit, zumal in einer Zeit wie die unserige ist, wo die Bildung so allgemein verbreitet ist, wo jeder Stand, selbst der Militärstand, ja auch das andere Geschlecht, sei es nun wahrer Sinn oder blosse Mode, sich nicht für ausgeschlossen hält von der Theilnahme und den Genüssen des

Höchsten was der menschliche Geist produzirt, wo alles vergessene und vergrabene Edle und Grosse, jeder fromme Ausspruch irgend eines verborgenen und unbekannten Klosterbruders, jeder freimüthige Gedanke eines verbrannten Ketzers, jedes Gedicht eines im Elende verhungerten Poeten mit unverkennbar heissem Eifer hervorgesucht und mit Liebe empfangen wird; wo über Religion freimüthiger als je gesprochen, aufgeklärter als je gedacht wird; wo daher die Philosophie nicht mehr für religions- oder gar für staatsgefährlich, wenigstens im Allgemeinen, verschrieen ist. Obendrein sind gebildete, ächt wissenschaftlich gebildete Menschen — und aus welcher Schule gehen wohl Gebildetere hervor als aus der der Philosophie? — so gesucht und doch so selten, dass es Solchen nimmermehr grauen darf vor der Zukunft in Rücksicht ihrer Subsistenz. Beweise liegen vor, allenthalben sieht man genauer wie sonst auf die Talente, die Kenntnisse und den Fleiss Derer, die sich zu irgendeinem Amte melden, und ist schon durch die Masse der zum Studiren sich Hindrängenden, wie der Eselsköpfe, mit denen die Lehrstühle auf Universitäten und Gymnasien besetzt sind, genöthigt aufs Strengste zu verfahren.

Ein Amt, das ich gewissenlos verwalte, kann keinen Segen bringen, und es ohne Liebe betreiben, heisst es ohne Gewissenhaftigkeit verwalten. Das sind nur verschiedene Worte und Formen desselben Inhaltes. Wie würde mir bei dem Missmuthe, Trübsinne in demselben, dem Zwange, dem Bewusstsein meiner Gewissenlosigkeit, wohl die Geistes- und Gemüthsdisposition bleiben, die zum Amte erfordert wird, um es nach seinen verschiedenen Seiten und Umständen mit genauer Aufmerksamkeit und Ordnung, pflichtgemäss zu handhaben, wenn es anders nicht ohne Nutzen und Erfolg sein soll?

Was würde mir gewiss bleiben? Die verzehrendste, unüberwindbarste Sehnsucht aus ihm hinweg, die mich über mich selbst brütend, stumm, bewegungslos, gleich einer Pflanze, in mich selbst hinein verwelken hiesse. — Das unwandelbare Vertrauen auf Deine väterliche Liebe und Güte, Deine tiefe Einsicht und Sorge für mein wahres Wohl, leitete getrost und ruhig bisher meine Feder, und lässt mich auch jetzt hoffnungsvoll die wohl schwerlich fruchtlose innigste Bitte noch einmal thun: Gib mir, theuerster Vater, Deine Erlaubniss und Einwilligung zu meinem Schritte. Dein im Vertrauen auf Deine Vatergüte und in Hoffnung glücklicher Sohn

Ludwig Feuerbach.

Der Vater an Ludwig.

Ansbach, den 20. April 1825.

Dein erster Brief, mein Ludwig, war so gestaltet, dass ich nicht anders glauben konnte, als ich müsse schleunige Anstalten zur Wiederherstellung Deiner geistigen Gesundheit treffen lassen; so arg raste die Tollheit in verkehrten, verzerrten, durcheinander gewirrten Bildern, während sie als Philosophie sich ankündigte. Dein jüngster Brief an mich, Deine Erklärung an Hitzig sind zwar ruhig und, der Form nach, vernünftig abgefasst, ohne mich jedoch durch ihren Inhalt zu erfreuen, oder nur meinen Gram und Kummer zu mildern. Zwei Jahre also sollen rein verloren sein, und Deines Vaters, um Dein Wohl bekümmerten Vaters Warnungen finden keinen Eingang bei Dir. Seinen Einsichten und Erfahrungen setzest Du Deine Einbildungen entgegen, und in jugendlichem Dünkel wähnst Du durch Belehrungen, welche Du über das Wesen der Philosophie ihm ertheilst, Deinen Vorsatz zu rechtfertigen. — Du scheinst nicht zu wissen, dass auch ich als Jüngling, mir selbst überlassen, von keinem solchen Vater gewarnt — ebenfalls auf demselben Wege, wie jetzt Du, mich verirrt, dass ich die Berufswissenschaft, für welche ich die Universität betreten hatte, verachtend aufgegeben, mehrere Jahre auf dem bodenlosen Grunde der Philosophie nach Schätzen der Wahrheit vergebens gegraben, und endlich, noch zur rechten Zeit enttäuscht, aber die verlorenen Jahre reuevoll beklagend, die in philosophischem Hochmuthe weggeworfene Jurisprudenz wehmüthig wieder vom Boden aufgehoben und, nachdem ich als Philosoph an Geist und Magen gedarbt, nur mit ihr und durch sie erst Brod, dann Ruhm und endlich Aemter und Würden mir erworben habe. Diese Erfahrung des Vaters ist für den Sohn verloren, der, erfüllt von jugendlich schwärmenden Einbildungen, in selbstgefälligem Dünkel, jene Thatsache mit der ganz einfachen Bemerkung niederschlagen wird: „Aber der Vater war auch nicht Ich (der echtphilosophische Geist), und die Philosophie der Kante, Reinholde, Fichte war auch noch nicht — die allein wahre und alleinseligmachende Hegel'sche Philosophie!" Wenn ich, um von Deiner Verirrung Dich zurückzuführen, Dir sagen wollte: Du selbst (vorausgesetzt, dass echt wissenschaftliches Talent Dir zu Theil geworden) werdest früher oder später ganz gewiss zu der Ueberzeugung gelangen, die sich so nennende Philosophie sei nichts als ein vermeintliches Wissen dessen, worüber

sich nichts wissen lässt; es habe noch nie eine Philosophie, sondern immer nur Philosophieen gegeben; es gebe, habe gegeben und werde geben immer gerade so viel Philosophieen, als denkende Köpfe, welche sich mit sich selbst über das Unbegreifliche und Unerfassliche zu verständigen suchen; wer das System seiner Meinungen, durch „Wenn“ und „Weil“ und „Darum“ künstlich zusammengestrickt, für eine (objektive) Wissenschaft, selbst für die Wissenschaft der Wissenschaften ausgibt, sei entweder ein Sophist oder ein in Selbsttäuschung Befangener; und, wenn es, um den Geist in einer strengen Disziplin zu üben und dadurch für andere (echte) Wissenschaften zu bilden, nützlich, ja nothwendig sei, das scharfsinnig durchgeführte Meinungs-System eines ausgezeichneten Selbstdenkers nachdenkend durchzuarbeiten, es im Gegentheile Thorheit sei, von einem solchen Studium einen materiellen Gewinn allgemeiner und immer geltender Wahrheit zu erwerben; — wenn ich dieses und anderes Dir sagte, so würde ich damit doch nicht mehr bewirken, als dass Du in Deinem Inneren den Vater bemitleiden würdest, der in seiner geistigen Beschränktheit sich zu den Höhen, von welchen herab Du das Kanaan der Philosophie überblickst, nicht zu erheben vermöge. Fest überzeugt, dass über Dich nichts zu gewinnen ist, dass selbst der Gedanke an eine Dir künftig bevorstehende, kummervolle Existenz ohne Brod und Ehre allen Einfluss auf Dich verloren hat, überlasse ich Dich Deinem eigenen Willen, Deinem Dir selbst bereiteten Geschicke und — ich sage es Dir voraus — Deiner eigenen Reue. Was ich nicht erlauben kann — weil man nicht erlauben kann, was man missbilligt — das muss ich wenigstens geschehen lassen, weil ich es nicht hindern kann. Thue also, was Du willst, nur klage künftig Deinen Vater nicht an, wenn Dir die Reue gekommen ist. Anselm und Karl, wie vielen Gram haben sie mir bereitet; wie viele Jahre haben ihre Verirrungen an meinem Leben verkürzt! Nun auch Du, auch Du, mein Sohn Ludwig, von dem ich so viele Freude mir versprach!

Im Uebrigen beherzige folgendes:

1) Ich befehle Dir auf das Ernstlichste, Dir von allen Professoren, bei denen Du gehört hast, über die gehörten (auch theologischen) Lehrgegenstände Deine Zeugnisse geben zu lassen und diese wohl aufzubewahren. Du bedarfst derselben nach Deiner Rückkehr gemäss gesetzlicher Vorschrift. Wäre auch dieses nicht, so werden sie Dir alsdann nothwendig werden,

wenn Du in der Philosophie gelernt haben wirst, was an der Philosophie ist, wenn Du alsdann freiwillig wieder auf den verlassenen Weg zurückkehren willst, oder durch den Drang äusserer Umstände, der Noth, der Amt- und Nahrungslosigkeit u. s. w. dahin zurückzukehren genöthigt werden wirst.

2) Bedenke, dass Du nicht einen Monat länger auf einer auswärtigen Universität, oder überhaupt auf einer Universität verweilen kannst, als die baierischen Gesetze verstatten. Zwei Jahre sind schon vorüber. Das letzte Jahr muss auf einer baierischen Universität zugebracht werden, wo weder für Philosophie, noch für Philologie, noch für Geschichte etwas zu lernen ist.

3) Sind Deine Universitätsjahre vorüber, so hast Du Dir selbst Dein Brod zu verdienen. Da die Philosophie Dich nicht nähren wird, so musst Du, wie Du selbst einsiehst, als Lehrer auf einem Gymnasium unterzukommen suchen. Dazu ist aber nöthig, dass Du zu München das strenge philologische Examen überstanden habest, welches hauptsächlich zweierlei: 1) Philologie im ganzen grossen Umfange, 2) Geschichte zum Gegenstande hat. Ob es Dir in der zu den Universitätsstudien noch übrigen kurzen Zeit, zumal den Kopf voll von Hegel'scher Metaphysik, noch möglich sein werde, so viel in der Philologie und Geschichte zu leisten, als nöthig ist, um mit Ehren jenes Examen zu bestehen, ob und wie sich Lust und Eifer für diese Brodfächer mit Deiner Leidenschaft für die brodlose Sophistenkunst vereinigen lasse: darüber wirst Du Dich mit Dir selbst berathen müssen.

Was nun Deine Geldangelegenheiten betrifft, so scheint es mir, dass es etwas konfus damit aussehen muss, weil Du Dich genöthigt gesehen hast, kurz nach dem empfangenen letzten Wechsel, bei A. 40 Thlr. aufzunehmen. Ich erkläre Dir kurzweg, und auf das allerfeierlichste, dass Du (wenn Du nicht dem A. die geliehenen 40 Thlr. etwa zurückzahlst, sondern ich selbst sie zurückzahlen soll) ausser den im Wechsel hiebei folgenden 400 Fl. (deren Empfang zu melden ist) in diesem selben Jahre keinen Kreuzer mehr erhältst. Der brave Eduard hat anders hauszuhalten gewusst. Dieser herrliche Jüngling beschämt Euch alle.

Noch habe ich Dich auf folgenden sehr wichtigen Umstand aufmerksam zu machen. Im Laufe des vorigen Jahres traf Dich die Konskription; ich wurde aufgefordert, Dich zur Ziehung zu stellen, konnte jedoch dieses noch dadurch abwenden, dass ich

Deine Schulzeugnisse produzirte, welches die Folge hatte, dass mir von dem Magistrate am 14. März eröffnet wurde:

„Dass der Konskribirte der Altersklasse 1804, Ludwig Andreas F., durch höchsten Beschluss des königlichen Konskriptionsrathes vom 26. vorigen Monats zur Ziehung aufs nächste (folglich gegenwärtige) Jahr hingewiesen wurde, wo der Fortgang der Studien wieder nachzuweisen ist."

Sobald ich Dich daher in diesem Sommer auffordern werde, mir solches Zeugniss zu schicken, so muss dasselbe ungesäumt bewerkstelligt werden. Hiezu triff im Voraus, wo möglich, die nöthigen Vorbereitungen. Fällt das Zeugniss entweder nicht befriedigend aus, oder kommt es nicht zur rechten Zeit, so bist Du der Konskription verfallen und musst Soldat werden, wo Du dann freilich versorgt wärest, auch Zeit genug übrig behieltest, auf der Wachtstube, in der Kaserne, auf dem Posten u. s. w. Deinem Hange nach philosophischen Spekulationen nachzugehen.

Empfehle mich H. geh. Oberfinanzrath Dürr und Kriminalrath Hitzig.

Dein trauernder, um Dich bekümmerter Vater.

Ludwig an Eduard Feuerbach.

Ansbach, Dezember 1828.

Lieber Eduard! Wenn ich Dir so manchen Zeitabschnitt, den ich in Berlin erlebte, schildern wollte, so würdest Du gewiss finden, dass ich die Hypochondrie auch schon und vielleicht nicht im kleinsten Grade gehabt habe; allein ich glaube schon längst und für immer von ihr befreit zu sein, wenn wenigstens das Gefühl, in nichts eine Beschränkung zu spüren auf dem Gebiete, dem man bestimmt ist, ein Zeichen davon ist; und dass es wohl kein besseres Mittel dagegen geben kann, als Eines zu wollen, auf Eines seine Thätigkeit und Gedanken zu werfen. So ein Eins hält im eigentlichsten Sinne Leib und Seele zusammen, besser wohl als Essen und Trinken; so ein Eins braucht aber nicht zu sein so arm, wie das arithmetische Eins, es kann sein ein reiches, ein vielhaltiges, ein volles Eins, eine Wissenschaft, dieses Eins kann eine Welt sein, und wer in Einem thätig und lebendig ist, wie sollte der unglücklich und missvergnügt sein können, da nur in Trennung überhaupt Missmuth und Verdruss liegt, und jede Sache Einem nur dann schwer und drückend vorkommt, wenn

man ausser ihr an sie denkt, aber nicht, wenn man in ihr ist. Und das ist wenigstens und wird es bleiben mein angelegentlichstes Streben, mich in der Thätigkeit in Einem zu erhalten, ohne neben ihr hinaus, über oder unter sie hinunter zu schauen. Was für ein gefährliches, verwegenes, übermenschliches Geschäft würde es Einem scheinen, wenn man, ehe man seine Augen gebrauchte, sie anatomiren und diese tausendfachen Beziehungen, Unterschiede, Bedingungen, Häute u. s. w. kritisiren wollte, ob und was man sehen könnte. Und doch ist der Akt des Sehens selbst ein so einfacher, seliger und sanfter Akt, in dem man nichts von Brüchen, zerbrechlichen Glaskörpern, Traubenhäuten und von der Sklerotika u. s. w. vernimmt. So denke ich mir jede Thätigkeit, jedes Geschäft des ganzen Lebens; der Kritiker — und wir sind fast in jedem Augenblicke des Lebens mehr Kritiker, als wir sein sollten — findet nur die Schwierigkeiten, die er selbst macht. In transitu: so ist's auch mit der Kritik der Philosophie, die heutigen Tages noch immer in ore et more est: untersuchen, ob und was man sehen kann, ehe man sieht. Die Herren Kritiker, denen nichts angelegentlicher scheint und nichts mehr am Herzen liegt, als die Sache der Wahrheit, kommen natürlicher Weise nie zur Sache und in die Sache. Nur im Glauben an die Sache bin ich fähig sie zu kritisiren, denn dann geht's nicht von Aussen über die Sache glücklich hinüber und hinaus, sondern von Innen wieder nach Innen. Doch ich bin schon wieder ins Raisonniren gerathen, wie man es nennt; allein ich halte die Briefkorrespondenzen für eine Art fliegender oder flüchtiger Restaurationen oder Kaffeehäuser, wo sich alles ausserdem Geschiedene neben einander einfindet, das strenge sonstige Tafelzeremoniell beseitigt ist u. s. w.

Ich für meine Person bin jetzt in Ansbach und arbeite an einer lateinischen Dissertation, die vielleicht in 4 Wochen handschriftlich fertig sein kann, ein Latein, das den eingebildeten Ohren geschmackvoller Philologen wie die barbarische und einförmige Trommelmusik amerikanischer Wildenstämme vorkommen wird; doch man kann nicht zwei Herren zugleich dienen, den Geschmäckern der Philologen und dem Gedanken, welches zwei widersprechende Dinge sein mögen. Hängt es von mir ab, bleibt's beim Alten, was freilich noch ein Neues ist; komme ich nicht wieder in solche unentschiedene Lage, wo ich mich zu gleicher Zeit auf einen Hofmeister vorbereite und Französisch lerne, zugleich auf einen Philologen und griechische und lateinische Grammatik

treibe, zugleich auf einen Dozenten, zuletzt auf Nichts, — so fange ich im Sommer (Pfingsten vielleicht) in Erlangen an. Unverzüglich und bloss darauf mit Gedanken und Sorgen gerichtet, werde ich es anfangen, um doch einmal wo zu sein, an einer Stelle. Hoffentlich wird der Vater in derselben bestimmten Gesinnung bleiben einer baldigen Antretung eines Lehramtes.

Lebe recht wohl und gesund.

Dein Bruder Ludwig.

Feuerbach an Professor Harless in Erlangen.

Dez. 1828.

Wohlgeborner Herr! Hoch zu verehrender Herr Professor. Euer Wohlgeboren hatten die Güte, meine Bitte, mir bei meiner Disputation zu opponiren, zu gewähren. Ich nehme mir daher die Freiheit, Ihnen meine Dissertation zu schicken, da ich sie bereits der philosophischen Fakultät zur Zensur eingereicht habe, und also mit Nächstem die Disputation vor sich gehen dürfte. Ich bin mir wohl bewusst der Unvollkommenheit, der vielen Fehler und einzelnen Mängel meiner Dissertation, Mängel, die theils in der allgemeinen Schranke, die jedes Individuum sich selbst ist, theils in den besonderen Schranken einer Dissertation ihren Grund haben; und ich kann mir daher nur in der Ueberzeugung von der Wahrheit des hauptsächlichsten Inhaltes derselben und in dem Bewusstsein, dass sie aus einem Leben in der Philosophie hervorgegangen, im Ganzen wenigstens auch den Geist tieferer Spekulation athmet, die Freiheit verzeihen, Sie, einen anerkannt in der Philosophie und der ganzen Geschichte der Menschheit bewanderten, in jeder Beziehung erkenntnissreichen Mann, zu meinem Opponenten gewählt zu haben. Ungeachtet dieser Ueberzeugung und dieses Bewusstseins, übergebe ich nur mit Schüchternheit Ihnen meine Arbeit, anerkennend die gerechte Forderung, dass nur das Vollkommene existiren soll, nur das Ewige werth ist in die Zeit zu treten, nur Das aus der geheimen und verborgenen Werkstätte des einsamen Individuums an das Licht der Welt gebracht werden soll, was das Licht vertragen kann und desselben würdig ist, und fern von der Schamlosigkeit mancher Neueren, die keinen Anstand nehmen zu glauben, auch dem Andern, auch der Welt müsse daran gelegen sein, zu wissen, dass sie sind, auch in der Geisterwelt gelte dasselbe Recht, wie in der natürlichen, wo das Widerlichste

neben dem Herrlichsten gleichen Anspruch auf selbständiges Dasein hat. Uebrigens bin ich, abgesehen von den vielen Unvollkommenheiten und selbst vielleicht den Irrthümern, die sich in meiner Arbeit finden, doch von der Wahrheit des hauptsächlichen Inhaltes, wie gesagt, überzeugt und zwar so sehr, dass ich, wenn ich anders etwas Positives geleistet habe, nur dies geleistet zu haben glaube: einen Schein, eine Täuschung des sinnlichen Bewusstseins vernichtet und einen Irrthum aufgedeckt zu haben, der nur in einer Zeit aufkommen konnte, wo das einzelne Individuum für sich selbst als Absolutes, als Unendliches galt, und ihm das Allgemeine daher als ein Attribut, das Denken als eine Kraft, als eine Kunstfertigkeit und Geschicklichkeit beigelegt wurde. Denn bei den Alten, um nur dies flüchtig zu berühren, wo überhaupt nicht die unmittelbare Persönlichkeit, nicht die wirkliche, sondern nur die geschaute, gedachte, durch die Kunst vermittelte Individualität galt, galt und gab es so zu sagen gar keine individuelle Seele; die Seele galt für das Absolute, Allgemeine, für Gott selbst, Animus Deus est, wie bei den Indern Brahma das reine Denken, das Anschauen, die Weisheit, die Seele heisst. Doch ich breche hievon ab aus Furcht die Bescheidenheit zu verletzen, vor einem so tiefen Kenner des Alterthums meine geringe Kenntniss auskramen zu wollen. Ich halte daher jene Gedanken, dass ich im Denken nicht mehr Ich bin, dass es ein aufhebbares Verhältniss ist, wo das Ich einem Anderen entgegensteht und überhaupt Ich ist, nur für eine Widerlegung des Sinnenscheines; doch bin ich zufrieden, wenn ich nur dies geleistet habe; ist ja doch, wie Novalis ungefähr ganz richtig spricht, die wahre Entwicklung des Irrthums selbst Wahrheit. Vieles habe ich schlecht entwickelt, Anderes dürftig, Vieles aus Beschränktheit des Raumes ganz ausgelassen, so z. B. den Irrthum des Meinens und Wähnens, welcher eben beweist, dass das Denken ein von mir, dem vom Andern Geschiedenen, Geschiedenes, Abgetrenntes und darum Allgemeines ist. Wäre das Denken selbst subjektiv, so würde das Individuum nicht irren, so gäbe es gar keinen Irrthum. Darum ist auch im Sein, Fühlen, wo das Individuum sich von sich nicht abscheidet, kein Irrthum; so wenig aber im Sein, Fühlen, so wenig ist im Denken selbst (oder in der Wirklichkeit desselben, in der Philosophie) Irrthum; er fällt nur in die Gränze, die zwischen dem Individuum und dem Denken ist. Ebenso habe ich, um die Kette des so kurz Zusammengedrängten nicht zu unterbrechen, den natürlichen Tod,

als die sinnliche Erscheinung, als die sinnliche Vollendung und Darstellung des innerlichen Todes, den der Geist auf geistige Weise, durch das Denken am Individuum vollbringt, den natürlichen als den Affen des geistigen; ebenso die Generation, wie auch die Philosophie der Subjektivität, die ich meinem Plane gemäss, statt die Stufen des empirischen, erscheinenden, meinenden Denkens u. s. w. zu betrachten, einreihen musste, nur obenhin berührt. Dadurch, dass ich die Stufe der Philosophie, in der das Ich, das Individuum überhaupt eigentlich der einzige Inhalt des Denkens war, das Individuum aber in seiner Trennung vom Denken, die Quelle des Irrthums des Meinens und subjektiven Denkens überhaupt ist, kurz freilich, abhandelte, und von dieser Stufe aus den Uebergang machte zu dem Denken, das einen unendlichen Gegenstand und Inhalt hat, und in welchem folglich auch das Individuum nach dem Inhalte des Denkens aufgehoben ist, habe ich allerdings der Nothwendigkeit, auf die Euer Wohlgeboren selbst mich aufmerksam zu machen die Güte hatten, nämlich das Denken in sich selbst zu unterscheiden, Genüge gethan, indem eben das, was ausserhalb der Philosophie als Meinen, Vorstellen u. s. w. erscheint, wenn es seinen allgemeinen Prinzipien nach innerhalb der Philosophie auftritt, als Philosophie der Subjektivität sich darstellen muss. Freilich wäre es besser gewesen, wenn ich besonders auf das Meinen, Vorstellen u. s. w. hätte eingehen können. — Besonders ungenügend werden Sie finden, was § 14 über das Verhältniss des Bewusstseins zum Denken überhaupt gesagt wurde. Ich erlaube mir desswegen, das Verhältniss kurz noch anzudeuten, wie ich es ungefähr meine. Das Bewusstsein gehört nicht dem Individuum. Das Individuum hat nicht Bewusstsein, sondern es ist nur im Bewusstsein, wie die Pflanze des Lichts geniesst, die Luft einathmet, aber sie nicht an sich selbst hat. Der Eintritt des Menschen, als eines einzelnen, nach allen Seiten bedingten Wesens, in das Bewusstsein ist daher auch ein mannigfach bedingter; der Mensch tritt im Schlafe, in der Trunkenheit ausser das Bewusstsein hinaus; hätte das Individuum das Bewusstsein, so würde es nicht dem Wechsel von Schlaf oder Wachen unterworfen sein; oder könnte das Individuum, wie Viele fast zu glauben scheinen, das Bewusstsein gleichsam in sich absorbiren, in sich, dieses einzelne Individuum, zusammendrängen und verschlingen, so müssten, wenn Ein Individuum betrunken ist, alle anderen betrunken sein u. s. w. Das Bewusstsein ist daher, wie das Denken überhaupt — und es

ist ja auch denken — vom Individuum abgeschieden, allgemein, durch alle Menschen sich gleich, unabgebrochen von sich. Das Individuum, ein besonders, mannigfach gefärbtes und von anderen Individuen unterschieden, kann sich selbst nur wissen oder sehen durch ein durch keinen Unterschied Gefärbtes, durch keine Besonderheit Verdunkeltes; nur in einem ganz Hellen, Reinen, d. i. eben Allgemeinen, kann es sich schauen und erkennen: sich, das Dunkle und Unreine. Wäre das Bewusstsein, wodurch ich mich selbst weiss und sehe, ein ebenso von Anderen Abgetrenntes, wie ich es als besonderes Individuum bin, so bedürfte das Bewusstsein selbst eines Lichtes, eines Bewusstseins, wie das Licht der Natur, wenn es selbst so unterschieden wäre, wie die Dinge, die es erleuchtet, selbst eines Lichtes, um hell zu sein, bedürfte. Das Bewusstsein ist daher eben so schlechthin Eines, wie das Denken selbst überhaupt. Gleichwohl nenne ich das Bewusstsein § 14 die Unterbrechung der absoluten Einheit der Menschen, als welche ich das Denken als solches nannte. Das Bewusstsein kann nur aus einer absoluten Einheit begriffen werden; aber es ist zugleich die Erleuchtung oder Beleuchtung des Unterschiedes und der Unterschiedenen; es ist, so zu sagen, die aufgeschlossene und aufgebrochene, die auf das Individuum scheinende und eben wegen seiner Gleichheit zugleich ihm sein eigenes Dasein gewährende Einheit; es ist gleichsam der Raum, nicht bloss nach der Beziehung, dass, wie die unterschiedenen Körper im Raume, so die Individuen im Bewusstsein existiren (denn das Individuum existirt doch wahrlich nicht ausserdem und ohne das Bewusstsein, man müsste dann auch den Schlaf, die Trunkenheit u. s. w. für eine Existenz gelten lassen), sondern auch nach der Seite, dass wie der Raum eben in seiner durchgängigen Gleichheit (denn worin wäre denn ein Theil des Raumes vom anderen unterschieden, da jeder ausser dem anderen, also gerade darin keiner ausser dem anderen, sondern ihm absolut gleich ist?) die allgemeine Bedingung des Unterschiedes ist, ebenso das Bewusstsein gerade in und durch seine Einheit und Gleichheit das alles Aussereinandersein der Individuen Gewährende, Bedingende und zugleich Insichfassende ist. Daher auch die Zweideutigkeit und die Täuschung, dass die Menschen gerade durch das Bewusstsein, worin sie Eins sind mit den Anderen, sich am Meisten von den Anderen geschieden glauben. Im eigentlichen Denken verliert sich dieser Schein, denn da bin ich zurückgekehrt zur Einheit als Einheit, zu der, nicht mehr die

Individuen, sondern sich selbst in sich fassenden und schliessenden Einheit, zu der nicht Anderes, sondern zu der sich selbst erleuchtenden Einheit. Denn im Denken bin ich ganz aus mir selbst verschwunden, während ich im Bewusstsein zwar ausser mich selbst hinausgehoben (denn sonst wäre ich nicht bewusst, sondern Thier, Stein, Holz) und aufgehoben in die Einheit, zugleich existire. Ich erinnere hiebei nur noch an das Verhältniss, in welches manche Naturphilosophen und Mathematiker alter Zeit das Licht und den Raum zu Gott setzten, welches sich auch ganz hier anwenden lässt. In der Hoffnung, dass Sie dieses mein (aus Mangel an Zeit) eilfertiges Schreiben wohlwollend aufnehmen und manches Fehlerhafte, theils in dem Gedanken, theils in der Sprache meiner Dissertation mit Ihrer anerkannten Humanität beurtheilen werden, verbleibe ich in tiefer Hochachtung Euer Wohlgeboren ganz gehorsamster

Ludwig Feuerbach, Dr. Phil.

Aus dem Nachlass.

Excerpta aus Herders
„Briefe das Studium der Theologie betreffend“.
Anno 1823 im Winter.

Aus XIV., wo das Christenthum als historische Begebenheit gefasst wird, zu deren gläubiger Annahme man Niemanden zwingen könne, die Bemerkung:

„Unglaube mag die Pest des Christenthums sein; schlechte Beweis-Metaphysik ist seine garstige, faule Seuche. Es sterben mehr Menschen an dieser, wie vielleicht an jener, und in unsern Tagen ist sie die Modekrankheit“.

Aus XV. „Werden Sie so glücklich, nur Einige zu überzeugen, dass sie sich ohne Schwärmerei und Aberglauben entschlössen, dem Leben und der Lehre Christi nämlich zu folgen, nach seinen Grundsätzen zu leben in Wahrheit und stiller Liebe, mögen Sie nun diese Leute kennen oder nicht — das letzte immer um so besser! Lasset uns Christo Jünger ziehen, nicht uns! Lasset uns ihn, nicht uns predigen! Liebe ist Geist des Christenthums, nicht Gebräuche; allgemeiner, reiner Geist der Wahrheit, wo Wahrheit sich finde; keine einzelne Klausur von Worten.“

„Die künftige Welt wird nur aus dem bestehen, was in dieser reell, d. i. ächtes Christenthum war und als solches in sie übergehen konnte.“

Aus XXIII. „Fliehen Sie es wie eine Pest, über Religion zu streiten; denn über das, was eigentlich Religion ist, lässt sich nicht streiten. Weder erstreiten noch wegstreiten lässt sich's, so wenig man das Licht hören, oder den Geist malen kann."

De Ratione,
una, universali, infinita.
Dissertatio inauguralis philosophica, auctore
Ludovico Andrea Feuerbach,
Phil. Doct. Erlangae MDCCCXXVIII.

Zur Ergänzung des Briefes an Professor Harless und als Einleitung zum Verständniss des Briefes an Hegel, folge hier der charakteristische Gedankengang der Dissertation, die wohl kaum noch Jemanden bekannt sein dürfte.

„Die Eine, allgemeine, unendliche Vernunft" ist wesentlich die Hegel'sche „Thätigkeit des Allgemeinen". F. erklärt, man müsse sich skeptisch gegen das subjektive Denken verhalten, und macht dabei die scharfe Bemerkung, dass die Skeptiker, welche das Denken überhaupt für nichtsnutzig erklären, selbst an die Gränzen der Philosophie streifen, weil sie, über die Subjektivität hinaus, die Vernunft als die „universelle Substanz der Individuen" indirekt anerkennen.

Wir betrachten also mit F. zuerst den reinen Gedanken, dann den sich selbst denkenden Gedanken, getrennt von der Erkenntniss, endlich die Einheit des Gedankens und des Gedachten — die Erkenntniss.

Denken heisst, der Form nach, allgemein sein. Sinnliches kann nicht mitgetheilt werden. Die Empfindung bleibt mir allein, nur der Begriff geht auf Andere über (Hegels „sinnliche Gewissheit"). Auch Sophisten können sich einander nichts erklären, weil sie rein subjektiv sind. Zum Mitleiden und Mitgefühl sind Zwei erforderlich; aber Mitdenken, Mitgedanke ist Unsinn, weil Meines hier zugleich vollständig des Andern ist.

Das Denken geht durch alle Einzelnen hindurch und bleibt untrennbar von sich selbst. Im Denken bin ich alle Menschen.

Bei der Zeugung verdoppelt oder vervielfacht sich sogar das Thier; der Gattungsprozess ist ein Schatten des Denkens. Aber

das neue Thier ist im alten enthalten und trennt sich völlig von ihm; das Thier ist also auch zwar die Einheit seiner selbst und des Andern, weil aber die Natur nicht denkt, so besteht die Einheit nicht als Einheit, sondern geht in verschiedenen Individuen auseinander.

Im Wissen ist die Einheit meiner selbst und des Andern. Man kann sagen, die Pflanze weiss sich selbst allein, aber nicht dass sie Pflanze ist. Das aber nennen wir nicht wissen, sondern leben, wachsen, blühen, sich ernähren. Wir aber haben Bewusstsein. Im Recht, in der Moral, bin ich auch allgemein, aber als dieser Mensch, und beziehe mich als bestimmtes Individuum auf die übrigen. Woraus beiläufig folgt, dass der Wille nicht den Vorrang vor dem Gedanken habe (non praestare voluntatem cogitationi), noch die praktische Philosophie der spekulativen vorhergehe. In allen andern Verhältnissen erscheint die Einheit des Ich mit den Andern als über uns gesetzt, nicht manifest; nur im Denken bin ich diese Einheit selbst.

Cogitans ipse sum genus humanum, non singularis homo, sed Nemo. Im Denken bin ich selbst das Menschengeschlecht, nicht ein Einzelner, sondern Niemand.*)

Wenn ich also denke, so bin ich nicht allgemein als eine Person, die an sich besonders ist, sondern einfach allgemein, ohne irgend eine Einschränkung und Ausnahme. Wollt Ihr Euch also die absolute Gleichheit der Menschen vor Augen stellen, so braucht Ihr nicht zu den Begräbnissstätten zu wandeln, die Gebeine und Cadaver betrachtend, die Blicke zum Himmel zu erheben; denn dieser Tod, diese Gleichheit, und jenes jenseitige Leben, welches alle Unterschiede aufheben soll, ist nicht weit von Euch entfernt. Es ist dies nämlich zur Hand im Denken. Ja, in Euch selbst steckt ein sicherer Tod, und zwar der Tod, welcher im Leben vorhanden ist, noch mehr, der das Leben selbst ist und in Eurer Gewalt steht, ein vorzüglicherer und göttlicherer wahrlich als der natürliche Tod. Denn dieser ist nichts als der Tod, d. h. eine reine und leere Negation. Sagt nicht Plato, die Philosophie sei das Studium des Todes, *τὴν μελέτην τοῦ θανάτου*?

Das Denken ist ein allgemeines, gemeinsames Thun. Schon den Stoikern war das Denken ein Zwiegespräch. Das Denken ist

*) Hier wird die zwei Jahre spätere Schrift über „Tod und Unsterblichkeit“ antizipirt.

ein Handeln (Fichte), nur ist das Handeln complizirt, das Denken einfach. Beim Denken sind wir „ausser uns“, und wir sprechen nicht, um das subjektiv Gedachte zu sagen, als wäre die Sprache erfunden, sondern es wird gesprochen, weil das Gedachte gemeinsam ist.*)

Das Ich ist die unendliche Form, es fasst unendliche und unzählige Dinge in sich. Das Bewusstsein verschlingt Alles, wie die Zeit. Es ist nicht Etwas, sondern die unendliche Form, eher Nichts als Etwas. Bei aller Verschiedenheit der aufgenommenen Dinge bleibt es sich selbst gleich und kongruent. Würde es selbst verschieden, so könnte es sich der Verschiedenheiten nicht bewusst sein. Ich werde nicht Tisch, Hund, Stern, wenn ich das Wissen von ihnen habe. Nur so können wir auch Gott kennen, als von ihm verschieden. Denn die Differenz und Unterscheidung ist die Quelle aller Erkenntniss, und ihre erste Bedingung. Freilich ist hinzuzufügen, dass in gewisser Weise die Seele nicht verschieden von den zu erkennenden Dingen, ja diese Dinge selbst ist, wie Aristoteles und die christlichen Mystiker vielfach sagen; aber die Seele ist doch nur die Dinge, insofern sie denkbar und gedacht sind, so dass die Wahrheit nicht in der Einheit des Gedankens und des Dinges, sondern des Gedankens und des Gedachten liegt, und der Gedanke nur mit sich allein übereinstimmt (τὸ εἶδος εἰδῶν des Aristoteles). Der Intellekt ist das Intelligible. Diese absolute Gleichheit fällt nicht in die Sache oder Substanz, sondern nur in die unendliche Form. Das Denken also, nach der Materie endlich, ist nach Form und Akt unendlich.**)

Das Selbstbewusstsein, wenn es vom Erkennen des Unendlichen absieht, sieht dann nichts als sich selbst, wird abstraktes Denken seiner selbst, ohne alle Bestimmung und Erkenntniss, „Philosophie der Subjektivität“, eine partikulare Beziehung des Bewusstseins. So wird nicht die Vernunft zur Substanz und Essenz des Individuums, sondern dieses Individuum zur Substanz der Vernunft, die Vernunft gehört diesem Individuum. Das Individuum wird unendlich, die Vernunft endlich. Der Mensch ist das Mass

*) 1828 war die „Erfindung der Sprache“ noch nicht so abgethan wie heute.

**) Hier tritt die Kantische, aber allgemein menschliche, universale Subjektivität der Vorstellung zu Tage.

aller Dinge (Protagoras). Das Individuum bleibt einzig fest, ist allein. So treibt es die moderne Unsterblichkeitslehre, welche nicht dem Gottlosen die ewigen Strafen, dem frommen Christen die ewige Seligkeit vindizirt, sondern dem hohlen Individuum die Unsterblichkeit verleiht (Jakobi, Novalis sind solche subjektive Philosophen).

Das unendliche Individuum verschafft sich schliesslich auch unendlichen Inhalt, das Erkennen des Unendlichen. Dieses ist nicht das schlechte quantitative Unendliche, sondern das in Eins geschlossene, die Monade, das Atom des Giordano Bruno (De triplici minimo et mensura: „Das Kleinste ist zugleich das Grösste, überall gegenwärtig, die Monas ist alle Zahl, das Eine oder das Atom ist Alle und Alles. Das Unendliche ist nichts als das allgegenwärtige Zentrum, der unendliche Körper das Atom, die unendliche Fläche der Punkt. Ausser der Monas gibt es nichts; denn die Körper sind für nichts ausser dem Atom, die Fläche ist für nichts ausser dem Punkt zu erachten"). Der Uebergang des Bewusstseins zum Unendlichen ist keineswegs ein Salto mortale; denn die unendliche Form, der Gedanke, erheischt eine unendliche, ihm kongruente Materie, wie es die Erkenntniss des Unendlichen ist; Form und Materie werden daher nothwendig Eins. Diese Identität von Form und Materie ist schon analoger Weise in der Natur vorhanden, nur dass der Sinn lediglich für ein bestimmtes Bereich geeignet ist und darin sich unendlich zeigt, während das Denken mit derselben Nothwendigkeit, mit welcher das Auge Licht und Farbe, das Ohr den Ton etc. in sich aufnehmen, das was Eins ist, All, Ganz, Unendlich, Allgemein, die Natur aller Dinge, zum Gegenstand seiner Erkenntniss hat. Denn im Geiste wie in der Natur ist es nicht etwas Anderes was sieht und etwas Anderes wodurch gesehen wird; sondern der Geist ist zugleich Auge und Sonne, oder Licht und Objekt; er sieht sich selbst, und nicht durch etwas Anderes, sondern durch sich selbst.*)

Die Natur ist nichts Stabiles, sondern innerliches Widerstreben, das nicht zur wahren Einheit gelangt; was an sich ein Ununterschiedenes ist, das zertheilt sie, und ist daher nichts als Werden, Genesis und Geburtsstätte des Geistes, so dass für die wahre Essenz

---

*) Dieses Hegel'sche Residuum von der Substantialität des Geistes bleibt übrig, so sehr auch die absoluten Manifestationen des Absoluten eingerissen werden.

der Natur nicht die Natur selbst, sondern der Geist, der ausser und über ihr steht, zu halten ist. Desshalb beruhigt auch die blosse Oberfläche und Aussenseite der Natur, das Innere aber erschreckt und stösst ab; wogegen die Aussenseite des Menschen oder des Geistes Schrecken, das Innere die höchste Ruhe darbietet.*)

Der Geist schliesst sich mit dem Einen, Ganzen, Unendlichen, als seinem Inhalt zusammen; er ist überall im Geistigen zu Hause, lässt sich keine Kantischen Schranken anweisen. Das Verlangen nach Erkenntniss bürgt für die Erfüllung; „und dieses Streben des Geistes nach Vollendung ist nicht leer und ohne Gegenstand" (Giord. Bruno). Die äusseren Dinge, welche ich begehre, sind mir quasi auch schon gegenwärtig, noch vielmehr aber die inneren. Jene sind Gegenstand der „Sucht" — Hab-, Ehr-, Ruhm-, Herrschsucht; diese Gegenstand des „Triebes", studium. Durch das Studium kommt das latent Vorhandene actu heraus; durch das Studium hebt sich der Mensch als Individuum auf, welches noch von der Vernunft getrennt ist.

Vor dem Selbstbewusstsein geht schon ein objektives Denken her, welches weder aus der Erfahrung noch aus der Subjektivität stammt. Wie sehr ich mich vom Andern unterscheide, so hängen doch unsere Gedanken, so verschieden sie sein mögen, als Gedanken zusammen, und dieses geschieht nur durch das allgemeine oder gemeinsame Bewusstsein. Von allem Partikularen abgesehen, gibt es ein allgemeines Ich. Das Bewusstsein zeigt die Menschen nur verschieden, macht sie nicht so, grade wie die Sonne die Dinge verschieden zeigt. Auf dem Grunde des Bewusstseins weiss man erst den Unterschied. Das Bewusstsein bricht die absolute Einheit der Menschen; auf dem Grunde des universalen Bewusstseins ist die allgemeine Form der Besonderheit.

Hier haben wir also schon im reinen Bewusstsein eine Dyas, eine Zweiheit: Denken und Bestimmung, Determination; die Determination als Sache der Erkenntniss, und ihre Negation das Denken. Ich bin mithin Wissendes und Gewusstes, Denkendes und Gedachtes (das Fichte'sche Subjekt-Objekt der „Wissenschaftslehre"). Das Bewusstsein ist mithin Erkennen, aber blos in der Form des Denkens. Es handelt sich noch darum, Erkennen und Denken auseinander zu reissen und dann wieder zusammenzubringen.

*) „Des Menschen oder des Geistes!"

Aus Allem dem geht hervor, dass die Vernunft keine endliche, noch lediglich eine menschliche ist. Die allgemeine Vernunft ist so viel wie die Eine. Liess sich doch der fromme Malebranche von der Nothwendigkeit und Unabhängigkeit der Vernunft zu der Erklärung hinreissen: Nous la concevons en un sens plus indépendante que Dieu; car Dieu ne peut agir que selon cette raison, il dépend d'elle en un sens, il faut qu'il la consulte et qu'il la suive". (Eclaircissements sur la Recherche de la Vérité).

Das individuelle Eins ist Eins neben und ausser andern Individuen, durch die Relation auf sie; aber das wahre Eins ist das Allgemeine, welches in seinem Begriffe nichts Anders enthält als sich selbst. Die Theologen, welche Gott ausserhalb der Welt setzen, und dann vom Polytheismus der Philosophie reden, sind selbst Polytheisten; denn sie setzen Gott als das Eine, und das Andere daneben, sie machen Gott zum Individuum. Dagegen sollte das gewöhnliche Individuum eigentlich Dividuum heissen, d. h. getheilt in sich und Andere.

Es gibt nur Eine Vernunft, und folglich zwar Modi der Erkenntniss, aber nur Eine Erkenntniss. Der Geist ist allein das Allgemeine, ist kein von der Thätigkeit getrenntes Ding, sondern ist nichts neben und ausser seinem Akt. Nur um uns der gewöhnlichen Vorstellung anzubequemen, sagen wir: der Geist ist ein Ding, ein Sein, aber ein solches Ding, welches ganz und gänzlich Akt ist. Alle andere Thätigkeiten könnten nicht statthaben, wenn sie nicht begriffen wären in der und durch die Einheit des Geistes: z. B. ich würde nicht empfinden, wenn ich nicht beim Empfinden zugleich meiner bewusst wäre.

Der Wille ist nicht erstgeborne und originale That des Geistes, sondern geht erst aus dem Denken selbst hervor. Denn der Wille ist selbst Gedanke, insofern er sich auf das Individuum bezieht und mit ihm verbunden ist, was auch daraus hervorgeht, dass Wollen nichts Anderes ist als Sich-selbst-bestimmen.*)

Aber — „was das Individuum betrifft, so geht der Wille dem Gedanken vorher. Denken kann nur, wer Denken will". Im einzelnen Menschen entsteht nur aus dem Willen, der als indi-

*) Man sieht, der Wille, die Empfindung, sind hier wie in aller Idealphilosophie, nichts Apriorisches, Ursprüngliches, sondern erst Kinder des absoluten Hausherrn, des Intellekts. Zweite, zu überwindende Schranke des jungen Philosophen.

viduelles Denken das Individuum durchdringt, aufhebt und sich unterwirft, das reine Denken.

Das Wollen ist ein unterbrochenes und getheiltes Denken; denn es ist getheilt in sich, das Denken, welches mich bestimmt, und in mich, der ich bestimmt werde. Wenn ich mich bestimme, trenne ich mich von mir selbst, und hänge zugleich mit mir zusammen. Denkend aber bin ich an sich schon von mir getrennt, ganz frei von mir, ganz ausser mir als Einzelnem. Das Denken ist daher der Grund und Ursprung des Geistes selbst.

Der Mensch wird, er wird nicht geboren: Von Natur denkt der Mensch nicht, er ist irrationell. Dem Menschen wohnt die Vernunft nicht inne, wie dem Magneten seine Kraft; der Staat, die Gesellschaft bringen ihn zur Vernunft; jene beruhen daher nicht auf einem Pakt, sondern sind selbstredend vernünftig. Die Menschen sind nur Menschen als Res publica. Im Mutterleibe wird ja der Mensch schon verdorben, wenigstens bestimmt.

Liebe, Freundschaft, jede besondere Verbindung freier und bewusster Menschen geht nur aus der allgemeinen ursprünglichen Einheit hervor, welche einfach ist, vor dem Bewusstsein. Aber wie heftig der Trieb sei, alle solche Verbindungen sind endlich, weil der Unterschied in ihnen nicht völlig aufgehoben wird. In der Gegenwart und im Besitz des geliebten Gegenstandes bleibt immer ein gewisses Verlangen, d. i. Empfindung des Unterschiedes und der Gränze. Daher sagt Novalis: „Liebe ist durchaus Krankheit". In der Einheit der Liebe bleiben immer zwei, sie ist nur sinnliche Einheit. Im Innersten des Menschen ist nur Ein Ort, wo Ich Dir nicht mehr entgegengesetzt bin, wo die Einheit absolut, unendlich, vollständig ist; diese göttliche Einheit ist nur im Denken zu finden.

„Ich denke, also bin ich alle Menschen", ist auch oberstes Sittengesetz. Sei auch äusserlich im Leben so Eins, wie Du es im Gedanken bist!

Nicht nur in Bezug auf den Menschen, sondern an und für sich selbst ist die Vernunft Eine, ihre Existenz ist ihre Einheit. In jedem Urtheil ist die Unendlichkeit vorhanden, jede Wahrheit ist die ganze Wahrheit. Den Tod begreift die Vernunft als etwas Rationales, nicht als eine ihr auferlegte Schranke. Der Tod ist also vernünftig. Die Schranken unserer Vernunft wären ja ihr Wesen; hätten wir eine beschränkte Vernunft, so könnten wir weder über die Gränzen hinaus, noch hätten wir einen Begriff von

ihnen. *Πέρας*, Gränze, ist Bestimmung, Wesenserklärung, dasselbe mit *Τέλος*, finis, Endzweck.

Feuerbach an Hegel.*)

Ansbach, den 22. November 1828.

Wohlgeborner Herr! Hochzuverehrender Herr Professor!

Ich nehme mir die Freiheit, Euer Wohlgeboren meine Dissertation zu schicken. — Nicht desswegen, weil ich ihr etwa einen besondern Werth beilege, oder mir gar einbilde, dass sie an und für sich und für Ihren Geist Intresse habe, sondern nur desswegen schicke ich sie Ihnen, weil ich, der Verfasser derselben, zu Ihnen in dem besondern Verhältniss eines unmittelbaren Schülers stehe, da ich zwei Jahre lang in Berlin Ihren Vorlesungen beiwohnte, und Ihnen hiermit nur meine persönliche Hochachtung und Verehrung bezeugen möchte, welche ich Ihnen als meinem Lehrer schuldig bin und mit Freuden auch als meine Pflicht anerkenne. Allein eben dieses besondre Verhältniss eines unmittelbaren Schülers erzeugt auch zugleich die Schüchternheit in mir, mit welcher ich Ihnen meine Arbeit überreiche. Denn wenn die wahre Hochachtung und Verehrung seines Lehrers der Schüler nicht durch äusserliche Handlungen oder Worte und Empfindungen, sondern nur durch seine Werke bezeugt und ausdrückt, so kann er eben dieses nur durch Werke, die im Geiste seines Lehrers gearbeitet sind, seiner als eines Schülers würdig sind und die Forderungen erfüllen, die man an ihn als einen unmittelbaren Schüler macht. Aber eben an meinem Werke, wenn anders dieses Namens meine Dissertation würdig ist, erkenne ich selbst nur zu gut das Mangelhafte, das Ungenügende, das Corrupte und Verwerfliche, als dass ich es vielmehr nicht für ein selbst den Forderungen, die ich selbst nur an mich mache als den, der zwei Jahre Ihren bildenden und lehrreichen Unterricht genossen hat, nicht entsprechendes Werk halten sollte. Wenn nun gleich der Grund von vielem Mangel- und Fehlerhaften darin nur in den engen Grenzen des Umfangs, des Zwecks und der Sprache einer Dissertation überhaupt, zumal auf dem Gebiet der Philosophie, zu suchen ist, und so manches Tadelnswerthe von selbst seine Entschuldigung findet; so kann ich mir

---

*) An diesem Briefe ist mit Ausnahme einer einzigen, dadurch unverständlichen, inkorrekten Satzbildung nichts verändert worden. Das gesperrt Gedruckte war natürlich von F. nicht unterstrichen, ausgenommen die zwei Wörter S. 216, Randnote.

doch diese meine Freiheit, Ihnen selbst meine Dissertation zu überreichen, nur verzeihen durch das Bewusstsein, welches ich offen bekenne, dass sie im Ganzen und Allgemeinen einen speculativen Geist athmet; dass sie (freilich nur als ein durch äussere Veranlassung herausgerissenes Fragment) das Product eines Studiums ist, das in einer lebendigen, so zu sagen wesentlichen (nicht formalen), die Seele, die eigne Productiv- und Selbstkraft in sich fassenden und aufnehmenden, freien (desswegen aber keineswegs willkührlichen, auswählenden, hie und da nippenden) Aneignung und Einbildung der Ideen oder Begriffe besteht, die den Inhalt Ihrer Werke und mündlichen Vorträge ausmachen; durch das Bewusstsein, dass die durch Sie in mir erzeugten oder geweckten und in Ihrer Philosophie ausgesprochenen Ideen nicht oben im Allgemeinen über dem Sinnlichen und der Erscheinung sich halten, sondern schaffend in mir fortwirken, und so zu sagen, aus dem Himmel ihrer farblosen Reinheit, ihrer unbefleckten Helle, Seligkeit und Einheit mit sich selber zu einer das Besondre durchdringenden, in und an der Erscheinung die Erscheinung aufhebenden und bewältigenden Anschauung sich heruntersenken und gestalten, und auch diese meine Dissertation, wenigstens im Allgemeinen, und wenn gleich auf eine höchst unvollkommene, noch ganz rohe und fehlerhafte, das Abstrakte nicht vermeidende Weise, doch eine Spur von einer Art des Philosophirens an sich trägt, welche man die Verwirklichung*) und Verweltlichung der Idee, die Ensarkosis oder Incarnation des reinen Logos nennen könnte. Dieses Bewusstsein also gibt mir den Muth, ungeachtet der von mir selbst eingesehenen und gefühlten Mangelhaftigkeit meiner Arbeit, sie Euer Wohlgeboren zu überreichen. Auch bin ich fest überzeugt, dass jene Art des Philosophirens, die noch unabgelöst und unbefreit von mir selbst, in diese meine Arbeit nur hineinschimmert, nur noch als Werden in meinem Innern vorhanden ist, vielleicht auch nie durch mich wenigstens zum Dasein und zur vollendeten Gestalt hervortritt, an der Zeit ist oder (was eins ist) im Geiste selbst der neuern oder neuesten Philosophie begründet ist, aus ihm selbst hervorgeht. Denn wenn es sich bei der Philosophie, die nach Ihnen benannt wird, wie die Erkenntniss der Geschichte und der

*) (Am Rande) keineswegs aber Popularisirung oder gar Verwandlung des Denkens in ein anstierendes Anschauen oder etwa der Gedanken in Bildchen und Zeichen sein soll.

Philosophie selbst lehrt, nicht um eine Sache der Schule, sondern der Menschheit handelt, wenn der Geist wenigstens der neuesten Philosophie darauf Anspruch macht, dahin drängt, die Schranken einer Schule zu durchbrechen, und allgemeine, weltgeschichtliche, offenbare Anschauung zu werden, und in eben jenem Geiste nicht bloss der Same zu einem bessern literarischen Treiben und Schreiben, sondern zu einem in der Wirklichkeit sich aussprechenden, allgemeinen Geiste, gleichsam zu einer neuern Weltperiode liegt; so gilt es jetzt, so zu sagen, ein Reich zu stiften,*) das Reich der Idee, des sich in allem Dasein schauenden und seiner selbst bewussten Gedankens, und das Ich, das Selbst überhaupt, das, seit Anfang der christlichen Aera besonders, die Welt beherrscht hat, und sich als den einzigen Geist, der ist, erfasst hat und als absoluten den wahren absoluten und objectiven Geist verdrängenden Geist geltend machte, von seinem Herrscherthron zu stossen, auf dass die Idee wirklich sei und herrsche, Ein Licht in Allem und durch Alles leuchte, und das alte Reich des Ormuzd und Ahriman, des Dualismus überhaupt nicht im Glauben einer aus der Welt in sich gekehrten Kirche oder in der Idee Einer Substanz, oder überhaupt auf eine Weise, die ein Jenseits, ein Negatives, ein ausschliessendes Verhältniss zu einem Andern hat (was bisher in der Geschichte immer der Fall war), sondern in der Erkenntniss der sich als aller Realität bewussten, Einen und allgemeinen, seienden und erkennenden, wirklichen, allgegenwärtigen, durch keinen Unterschied von sich getrennten und unterbrochenen Vernunft überwunden werde. Es wird und muss endlich zu dieser Alleinherrschaft der Vernunft kommen; die Philosophie, die seit Jahrtausenden an ihrer Vollbringung und Verwirklichung arbeitete, aber stufenweise aufsteigend das Ganze, das All (oder wie man es bezeichnen will) immer in eine besondere Bestimmtheit, in einen bestimmten Begriff einfasste, und damit nothwendig immer ein Andres (sei's nun eben die Bestimmtheit und das Dasein selbst überhaupt, sei es die Religion, oder die Natur oder das Ich, u. s. w.) ausser sich liegen liess, nun endlich das Ganze selbst in ein Ganzes fasste und in der Form eines Ganzen ausdrückte, muss nun endlich auch diess bewirken, dass

*) (Am Rand) Der Stifter dieses Reiches wird freilich keinen Namen haben, kein Individuum, oder jenes einzige Individuum, das ist, der Weltgeist sein (sic).

nicht mehr ein Zweites oder Andres, etwa mit dem Scheine, oder dem Recht und Anspruch, eine zweite Wahrheit, etwa Religionswahrheit u. s. w. zu sein, bestehe; tausendjährige Formen, Anschauungsweisen, die von der ersten natürlichen Schöpfung an durch die ganze Geschichte hindurch als Grundlagen sich durchziehen, müssen, da die Erkenntniss ihrer Nichtigkeit und Endlichkeit gekommen, wenn auch noch nicht offenbar geworden ist, verschwinden, und Alles wird Idee und Vernunft werden. Es gilt jetzt einen neuen Grund der Dinge, eine neue Geschichte, eine zweite Schöpfung, wo nicht mehr die Zeit und drüber und draussen der Gedanke, sondern die Vernunft die allgemeine Anschauungsform der Dinge wird. Wenn, wie sich sonnenklar nachweisen lässt, der Mensch sich den verrücktesten Widerspruch zu Schulden macht, wenn er auch nur spricht von Dingen als vom Gedanken abgelösten und getrennten, wenn, geschweige dass das Denken etwas Subjektives und Nichtreales ist, vielmehr der Mensch, wie die Dinge selbst, gar nicht ausser dem Denken existiren, das Denken das Allumfassende, der allgemeine wahre Raum aller Dinge und Subjecte ist, ferner jedes Ding, jedes Subject nur diese sind, durch die Vorstellung davon, in dem Gedanken derselben; so ist klar, dass wenn das Ich, das Selbst (nebst dem unendlich Vielen, was damit zusammenhängt) als das absolut feste, als das allgemeine und bestimmende Princip der Welt und der Anschauung überwunden ist in der Erkenntniss, es aus der Anschauung selbst verschwindet, dass das Selbst aufhört das zu sein, was es bisher war; ja es selbst erstirbt. Es kommt daher jetzt nicht auf eine Entwicklung der Begriffe in der Form ihrer Allgemeinheit, in ihrer abgezogenen Reinheit und abgeschlossnem Insichsein an, sondern darauf an, die bisherigen weltgeschichtlichen Anschauungsweisen von Zeit, Tod, Diesseits, Jenseits, Ich, Individuum, Person und der ausser der Endlichkeit im Absoluten und als absolut angeschauten Person, nämlich Gott u. s. w., in welchen der Grund der bisherigen Geschichte und auch die Quelle des Systems der christlichen sowohl orthodoxen als rationalistischen Vorstellungen enthalten ist, wahrhaft zu vernichten, in den Grund der Wahrheit zu bohren, und in ihre Stelle als unmittelbar gegenwärtige weltbestimmende Anschauung die Erkenntnisse einrücken zu

lassen, die sich in der neuern Philosophie als ein Reich des An sich und Jenseits, in der Form der nackten Wahrheit und Allgemeinheit eingewickelt finden. Das Christenthum kann desswegen nicht als die vollkommene und absolute Religion gefasst werden, diese kann nur sein das Reich der Wirklichkeit der Idee und der daseienden Vernunft. Das Christenthum ist nichts Andres, als die Religion des reinen Selbsts, der Person als des Einen Geistes der ist überhaupt, und ist damit nur der Gegensatz der alten Welt. Welche Bedeutung hat z. B. die Natur in dieser Religion? welche geist- und gedankenlose Stellung hat sie in ihr? und doch ist eben diese Geist- und Gedankenlosigkeit eine der Grundsäulen derselben. Ja unbegriffen, geheimnissvoll, unaufgenommen in die Einheit des göttlichen Wesens liegt sie da, so dass nur die Person (nicht die Natur, die Welt, der Geist) ihre Erlösung feiert, welche eben ihre Erkenntniss wäre. Die Vernunft ist daher im Christenthum wohl noch nicht erlöst. Auf eine ganz geistlose Weise gilt daher auch noch der Tod, obwohl ein blos natürlicher Act, für den unentbehrlichsten Taglöhner im Weinberg des Herrn, für den das Werk der Erlösung erst ganz vollendenden Nachfolger und Gefährten Christi. Da der Grund und die Wurzel jeder Religion in der Philosophie, in einer bestimmten Anschauungsweise liegt, worauf erst die Religion aufgetragen wird, so liesse sich aufs bestimmteste und schlagendste das Endliche, das Negative, das vom Christenthum selbst geahndete Jenseitige nachweisen. Ueberhaupt war bisher immer jede Religion nichts anders, als die unmittelbare Gegenwart, der Schein, und die Erscheinung des allgemeinen Geistes einer in dem Unterschiede der Systeme sich als Eines zusammenhaltenden Philosophie, z. B. der griechischen; das Christenthum die in der Form fixer Endlichkeit sich ausbreitende Erscheinung des Geistes der nachgriechischen Philosophie. Jetzt jedoch dürfte dahin das Streben der Einzelnen gehen müssen, dass der Geist als Geist da sei, in der Erscheinung nichts als er selbst. Doch ich breche ab aus Furcht, die Gränzen der Bescheidenheit und Achtung zu übertreten, wenn ich Sie, meinen tief verehrten Lehrer, noch länger mit mir, mit Angabe meiner Erkenntniss, meines Strebens, meines Denkens hinhalten wollte. In

der Hoffnung, dass Sie dieses mein Schreiben und die Ueberreichung meiner Dissertation, die doch wenigstens im Allgemeinen ein philosophisches Studium und ein Streben nach unmittelbarer Vergegenwärtigung abstracter Ideen andeutet, wohlwollend aufnehmen werden, verharre ich in tiefster Hochachtung und aufrichtiger Verehrung

Ew. Wohlgeboren ganz gehorsamster
Ludwig Feuerbach. Dr. philos.

Ich erlaube mir noch die Bemerkung, dass ich, um Euer Wohlgeboren durch ein allzu weitläuftiges Schreiben nicht beschwerlich zu fallen, es unterlassen habe, Näheres hinsichtlich meiner Dissertation anzugeben, und das Besondere, welches ich daran selbst für falsch und schlecht anerkenne, zu bezeichnen, wie auch die Hauptsache derselben, die nun ganz einfach vor mir liegt, herauszustellen, so viel mir selbst auch daran gelegen wäre, um manches Schlechte, wenigstens durch Angabe desselben, und das ausgesprochene Bewusstsein über dasselbe, noch eher zu vertilgen, als Sie vielleicht meine Arbeit zu lesen würdigen. Aus demselben Grund vermied ich einen ausführlichen Brief, wie ihn wohl der Gegenstand an sich verlangt hätte.

II. Periode.

Von 1829 — 1839.

Von der Habilitation des Dozenten bis zur Proklamation einer eignen Philosophie. Durchkämpfung des Hegelthums und mächtige historische Schöpfungen.

1829 las Feuerbach als Privatdozent zu Erlangen über Cartesius und Spinoza. Sein Bruder Eduard lehrte dort in gleicher Eigenschaft die Rechtswissenschaft, während Fritz Philologie studirte — Anselm arbeitete derweilen anderswo am „Apollo". An Ludwigs erstes Kolleg schloss sich ein zweites über: „Logik und Metaphysik", welches in erneuerter Ausarbeitung wiederholt wurde.*)

Der junge Philosoph hatte schwerlich einen glänzenden Vortrag, Alles war ihm Sache, Begriffsbestimmung, er war zu wenig fertig mit sich selbst, zu sehr Philosoph. Auch in späteren Jahren hat er nur gut gesprochen, wenn er im Privatkreise feuerflüssig wurde, wenn der Geist über ihn kam. Obendrein kabalirte die pietistische Partei zu Erlangen gegen seine Richtung und machte ihm die Studenten abspenstig.

Schon im Frühjahr 1832 war er des Dozirens müde und verliess den Hörsaal. Von 1832—35 lebte er abwechselnd in Frankfurt, Ansbach, Erlangen und Nürnberg. Auf den dringenden Rath seiner Freunde und Verwandten kehrte er noch einmal zum Katheder zurück, und las im Winter von 1835 auf 36 „Geschichte der neuern Philosophie bis auf die neueste Zeit".*) Dann verliess er Erlangen für immer.

*) Die betreffenden „Hefte" sind zum guten Theile noch vorhanden.

Zweimal schon war ihm die ausserordentliche Professur abgeschlagen worden; das zweite Mal auf Bericht des Erlanger Senats vom 14. October 1833, durch den Fürsten Oettingen-Wallerstein zu München. Jetzt, 1836, frug er zum dritten Male an, „wie zu erwarten war" — vergeblich. Damals trieb er viel Französisch und sagte: Le Sénat ne veut pas de moi.

Dem bayrischen Landfrieden hatte er ohnehin nie getraut, seitdem man ihm 1830 sein Buch über „Tod und Unsterblichkeit" konfiszirt hatte. Die bayrische Polizei wollte absolut unsterblich sein, und Er fühlte, dass er es als bayrischer Staatsdiener nicht werden könnte.

Seit dem Frühjahr 1832 hatte er bereits in der weiten Welt umher an einer Bestimmung und einem Bestimmungsorte gesucht. Sein Bruder Fritz lebte damals in Paris, Ludwig schrieb ihm, dass er um Alles gern nach Paris käme, dass er Privatstunden geben, sich durch literarische Korrespondenzen ernähren wolle — wenn er nur nicht im Anfang zusetzen müsste! Im September desselben Jahres wandte er sich an Victor Cousin, den Allerweltsphilosophen, den Entdecker des „Landes der Schulen und Kasernen". Der französisch geschriebene, natürlich etwas holprige Brief von vier Quartseiten liegt noch vor. Cousin soll ihm rathen, helfen, eine Stellung in Frankreich verschaffen. „Votre trèsobéissant et très-humble serviteur Dr. L. A. Feuerbach, Frankfurt a. M. vor dem Allerheiligen-Thore auf dem Wege nach Bornheim." Von einer Antwort Cousin's — keine Spur.

Die Sehnsucht nach Befreiung und Unterkunft wird immer quälender. Im Mai 1834 meldet er sich, wieder in Quarto — bei einem „hohen Erziehungsrath" zu Bern um die ausgeschriebene Stelle eines Professors der Philosophie. — Umsonst. Im selben Jahre bittet er einen Freund seines bereits verstorbenen Vaters um dessen Verwendung bei der griechischen Regierung: Altgriechisch verstehe er, Neugriechisch werde er bald lernen.

Eduard Gans in Berlin schrieb ihm freundlich und aufmunternd, Altenstein lobte seine „Geschichte der neueren Philosophie"; aber auch in Preussen geschah nichts für ihn, ausser dass die „Societät für wissenschaftliche Kritik" ihn zum Mitarbeiter — mit gebundener Marschroute — bei den Berliner „Jahrbüchern" machte.

Seine Sorge um die Zukunft wuchs, seitdem ein anderes, theures Wesen sich eng in sein Geschick verflochten hatte. Oest-

lich von Ansbach, nach Nürnberg zu, liegt, 3 Stunden vom ersteren Orte, das Dorf und Schloss Bruckberg in reizendster Gegend. Oben im markgräflichen Schlosse befand sich eine Porzellanfabrik, die vom Staate betrieben wurde. Nach dem Tode des letzten Markgrafen, als Ansbach preussisch geworden, erhielt Hr. Löw auf Alex. v. Humboldt's Empfehlung die Stelle eines Inspektors der Fabrik. Diese ging später aus den Händen des Staates in ein Privat- und Kompagnie-Geschäft über, welches Hr. Stadler, der Schwiegersohn Löw's, nach dem Tode des letzteren leitete. Frau Stadler war die ältere Tochter; der Genius des Schlosses, die Fee in Flur und Wald, war die jüngere Tochter Bertha. Feuerbach erblickte sie zuerst im Jahre 1833, als er von Ansbach nach Bruckberg streifte.

Das interessante Paar verlobte sich ein Jahr darauf; aber wo und worauf diesen Bund besiegeln? Bertha hatte neben ihrer Bildschönheit und ihrem verständnissvollen Herzen nur eine kleine Rente aus dem Ertrage der Fabrik; Ludwig hatte nicht, wohin sein gedankenschweres Haupt legen.

Er zog nach Bruckberg im Jahre 1836, gab seinen „Leibnitz" heraus, aus dem ein ganzes Dutzend Philosophie-Professoren zu schnitzen waren — „Alles vergebens, Glück ohne Ruh".

Am 12. November 1837 wurde, trotz der Ungunst der Verhältnisse, der eheliche Bund geschlossen. Der Voranschlag zum Budget des Haushaltes erinnert lebhaft an die Rechnung, welche Friedrich Schiller und Charlotte von Lengefeld ihrer Zeit mit einander anstellten, als sie zu Jena ihr Nest bauten.

Bertha Feuerbach bezog für ihren Theil jährlich etliche hundert Gulden aus der Fabrik; Wohnung und Holz im Schlosse waren frei; die jungen Leute erhielten einen Garten zum Gemüse- und Kartoffelbau; an den Erträgnissen eines grossen Familien-Obstgartens waren sie betheiligt, desgleichen an der gemeinsamen Jagd und Fischerei. Der Philosoph konnte nach Herzenslust durch den Wald pirschen und mit der geistigen Beute auch Wildpret heimschleppen. Dazu aber kam eine k. bayrische Pension, die er als Sohn seines Vaters bezog, und die nach dem Tode der Mutter auf 420 Gulden erhöht wurde. Rechnet man dazu noch die Honorare eines deutschen philosophischen Schriftstellers, so wird man versucht auszurufen: O Herr, halt' ein mit deinem Segen!

Das waren selige Tage und Jahre in Bruckberg! In schönster Natur der Natur gemäss leben, nur von sich selbst abhängen, den

Genuss sich täglich durch Anstrengung, ja Abhärtung, verdienen, sich Abends zur Belohnung in die bescheidene Schlosswirthschaft unter die Handwerker und Bauern setzen, mit ihnen rauchen, trinken und philosophiren, beständig fremdes Leid, meist heimlich, oft mit persönlichen Opfern, mildern und stillen, und dabei den grössten Gedanken hegen, der im 19. Jahrhundert in eines Menschen Kopf gekommen war —: das war so die Lebensregel unseres epikuräischen Stoikers.

Auf einem Merkzeichen in einem seiner Bücher finde ich deutlichst geschrieben die drei Wörter untereinander: „Tabaksbeutel, Quittung, Pulverhorn." Das ist Feuerbach in seinen Bruckberger Jahren: er liebte wie Lenau sein „Pfeifchen traut, voll duftender Narkose"; er hielt Haus mit Soll und Haben und hasste die Schulden; im Walde ging ihm die Seele auf, wie dem Uhland'schen Jäger. Etwas später gesellte sich der geognostische Hammer zu diesem Handwerkszeug.

Lassen wir hier das Porträt folgen, zu dem Feuerbach in der Blüthezeit seiner Existenz gesessen, und das Dr. C. Beyer nach der Natur entworfen hat.

„Ihn, den Geistesfürsten, zeichnete eine aristokratisch vornehme, an die Bedeutung seines hohen Geistes erinnernde Haltung aus, die mit einer gewinnenden männlichen Anmuth und einer entgegenkommenden Liebenswürdigkeit gepaart war. Er war eine imponirende Erscheinung trotz seiner nur mittleren Grösse. Schon der oberflächliche Blick auf ihn erzeugte den Eindruck eines ganzen ächten Mannes; eines Menschen, dessen Wesen in der That den Stempel deutscher Gründlichkeit und deutscher Geistesgrösse trug. Ueber die Einfachheit seiner Kleidung, die sein bescheidenes, selbstloses Wesen bewies, blickte man in seine ebenmässigen, ernstmilden, geistverkündenden Züge, die er von seiner Mutter, einer anerkannt vollendeten Schönheit, geerbt haben mochte, blickte man in sein feurig erglänzendes Denkerauge, sah man auf die gedankendurchfurchte, hohe Stirn, auf die männliche, leicht gebogene Nase, auf den zum Wohlwollen angelegten, ernst geschlossenen Mund, bewunderte man seinen idealen fränkischen Charakterkopf, den ein in's Blonde — um nicht zu sagen in's Fuchsige — schillernder, kräftiger Vollbart zierte, und der mit reichem dunklen Haupthaare bedeckt war. Selbst bei ernsten Gesprächen blieb er lange wortkarg, oder seine Sprache war abgerissen, kurz, schwer, und machte für den Nichteingeweihten den Eindruck einer gewissen Schüchtern-

heit und Befangenheit, oder aber einer Vornehmheit, die es verschmäht, sich des auch ungesprochen bekannten und geläufigen Phrasenschatzes unserer Sprache zu bedienen."

Ich erzählte ihm einst, fährt Dr. B. fort, in welch' erbärmlicher Weise ein deutscher Universitäts-Professor die Erkenntnisstheorieen von Locke und Leibnitz vorgetragen habe. „Ich sehe ihn noch mit dem plötzlich zurückschnellenden, herausfordernden Kopfe, höre noch die Hastigkeit seiner nun mächtig hervorsprudelnden, sich überstürzenden Rede, gewahre noch das zornsprühende, rollende Feuerauge dieses feuerströmenden Feuerbach's. Ich werde nie dieses halbstündige Kolleg über Locke vergessen, das uns der einsame Gelehrte in der Schlosswirthschaft zu Bruckberg hielt. In solchen Momenten wurde es in seiner Umgebung plötzlich still. Feuerbach erschien mit einem Male grösser, mit jeder neuen Gedankenwelle wurde er entzückender, bezaubernder — hinreissender. Aber trotz aller Emphase verlor er, der sich in seiner Umgebung wie Zeus unter den Göttern ausnahm, nie das Sympathische, Erwärmende im Ausdruck, wie sich da überhaupt niemals die geistige Scheidewand hob, die ihn von den Honoratioren und seinen Bekannten aus der Umgegend trennte, so dass selbst Geistesbevorzugte es einräumten, wie schon eine gewisse Selbstüberwindung, ja ein längerer Umgang dazu gehöre, um sich in seiner Gegenwart so zu sagen als seines Gleichen zu fühlen und auf menschlich unbefangenem Fusse mit ihm zu verkehren."*)

Grade um die Zeit der Verheirathung knüpfte sich auch das Band der geistigen Ehe zwischen Feuerbach und Arnold Ruge als dem Vertreter der fortschrittlichen Philosophie. Das Missverhältniss zu den Berliner „Jahrbüchern", schon 1835 bei Gelegenheit der Stellung von „Kirche und Staat zum christlichen Prinzip" konstatirt, führte zunächst zur Erkältung und endlich zum Bruche. Die Kritik über Erdmanns „Geschichte der Philosophie", 2ter Theil, lag 1837 bereits in Berlin vor, als sich Ruge meldete. Ruge, Echtermayer, Schaller und Hinrichs gründeten die „Halle'schen Jahrbücher", in denen Feuerbach mit der Kritik des „positiven" Sengler debutirte. Im Jahre 1841 verwandelten sich die „Halle'schen Jahrbücher" in „Deutsche Jahrbücher", welche auf preussisches Betreiben der Tendenz-Zensur erlagen, und 1843 verboten wurden.

---

*) Dr. C. Beyer: „Leben und Geist Ludwig Feuerbachs". Festrede vom 11. Nov. 1872. Frankfurt 1873. S. 4. 5.

Strauss trug die Fahne der kritischen Theologie voraus, Feuerbach folgte mit dem Banner der philosophischen Kritik. Er wurde der bedeutendste, der ton- und massangebende Mitarbeiter der Jahrbücher; wesentlich seiner Richtung, welche sich immer praktischer und verständlicher zuspitzte, fiel die Ruge'sche Schöpfung zum Opfer.

Doch wir sind um etliche Jahre über die Gränze unserer Periode hinausgeschweift. Im Jahre 1838 erschien Feuerbachs „Bayle“ „mit dem apokryphen E.“ Von da an trug er sich mit seinem ersten Hauptwerke eigener Philosophie. Er war er selbst geworden, kein „Aner“ mehr, oder wie er scherzte: soll ich durchaus ein „Aner“ sein, wohlan, so bin ich ein „Bruckbergianer“.

In den heftigsten Stürmen der geistigen Kämpfe, welche bereits auf das Gebiet der praktischen Politik hinübergriffen, blieb er „unentwegt.“ Sein Tibur lächelte ihm jeden Tag. Ille mihi praeter omnes angulus ridet.

Briefe.

Tiedge an L. Feuerbach.

Dresden, den 31. Nov. 1831.

Hochgeschätzter Herr! Zuvörderst sage ich Ihnen meinen herzlichsten Dank für die gütige Mittheilung Ihrer Schrift: Gedanken u. s. w. Ich habe mich zwar noch nicht ganz durchgearbeitet durch das ganze mit mancherlei Dunkelheiten durchschossene System Ihrer zum Theil sehr scharfsinnigen Gedanken. Wie dunkel, oder auch als Wiederholtes mir Manches darin erscheint, so gestehe ich doch aufrichtig gerne die gefühlte Wahrscheinlichkeit ein: dass jene Dunkelheiten und manches sonst noch Auffallende bloss subjektiver Natur sein möge. Nur das ist mir vollkommen klar, dass Ihre ganze Schrift einen grossen, zum Theil feuerigen Hymnus auf die Vernichtung vernünftiger Individualität enthält, der nur die Fortdauer der Gattungen zulässt. Ich begreife, dass ein junger geistvoller Mann, der das grosse, obgleich ungewisse Kapital seines Lebens vor sich liegen hat, mit einer gewissen Gleichgiltigkeit die endliche Auflösung seiner Existenz und den materiellen Uebergang in andere Form in kunstreichen und scharfsinnigen Begriffen und poetischen Betrachtungen anschauen und in der durch ihn bereicherten Begränzung seines Daseins sich gefallen kann. Sehr viele Ihrer Leser hingegen werden wahrscheinlich Ihre Darstellung scharfsinnig, aber trostlos finden. Auch fürchte ich, dass Ihr System Ihnen bei Ihrem Fortkommen in der von Ihnen eingeschlagenen Laufbahn böse Hindernisse veranlassen wird. In Ihren Xenien spricht sich ein gewisser kecker Muthwille aus, dessen jugendliche Natur die Anstössigkeit derselben hoffentlich beseitigen wird. Indessen macte hac tua virtute esto! Recht sehr wünsche ich bald

wieder Etwas von Ihnen zu lesen, wo ich Ihnen nachfliegen kann, wenn ich eben auch nicht mehr schnell zu fliegen vermag.

Hochachtungsvoll Ihr ergebenster Tiedge.

Ludwig an Eduard Feuerbach.

Frankfurt, den 26. April 1832.

Lieber Eduard! Höchst unangenehm ist mir, ich muss es offen gestehen, die Ungewissheit, in die mich der unbestimmte Entschluss des Vaters gesetzt hat, erst dann mich nach Paris reisen zu lassen, wenn Fritz sich versorgt weiss, da ich doch vielleicht, wenn ich bald hinkäme, mir noch früher als Fritz eine selbständige Existenz verschaffen könnte und für meinen dortigen Aufenthalt zunächst nicht mehr verlangte, als ich bisher nach Erlangen bezog. Denn ich mag hin- und hersinnen, wie ich will und mit der grössten Ruhe und Besonnenheit Alles überlegen und erwägen, was nur immer bei einem Schritte, wie ich ihn vorhabe, in Erwägung zu ziehen ist, es bleibt mir keine andere Bürgschaft für meine Zukunft übrig, als Paris, wo mir doch ganz untrüglich gewiss die Stelle eines Sprachmeisters ist. Darum hält mich auch nur noch der Mangel an Reisegeld hier auf. Die Tante ist leider durch ihre seitherige grosse Auslage für ihre Häuser jetzt verhindert mir es zu geben, sonst würde sie es gern thun; doch hat sie mir noch nicht alle Hoffnung genommen; denn wäre ich nur einmal dort, so wüsste ich, dass es dem Vater eins ist, ob er mir die 40 fl. monatlich nach Erlangen, nach Frankfurt, oder nach Paris schickte. Doch prenez patience! sage ich zu mir selbst und tröste mich, dass ich je länger ich hier bleibe, um so mehr Fortschritte im Französischen mache.

Dein Bruder Ludwig.

Derselbe an denselben.

Frankfurt, den 22. Juni 1832.

Lieber Eduard! Ununterbrochen war ich bisher mit der französischen Literatur beschäftigt und bin es noch, und habe manchen für die Zukunft gewiss so oder so brauchbaren Stoff gesammelt und bin noch mehr zu sammeln im Begriffe, ehe ich nach Paris oder zu einem Thätigkeitskreis, der mir den Weg dazu bahnt, zu kommen gedenke.

Wenn Jemand nach mir fragt, sage nur, ich würde noch einmal zurück kommen, aber Du wüsstest noch nicht wann.

Dein treuer Bruder Ludwig.

Eduard an Ludwig Feuerbach.

Nürnberg, den 23. Sept. 1832.

Lieber Ludwig! Von Fritz sind neuerdings Nachrichten da; er ist gegenwärtig wieder ganz gesund und wohl; dass er es nicht immer war, wirst Du wahrscheinlich erfahren haben. Er hatte zweimal einen Anfall von der Cholera, von welchen der zweite sehr heftig war. Allein seine treffliche Natur widerstand und er fühlt sich jetzt gesunder und heiterer als je. Seine Existenz in Paris ist noch immer nicht begründet, und der Vater muss ihm daher, da die Lebensmittelpreise gestiegen sind, monatlich noch 65 fl. schicken; da ferner der noch immer kränkliche Zustand des Vaters vermehrte Ausgaben erfordert, so reichen jetzt freilich die Geldmittel nicht hin, dass Du nach Paris gehen könntest.

Die Annahme einer Hofmeisterstelle, wenn sie nicht mit sehr guten Bedingungen und der Aussicht auf eine dauernde Versorgung verknüpft ist, scheint mir bedenklich; denn Du kommst dadurch nicht nur aus der Erlanger Carriere, sondern aus dem akademischen Leben überhaupt. Desshalb hielte ich es für das Zweckmässigste, wenn Du wieder zurückkehrtest nach Erlangen und baldmöglichst die alte Bahn wieder beträtest, wofern Du nicht in Frankfurt eine baldige Versorgung finden kannst. Für Erlangen spricht, dass Du hier doch wenigstens einige literarische Hilfsmittel antriffst und einige Personen, mit denen man umgehen kann. Auch ist zu besorgen, dass, wenn Du von Erlangen wegbleibst, Dir irgend ein Ignorant oder Plattkopf, wie L......... den Rang abläuft. Indessen kann ich nur dann zu einer Rückkehr nach Erlangen rathen, wenn Du mit dem festen Entschlusse kommst, ganz dem Ziele zu leben, in Baiern und insbesonders in Erlangen angestellt zu werden; wenn Du Dich in Alles das fügst, worein sich Jeder jetzt fügen muss. Ausserdem würde sich kein günstiger Erfolg erwarten lassen. Gehe hierüber ernstlich mit Dir zu Rathe und schreibe mir bald Deine Ansicht. Dein ehemaliges Quartier steht Dir, wenn Du willst, wieder zu Diensten.

Ich bin mit Anselm auf einige Tage nach Nürnberg gegangen, werde aber morgen wieder nach Ansbach zurückkehren und hier

noch bis zum 10. oder 12. Oktober bleiben, wegen des noch immer schwankenden Gesundheitszustandes des Vaters, der leider so beschaffen ist, dass wir beständig seinetwegen in Sorgen sein müssen.

Lebe wohl! Dein treuer Bruder Eduard.

Ludwig an Eduard Feuerbach.

Frankfurt, den 28. Sept. 1832.

Lieber Eduard! Deine letzte Nachricht von dem Befinden des Vaters hat mich und die Tante sehr beunruhigt. Der Gedanke tröstet mich jedoch, dass sein gegenwärtiges Uebel nicht von den früheren Anfällen verschieden sein wird, die er immer glücklich überwand, und dass er auch jetzt wieder bei seiner doch sonst so gesunden Leibeskonstitution obsiegen werde. Versichere ihn doch meiner innigsten Theilnahme und kindlichen Liebe, und schlage ihm in Betreff meiner alle allenfallsigen trüben Gedanken aus dem Kopfe, und gib recht bald wieder Nachricht.

Was mich betrifft, kann ich bis jetzt noch nichts Bestimmtes schreiben. Ich betrachte noch immer Paris als den angenehmsten Ort, und alles Uebrige nur als Mittel diesen Zweck zu erreichen. Ich werde daher auch alle mir nur möglichen Wege einschlagen, um mich dort unterzubringen. Bereits habe ich daher die Kühnheit gehabt, mich geradezu mit meinem Anliegen an Cousin zu wenden; bis jetzt habe ich aber noch keine Antwort. Da jedoch eine selbständige Existenz mein Hauptzweck ist, so habe ich mich indess auch dem Herausgeber einer politischen Zeitung im Preussischen, der einen Redaktor sucht, angeboten. Aber es ist noch zu früh, um auch von dieser Seite her schon eine Antwort erwarten zu können. Fallen beide Antworten negativ aus, oder findet sich sonst nichts bald, so verlasse ich Frankfurt, wo ich wohl nicht mehr lange bleiben könnte, ohne die Tante zu geniren, da ein baierischer Oberst mit Familie eingezogen, der so viel Gepäck und Zeug hat, dass er fast Alles für sich braucht, und gehe entweder nach Erlangen, oder zum Riedel auf sein Dorf, wo ich nur mit einigem Taschengelde versehen leben kann, arbeite dort eine kleine Schrift aus, die ich im Kopfe habe, erhalte aber durch Briefe mich in Kommunikation mit der Welt, um nicht meinen Zweck zu verfehlen. Hätte ich allerdings die Zuversicht, zu einer Anstellung in Erlangen zu gelangen, so hätte ich wohl so viel Resignation, mich dort lebendig begraben zu lassen; aber wo ist diese? Uebrigens

ist die Welt gross und wird gewiss irgendwo, sei es in Deutschland, oder Frankreich oder gar in Amerika sich ein Platz finden, der mich den Verlust einer Bettelexistenz in Erlangen nicht wird bereuen lassen. Auch wird sich hoffentlich das tempora mutantur bald bewahrheiten. Vielleicht sehe ich Dich bald, denn es ist mir nothwendig, den unerträglichen Zustand der Zwecklosigkeit und Ungewissheit wenigstens durch Ortsveränderung einigermassen erträglich zu machen. Indessen grüsse herzlich die Eltern, Anselm und die Uebrigen. Dein Bruder Ludwig.

Eduard an Ludwig Feuerbach.

Erlangen, den 31. Oktbr. 1832.

Lieber Bruder! Mit Deinem Plane, die Redaktion einer Zeitung zu übernehmen, kann ich durchaus nicht einverstanden sein; abgesehen davon, dass Du die dazu erforderlichen Eigenschaften (Mässigkeit, Klugheit und Umsicht) nicht besitzest, und Dich gewiss in Kurzem in eine Menge für Dich und uns verdriesslicher Händel verflochten sehen würdest — so würdest Du überdiess dadurch gänzlich aus aller wissenschaftlichen Bahn herausgeworfen. Kein Geschäft würde Dich so in Anspruch nehmen und von aller wissenschaftlicher ernsten Thätigkeit abziehen, als dieses. Im Vergleiche mit diesem halte ich Stundengeben oder Hofmeistersein für eine goldene Beschäftigung.

Eine Gewissheit, dass Du hier in Erlangen reüssirst, ist freilich nicht vorhanden, allein sehr viel hängt dabei von Dir ab; und ist mehr Wahrscheinlichkeit da, dass Du anderwärts eine feste Stellung erhalten werdest? Wohl zu erwägen ist indessen auch, dass Kapp fest entschlossen ist, Erlangen ganz zu verlassen, und bereits sein Gesuch um temporäre Quieszenz eingereicht hat. Der Vater ist noch immer kränklich und schwach. Es geht zwar jetzt etwas besser als zu Anfang der Ferien; ob aber seine Gesundheit je zu einem dauerhaften Bestande wieder gelangen werde, ist zweifelhaft. Er selbst ist sehr besorgt wegen des kommenden Winters.

Dein Bruder Eduard.

Der Vater an Eduard Feuerbach.

Ansbach, den 16. Nov. 1832.

Lieber Eduard! Ich habe Deinen und Ludwigs Brief erhalten, und was Du mir von ihm und er von sich sagt, ist ziemlich

tröstlich. Den Plan wegen Zürich billige ich sehr, ob ich gleich für dessen Gelingen wenig Hoffnung habe; denn die Masse der Zuströmenden, nach Brod hungernden Philosophen wird Legion sein. Indessen es ist zu versuchen. Ludwig wird sich gehörig erkundigt haben, an welche Behörde er seine Bewerbung zu richten, und mit welchen Belegen er seine Vorstellung zu unterstützen hat.

Er wird z. B. ein Zeugniss des Erlanger akademischen Senates brauchen, dass und wie lange er dozirt hat, mit welchem Beifalle; dass er und mit welchem Erfolge disputirt hat u. s. w. Die Hauptsache wird sein, dass eine gedruckte Probe wissenschaftlicher Leistung beigelegt werde, und er sich in Ansehung derselben auf beifällige öffentliche Urtheile beziehe. Aber leider gerade hieran fehlt es. Das von Anselm s. g. fünfte Evangelium ist zu diesem Zwecke so wenig zu brauchen, dass er vielmehr alle Ursache hat, dahin zu trachten, dass er als Verfasser ewig verborgen bleibe.

Es bleibt nichts übrig, als die Dissertation. Allein diese wird den Züricher Scholarchen und Theologen, die bekanntlich eine orthodoxe Philosophie verlangen, ebenfalls sehr wenig zusagen, und sie werden puren Spinozismus oder Atheismus darin erkennen. Ueberhaupt wünschte ich aber wegen dieser und anderer Angelegenheiten mich mit ihm und Dir mündlich besprechen zu können.

Du siehst, dieser Brief ist von einer dritten Hand geschrieben, indem auch Heckenberger krank geworden ist. Mit meiner Gesundheit geht es im Ganzen ein wenig besser; doch ist meine Hand noch so wenig schreibtüchtig, dass ich nur mit Mühe nothdürftig meine Namensunterschrift zusammenbringen kann. Grüsse Ludwig. Ich verbleibe Dein Dich liebender Vater v. Feuerbach.

Ludwig an Friedrich Feuerbach.

Ansbach, den 29. Mai 1833.

Lieber Fritz! Vor allem unseren herzlichen Gruss und Ausdruck der Freude darüber, dass Du nach solchen traurigen Erfahrungen und Gefahren wieder glücklich auf vaterländischem Boden angekommen bist. Würde diese Freude nur nicht durch den Gedanken getrübt, dass Du sogleich bei Deiner Rückkunft in Deiner liebsten und schönsten Hoffnung auf eine so schmerzliche und unerwartete Weise Dich getäuscht sahst! Wir waren doch Alle hier noch so glücklich, vor seiner Abreise nach Frankfurt noch herzlichen Abschied vom lieben Vater nehmen zu können. Durch einen

sonderbaren Antrieb zog es mich und Eduard mehrmals diesen Winter von Erlangen hieher. Noch 8 Tage vor seiner Abreise war ich 3 Wochen hier gewesen. Obgleich der Vater auch während dieser Zeit meistens bettlägerig war, so war er doch in den Vormittagsstunden ein paar Mal auch des Abends recht rege, munter und theilnehmend an den Dingen, die Welt und Literatur bewegen, und ich war in diesen Stunden so glücklich, mit ihm Momente der innigsten gegenseitigen Verständigung zu verleben. Jedoch war auch da schon eine gewisse Schwäche und Mattigkeit, ein Nachlass aller physischen Kräfte, der sich nach jeder geistigen Aufregung um so sichtbarer zeigte, an ihm unverkennbar, ebenso an seiner Theilnahme der Charakter einer affektlosen. Ruhe, die in Frankfurt bei aller seiner dortigen Empfänglichkeit für die Genüsse der Natur und das ungezwungene gesellige Leben fast in völlige Apathie überging. So machte die Nachricht vom Tode seiner Freundin Elise v. d. Recke keinen besonderen Eindruck auf ihn.

Kein Wunder! Er fühlte selbst sein eigenes baldiges Ende voraus. So äusserte er unter anderem auf dem neuen Kirchhof in Frankfurt sein Entzücken über die schöne Lage und Aussicht, und den Wunsch: Hier möchte er begraben sein, ein Wunsch, der dann auch leider nur zu bald in Erfüllung ging. Es muss uns Allen doch zur grössten Beruhigung gereichen, dass er, so unerwartet auch sein Tod war, doch nicht plötzlich, nicht gewaltsam uns entrissen wurde; er hatte in jeder Hinsicht vollendet. Nur ein äusserliches Merkmal dieser Vollendung auch in physischer Hinsicht war es wohl auch, dass sich in Frankfurt auf eine auffallende Weise seine Haupthaare weiss und grau färbten. Der Tag seiner Erkrankung war der Pfingstmontag auf einer Parthie nach Königstein; er war unterwegs und dort noch ganz heiter und aufgeräumt, als er plötzlich wieder einen solchen Anfall bekam wie im Sommer vergangenen Jahres, und in diesem Zustande nach Hause gebracht wurde; er vorlor den Gebrauch der Sprache; was er wollte und verlangte, schrieb er mit seiner rechten Hand auf. Sein Ende war sanft und schmerzlos, nur an Krämpfen hatte er noch einige Stunden zu leiden; aber auch diese lösten sich in den beiden letzten Stunden in völlige Ruhe auf. Immer gegenwärtig, unverletzlich wird in unserer Liebe unser bester Vater fortleben; aber es ist jetzt auch unsere Pflicht öffentlich zu beweisen, wie heilig uns sein Andenken ist. Besinnt Euch auf ein würdiges Mittel! Aber es muss bald geschehen! Eine Todesanzeige in einer Zeitung auf die gewöhn-

liche Manier haben wir nicht gemacht. Das Mittel ist zu trivial, zu tädiös. Ein literarisches Denkmal, seine Lebensbeschreibung, wozu gehörige Papiere sich in Menge hier finden! A. oder Du könntest dieses übernehmen! In welcher Art und Weise, welches die würdigste Form, welches überhaupt das passendste Mittel, wird A. am besten wissen. Könnte man hievon vielleicht schon eine vorläufige Anzeige machen? Dein Bruder Ludwig.

Eduard an Ludwig Feuerbach.

1833.

Lieber Ludwig! Du wirst wahrscheinlich schon erfahren haben, dass ich mittler Weile zum ordentlichen Professor mit einem Gehalte von 926 fl. ernannt worden bin. Es freut mich vorzüglich desswegen, weil ich nunmehr im Stande bin, ungestört meiner weiteren Ausbildung und den Wissenschaften leben zu können.

Neulich beschäftigte mich sehr lebhaft der Gedanke an eine deutsche Geschichte. Diese müsste, wenn sie wahrhaft diesen Namen verdienen sollte, eine Geschichte des menschlichen Geistes im deutschen Volksstamme sein. Sie müsste darstellen, wie sich das geistige Element in den Deutschen nach seinen verschiedenen Richtungen hin, nämlich hinsichtlich der Wissenschaft, Religion, Kunst, Sitte, Recht, mit innerer Nothwendigkeit entwickelte, wobei dann die äusseren Fakta, die jetzt unsere s. g. Geschichte allein einnehmen, nur ein untergeordnetes Moment bildeten.

Wie wäre es, wenn wir unsere Kräfte vereinigten, um ein solches Werk zu vollenden, wenn Du Wissenschaft und Religion, Anselm Kunst, ich Recht, Sitte, Verfassung übernähmen; sollte sich nicht ein harmonisches Ganze gestalten lassen, welches der deutschen Literatur Ehre bringen würde? Ueberlege einmal diesen Gedanken und theile mir Deine Meinung mit.

Gib bald Nachricht Deinem treuen Bruder Eduard.

Ludwig an Eduard Feuerbach.

Frankfurt, den 4. August 1833,

Lieber Eduard! Die Nachricht, dass Du ordentlicher Professor geworden, war mir schon mitgetheilt; sie freute mich natürlich ausserordentlich. Ist gleich Erlangen ein elender Ort, so hast Du doch in der Ruhe, die Dir jetzt gegeben ist, ein Mittel mehr, dieses

Elend für Dich nichtig und gleichgültig zu machen, und wo wäre denn auch wirklich ein Ort in der Welt, wo nicht auf jedem Pflastersteine uns das menschliche Miserere und der Ekel am menschlichen Leben entgegenträte, wenn uns nicht die Studien gegen solche Eindrücke unverwundbar machten! Dein Plan einer gemeinschaftlichen Bearbeitung einer deutschen Geschichte ist wohl sehr schön; aber woher bekämen wir die Zeit zu einem Werke, das nur unter den günstigsten Verhältnissen unternommen werden, wenigstens glücklich ausfallen könnte? Aber den Theil, den Du Dir auserlesen, könntest Du ja recht gut allein als ein selbständiges Ganzes bearbeiten.

Aus dem Anerbieten, das Du mir machst zu schliessen, bist Du noch nicht unterrichtet von dem neuen Spiele, das mit mir getrieben wurde.

Jungfer G. schrieb mir nämlich, ich glaube schon zu Anfang Juni, dass, da ich mein Geld so gut wie früher fortbezöge, ich entweder, wenn ich meinen Plan nach Paris aufgeben wollte, nach Ansbach zurück, dort den Sommer und Winter noch zubringen sollte, und dass dann vielleicht es möglich wäre, dass meine Reise zu Stande käme, oder so lange hier bliebe, unterstützt von Hause, bis ich eine Unterkunft an einem Institute oder eine Hofmeisterstelle gefunden. Ich brauche wohl nicht erst zu sagen, dass diese Alternative mich im höchsten Grade indignirte, dass ich mich aber natürlich zu dem letzteren tausendmal lieber entschloss, als dazu, auf ein ungewisses Vielleicht hin nach Ansbach zurückzukehren in die alte Schmach und das alte Elend. Zwei Hofmeisterstellen hätte ich bereits haben können, aber sie waren mir zu schlecht. Finde ich keine in pekuniärer oder anderer Hinsicht höchst vortheilhafte, oder bis dahin, dass ich eine finde, werde ich mit Privatstunden, die mir bereits versprochen wurden, aber ohne dass ich bis jetzt noch welche erhielt, und vor Allem, wenn ich es möglich machen kann, durch Mitarbeitung an literarischen Zeitungen mich zu ernähren suchen. Der Ort natürlich ist mir eins, ob Paris oder ein deutsches Landstädtchen, wenn mir nur Stunden fürs wissenschaftliche Leben übrig bleiben; aber wenn ich mich einmal durch Stundengeben ernähren soll, so ist mir natürlich Paris aus mehrfachen und reellen Gründen der liebste und angenehmste.

Von Kapp's Zeitschrift weiss ich nichts. Sage ihm jedoch, dass ich etwas im Umfange etwa von $1^1/_2$ Bogen unter dem Drucke dieser Tage: „Ueber Bücher und Schriftsteller, ein Beitrag zur

Metaphysik der Seele, aber ein höchst sonderbarer", ausgearbeitet habe.

Wenn er es braucht und will, kann er's haben.

Dein treuer Bruder Ludwig.

Eduard Gans an L. Feuerbach.

Berlin, den 11. Oktober 1833.

Verehrtester Herr Doktor! Nach meiner Rückkehr von einer ziemlich langen Ferienreise habe ich den ersten Theil Ihrer Geschichte der neueren Philosophie nebst Ihrem werthesten Briefe erhalten, und mich sogleich an das Studium des Buches begeben. Der Eindruck, den es auf mich gemacht hat, ist sehr erfreulich gewesen und ich kann Ihnen, verehrtester Herr, meine Genugthuung nicht schildern, dass doch endlich die Geschichte der Philosophie, eine ihrer wichtigsten und bedeutendsten Seiten, in solche Hände gefallen ist, die mit der Bewegung des spekulativen Geistes vertraut, nicht genöthigt sind, eine bloss äusserliche Aufzählung der Lehren ohne Selbstverständniss zu geben. Begierig bin ich nun auf die Fortsetzung dieser Geschichte. Ihrem Wunsche gemäss habe ich gestern Abend in der Sitzung der „Societät für wissenschaftliche Kritik" den Antrag auf eine Rezension Ihres Buches gestellt, aber in Erfahrung gebracht, dass bereits eine Anzeige des Dr. Erdmann eingelaufen sei, die nächstens abgedruckt werden wird, und mit der Sie, wie man mich versichert, zufrieden sein werden.

Gerne biete ich Ihnen, wenn ich sonst von einigem Nutzen sein kann, meine Dienste an, und bin mit ausgezeichneter Hochachtung Ihr ergebenster Gans.

Minister von Altenstein an L. Feuerbach.

Berlin, den 13. Oktober 1833.

Euer Hochwohlgeboren danke ich verbindlichst für die Aufmerksamkeit, welche Sie mir durch gefällige Mittheilung der von Ihnen verfassten „Geschichte der neueren Philosophie" bezeigt haben. Mit lebhaftem Interesse habe ich von diesem Werke nähere Kenntniss genommen, das sich durch gründliche Benutzung der Quellen, sorgfältige Entwickelung der einzelnen philosophischen Systeme, einsichtiges Hervorheben der ihnen zu Grunde liegenden Gedanken, zweckmässige Auswahl der Belegstellen, und auch eine

im Ganzen angemessene Darstellung vortheilhaft auszeichnet. Indem ich Ihren weiteren wissenschaftlichen Bestrebungen einen glücklichen Fortgang wünsche, benutze ich gern diese Veranlassung, Sie meiner vorzüglichsten Hochachtung zu versichern.

Altenstein.

Lochner an L. Feuerbach.

Nürnberg, Montag den 8. Dezember 1833.

Sie erhalten hier Ihrem Wunsche gemäss die oft gewanderten „Aphorismen“ zurück. Ich hatte in voriger Woche noch einen Versuch und zwar bei Ebner gemacht, der mir aber erst heute antwortete, und zwar, wie Alle, dankend und ablehnend. Unwahr ist jedoch die Bemerkung nicht, dass diese „Aphorismen“ ein zu kleines Publikum finden würden, als dass es sich der Kosten verlohnte. Denn, werther Freund, wer sie liest und sich für sie interessirt, der kauft sie nicht, nämlich Autoren und Literaten, weil sie in der Regel kein Geld haben, und das übrige Publikum kümmert sich den blauen Teufel um die darin enthaltenen Ansichten über Dinge, die nur den Autor und das Leben angehen. Dann ist es allerdings eine sehr gewagte Sache um eine neue Zeitung. Ich sprach gestern mit einem hierin wohlerfahrenen Manne über solche Unternehmungen, — natürlich ohne einen Namen zu nennen — der, und wie mir schien mit vielem Rechte, behauptete, zwei Jahre lang müsste ein Buchhändler die Kosten rein für Nichts achten, denn erst nach wenigstens 2 Jahren dürfe ein selbst übrigens gutes Blatt auf Success hoffen, unter dieser Zeit sei an gar keinen Gewinn zu denken. Bei uns aber ist die Bedächtigkeit zu gross. Stets der Ihrige. Lochner.

Ed. Gans an L. Feuerbach.

Berlin, den 4. Januar 1834.

Verehrtester Herr Doktor! Auf Ihren Brief vom 25. v. M. und J., den ich vor einigen Tagen erhalten habe, finde ich zu erwidern, dass ich es für sehr angemessen halten würde, wenn Sie hieher kämen und sich hier habilitirten. Der berühmte Name, den Sie führen, das Talent, das Sie selbst gezeigt haben, würde Ihnen bei der philosophischen Sterilität, die eigentlich jetzt hier herrscht, eine sichere Laufbahn verbürgen. Alles, worauf es hier

ankommt, ist sich eine Zeit lang aus eigenen Mitteln erhalten zu können, bis man den Fuss in den Dozentensteigbügel gethan hat.

Was. Sie mir von der südlichen Flora, wie Sie es nennen, sagen, ist mir nicht neu. In der Vorrede zu meiner Ausgabe des Hegel'schen Naturrechts hatte ich eine recht ordentliche Polemik mit Kartätschen gegen Schelling, Stahl u. s. w. ergehen lassen; aber meine Mitherausgeber, die weder den Krieg lieben, noch verstehen, hatten sich dem Abdrucke widersetzt, und so ist jener matte Guss entstanden, den ich kaum mehr als mein Werk anerkennen kann. In einer Anzeige des Stahl'schen Naturrechts will ich indessen auf eigene Hand fortsetzen, was mich die Kollegialität zu thun verhindert hat.

Mit der Erdmann'schen Anzeige Ihres Buches in den Jahrbüchern bin ich nicht ganz zufrieden, und obgleich Sie persönlich sich nicht beklagen können, so hätte ich doch gründlicheres Eingehen gewünscht. Mit ausgezeichneter Hochachtung habe ich die Ehre zu sein Euer Hochwohlgeboren ergebenster Gans.

Professor v. Henning an L. Feuerbach.

Berlin, den 8. Mai 1834.

Die von Euer Hochwohlgeboren im Verlaufe des vorigen Jahres herausgegebene „Geschichte der Philosophie der neueren Zeit" von Baco bis Spinoza hat bei allen Freunden dieser Wissenschaft so gerechten Beifall gefunden, dass die hiesige „Societät für wissenschaftliche Kritik" den lebhaften Wunsch hegt, Sie unter die Zahl ihrer Mitarbeiter zu den Jahrbüchern rechnen, und dann und wann von Ihnen einen Beitrag zu dieser von ihr herausgegebenen Zeitschrift entgegen nehmen zu können. Indem ich mich, erhaltenem Auftrage gemäss, beehre, Sie von diesem Wunsche der Societät in Kenntniss zu setzen, erlaube ich mir zugleich, Sie in Betracht der Tendenz unserer Zeitschrift, sowie in Ansehung der aus dem Ganzen nothwendig resultirenden, äusseren Beschaffenheit der einzelnen Rezensionen auf die bisher erschienenen Jahrgänge zu verweisen, und nur noch die Bemerkung hinzuzufügen, dass bei Werken von geringerer Bedeutung weniger eine ausführliche Darstellung der Einzelheiten, als vielmehr eine kurzgefasste, summarische Angabe der etwa vorhandenen wissenschaftlichen Ergebnisse wünschenswerth erscheinen würde. Eine gedrängte Relation ist in solchem Falle um so mehr nothwendig, da auf dem

beschränkten Raume unserer Zeitschrift so mannigfache Interessen zur Sprache gebracht werden müssen.

In der Hoffnung einer geneigten Zustimmung zu dem Ihnen gemachten Vorschlage, stellt Ihnen die gedachte Societät, in Ermangelung grösserer Werke, die noch nicht zur Beurtheilung vertheilt wären, folgende beide neu erschienenen Schriften zu einer Anzeige im Umfange von einigen Druckspalten, hiemit ganz ergebenst in Antrag: Kuhn, Jakobi und die Philosophie seiner Zeit, Mainz 34. Rosenkranz, Sendschreiben über die Hegel'sche Philosophie an den Professor Bachmann. Königsberg 1834. — Auch würde es der Societät sehr erwünscht sein, wenn Sie Veranlassung finden sollten, aus dem Kreise Ihrer literarischen Interessen einige neue Werke in Vorschlag zu bringen, die Sie in unseren Jahrbüchern zu beurtheilen sich geneigt fühlten.

Mit Vergnügen ergreife ich die Gelegenheit, Ihnen meine besondere Hochachtung auszudrücken und verharre Euer Hochwohlgeboren ergebenster Diener L. v. Henning, Professor.

Derselbe an denselben.

Berlin, den 20. Mai 1834.

In der Aussicht, dass Sie unsern Jahrbüchern dann und wann einen Beitrag zuzuwenden geneigt sein dürften, erlaube ich mir, erhaltenem Auftrage gemäss, Ihnen die beiden ersten Bände von Hegel's „Geschichte der Philosophie" zur Beurtheilung für das genannte Journal ganz ergebenst in Antrag zu stellen. Ich brauche kaum anzudeuten, dass es bei der Rezension dieses Werkes vornehmlich darauf ankommt, Hegels Auffassung der Geschichte der Philosophie in ihrem Unterschiede von den sonstigen Darstellungsweisen der historischen Entwickelung des Gedankenlebens zu charakterisiren. Schliesslich füge ich nur noch hinzu, dass es bei dem beschränkten Raume der Jahrbücher und der Tendenz derselben für ein allgemeines wissenschaftliches Publikum wünschenswerth erscheinen würde, die Beurtheilung des genannten Werkes innerhalb mässiger Grenzen (etwa 1 Druckbogen) zu halten. Mit der Bitte um eine geneigte Erwiderung verharre ich hochachtungsvoll Ew. Hochwohlgeboren ganz ergebenster

Dr. L. v. Henning.

Lochner an L. Feuerbach.

Nürnberg, den 20. Mai 1834.

Geschätzter Freund! Literärische Anstalt in Nürnberg? Lieber Freund, Sie kennen uns doch zur Genüge, haben Sie um Himmelswillen keine solche Idee! Und ich — einen guten Rath geben?! Cultivons notre champ, wie Candide. — Nach Bern gehen, in ein Land, das mit dem politischen Interdikte belegt ist, gegen das 41,000 Oesterreicher in Tirol ihre Spiesse richten, in ein Land, das seine usurpirte Freiheit, dieses skandalöse Vorbild aller Demagogen, hoffentlich bald wieder verlieren und wieder unter die Fittige des Habsburg-Lothringischen Aars, unter die väterliche Obhut der Gessler und Landenberger zurückgeführt werden wird, so dass nur wegen besonderer, im Sarnerbunde gezeigter Loyalität die 3 Urkantone als historische Ueberreste, wie sie die ersten waren, als die letzten werden gelassen werden, — in dieses Land sich melden! Ja es ist endlich Zeit, dass diesem ewigen Gered von „Menschenrechten“ und „Freiheit“ eine Ende gemacht werde, und ich meditire über einem grossen Werke, nämlich einer Kastrirung des ganzen Alterthums und demnächst Restituirung zur absoluten Form des Absolutismus. Denn ist es nicht entsetzlich, dass unsere Jugend, anstatt mit China, Persien, der Mongolei und der Türkei, den reinsten und ausgebildetsten Monarchien, vielmehr mit den heillosen Griechen und Römern, lauter gottlosen Republikanern, die erste Bekanntschaft macht? Meiner Meinung nach sollte in Zukunft Chinesisch, Türkisch gelehrt, oder: wenn in ohngefähr ein paar Lustren, die allein selig machende Lehre, wie Immermann sagt — dass der Mensch zur Befriedigung seiner selbst einen König oder Fürsten haben muss, den er anbete — gehörig befestigt ist, eine grosse Kreuzfahrt gegen das gottlose Amerika unternommen werden, wo die Grundsätze, die allem ferneren Bestehen der Legitimität geradezu Hohn sprechen, förmlich die Grundlage ihres Staates bilden. Aber der Herr Herr, welcher nicht mit sich spassen lässt, wird diesen gottlosen Nationen ihren Uebermuth austreiben; er wird ihnen zeigen, dass wie Leo in seiner Naturlehre des Staates sagt, Nichts bestehet, was nicht ein göttliches Schema ist oder hat, und er wird behilflich sein, dass wie derselbe gottlose Renegat anderswo sagt, die segensreichen Spuren der beginnenden Zivilisation am Don und in Kasan das Uebergewicht gewinnen über die ruchlosen Bestrebungen der Republikaner in Frankreich.

Sollte aber dieses Projekt, wie ich von Herzen wünsche — misslingen, so können Sie freilich immer noch den Ausweg nach Nürnberg ergreifen, den ich Ihnen aber alles Ernstes abrathen muss. Solche Unterhaltungen, wie Sie beabsichtigen, passen nur für müssige, reiche Frauen, welche nach einer mariage de raison die nach verrauchtem Sinnenrausche bemerklich gewordene Leere — anstatt mit einem Hausfreunde — mit Schöngeisterei ausfüllen mögen, und dazu ist unser Nürnberg zu arm. Frankfurt, Hamburg, Residenzen, das sind die wahren Plätze für solche Unternehmungen; hier ist bisher noch jeder Versuch der Art gescheitert; denn wenn es auch nicht an den Personen dazu fehlte, so fehlt es doch diesen an Geld, um einen Lektor anständig zu besolden. Wir sind ein housekeeping, managing people und die bluestockings sind nirgends mehr im Diskredit als bei uns. Und somit Gott befohlen. Der Ihrige L.

Tiedge an L. Feuerbach.

Dresden, den 25. August 1834.

Mein hochgeschätzter junger Freund! Sie haben mich durch Ihre letzte, mir zugeschickte Schrift „Abälard und Heloise“ auf die angenehmste Weise überrascht. Ich habe sie von Anfang bis zu Ende durchgelesen, obwohl ich zum Lesen, kaum zum Durchblättern der neuesten literarischen Erscheinungen, nur selten kommen kann, einestheils, weil die allerneuesten poetischen und philosophischen Werke und Werklein, mit Ausnahme einiger, mir wenig zusagen, manche aus beiden Gebieten mich sogar abschrecken; anderntheils weil ich mit der Anordnung meiner letzten Arbeiten und mit der Beendigung der unfertigen in den wenigen minder trüben Momenten meines sinkenden Tages so sehr beschäftigt bin. Ihre humoristische Schrift hat mir eine heitere Unterbrechung meiner dunklen Zurückgezogenheit zugeführt, wofür ich Ihnen danke; denn seit dem Hinscheiden meiner unvergesslichen Freundin ist der Sonnenschein aus meinem Leben gewichen. Sie schildern grösstentheils sehr treffend und mit einem horazischen Lächeln die Kalamitäten der Schriftstellerei, die freilich mit denen des Abälard nichts gemein haben. Meiner Aufmerksamkeit ist in Ihrer ganzen launigten Darstellung nichts begegnet, was ich anders gewünscht hätte; nur wollte es mir hin und wieder scheinen, als ob, nicht so wohl oder nicht allein der Ausdruck, als vielmehr die Ausführlichkeit mehrerer ganzen Stellen mit mehr

Konzision hätten gefasst werden können. Ich weiss, dass ein junges Genie gewöhnlich glaubt, nicht genug sagen zu können von dem Gegenstande, der ihn ergriffen hat und festhält; aber Sie werden bald genug erfahren, dass Kürze und Kürze! ein Haupterforderniss einer guten Darstellung ist. Wohl Mancher wird mit Ihnen auch darüber rechten, dass in dem ganzen Werke keine Beziehung vorkommt, welche einen, wenn auch nur entfernten Zusammenhang des Titels mit dem Buche erkennen liesse. Mich hat das nicht geirrt; mich ergötzte der Inhalt, was kümmerte mich der Titel! Aber Sie kennen unsere Krittler. Tiedge.

Professor v. Henning an L. Feuerbach.

Berlin, den 4. Januar 1835.

Mit vielem Vergnügen hat die hiesige Societät f. w. Kr. Ew. Hochwohlgeboren geneigtest übersandte Rezensionen von Rosenkranz über Bachmann und von Kuhn über Jakobi entgegengenommen.

Da Herr Professor Gans vor der Hand durch anderweitige Arbeiten verhindert ist, die Stahl'sche Rechtsphilosophie für unsere Jahrbücher zum Gegenstande seiner Beurtheilung zu machen, so kommt unserer Societät Ihr gefälliges Anerbieten in Betreff dieser Schrift sehr erwünscht, und sieht dieselbe dem baldigen Eingange einer Rezension derselben mit lebhaftem Verlangen entgegen.

Schliesslich erlaube ich mir, im Namen der Societät auch an die von Pr. Michelet herausgegebene Hegel'sche „Geschichte der Philosophie" zu erinnern, deren Anzeige Sie gütigst übernommen hatten. — Hochachtungsvoll Euer Hochwohlgeboren ganz ergebenster

L. v. Henning.

Derselbe an denselben.

Berlin, den 17. April 1835.

Hochverehrter Herr und Freund! In meinem Schreiben vom 10. d. M., worin ich Ihnen den richtigen Empfang Ihrer Rezension über Stahl's Philosophie des Rechts gemeldet, habe ich bereits zu bemerken mir erlaubt, wie der hiesigen Societät f. w. Kr., um mit Grund zu besorgenden Einwendungen gegen Ihre als vortrefflich anerkannte Arbeit zu begegnen, eine etwas bestimmtere Fassung der darin enthaltenen Erörterung über die Un-

zulässigkeit der von Hrn. Stahl versuchten Ableitung der Rechtsinstitute aus dem christlichen Prinzip, als nöthig erschienen ist. Die Societät war der Meinung, dass die diesfallsigen Abänderungen sofort hier bewerkstelligt werden könnten, und hatte dieselbe demgemäss den Hrn. Prof. Hotho und mich mit diesem Geschäfte beauftragt.

Bei nochmaliger Durchsicht der als bedenklich erschienenen Stellen haben wir uns indess überzeugt, dass deren Berichtigung nicht würde zu bewerkstelligen sein, ohne zu tief in Ihr Eigenthum einzugreifen. Indem ich Ihnen desshalb das Blatt Ihres Manuskripts, um welches es sich handelt, und worauf die Steine des Anstosses durch Striche am Rande bezeichnet, hierbei zurückzusenden mir erlaube, bemerke ich in der Kürze Folgendes:

Sie missbilligen (S. 14) mit gutem Grunde das Unternehmen des Verfassers, das Recht und dessen einzelne Institute aus dem Christenthum abzuleiten, räumen aber zugleich ein, dass beide in ihrem obersten und letzten Grunde identisch seien, und nennen diese Identität eine überirdische. — Damit ist, unseres Erachtens, zu wenig und zu viel gesagt. Zu wenig, denn nicht in Abrede zu stellen ist, dass zwischen dem religiösen und dem Rechtsbewusstsein der Völker stets eine bestimmte Beziehung stattfindet, in der Art, dass das letztere sich als durch das erstere bedingt erweist; — zu viel, insofern die Religion, als solche, und das Recht, als solches, auch in ihrem obersten und letzten Grunde, d. h. in ihrem Begriff, nie bloss identisch sind, es müsste denn unter der von Ihnen zugegebenen „überirdischen Identität“ dies verstanden werden, dass beide in der allgemeinen göttlichen Idee begründet sind. Damit ist dann aber die Sache nicht abzuthun, da einer bestimmten Form des religiösen Bewusstseins auch eine bestimmte Form des Rechtsbewusstseins entspricht, und es demgemäss eben so gut ein christliches Recht und einen christlichen Staat gibt und geben muss, als es der griechischen und der römischen Religion entsprechende Rechts- und Staatsformen gegeben hat. Dies ist es offenbar, was dem Verfasser bei seinem Vorhaben, das Recht aus dem Christenthum abzuleiten, vorgeschwebt hat, und worüber er sichtlich, so wenig wie die ganze fromme Bruderschaft, nicht ins Klare gekommen ist....

Nach Ihrer Ausführung erscheinen Christenthum und Recht (abgesehen von der zugegebenen, aber nicht näher bestimmten „überirdischen Identität“) in ihrer bestimmten Wirklichkeit nicht

blos als gleichgültig gegen einander, sondern sogar als einander widersprechend. Dies aber ist der Punkt, worüber wir uns zu verständigen haben. Sie sagen, das Wesen des Christenthums sei die Liebe, und mit dieser sei das Eigenthum nicht verträglich. Darüber ist zu bemerken: Einmal ist allerdings das Christenthum die Religion der Liebe, aber doch nicht in dem Sinne, dass dadurch die Freiheit und die persönliche Selbständigkeit ausgeschlossen werden. Die letztere aber ist die Grundlage des Eigenthums, und zwar ausdrücklich des ausschliesslichen Privateigenthums. Zweitens aber, und diesen Umstand hebe ich besonders hervor, liegt es im Begriff des Rechts selbst, dass es nicht bei dem abstrakten Privatrecht (und Privateigenthum) sein Bewenden haben kann. Im Staate, welcher jedenfalls auch aus dem Begriffe des Rechts abzuleiten ist, gilt das Eigenthum gar nicht (wie bornirte Juristen wollen) als etwas Letztes und Absolutes; der Staat hat ein Recht auf das Leben und das Eigenthum seiner Bürger, nimmt dasselbe durch Privilegien, Steuer u. s. w. in Anspruch, und es bedarf, um das Privateigenthum zu überwinden, nicht erst der Belehrung durch die christliche Moral.

.... Ueberhaupt aber möchte ich das Christenthum so aufgefasst wissen, dass dasselbe die Religion des absoluten Geistes ist. Die Religion der antiken Welt war die des endlichen Geistes, und die Religion des Orients (des bei sich bleibenden Orients) ist Naturreligion, so dass der Geist noch nicht in seinem Unterschiede von der Natur gewusst wird. Fassen Sie das Christenthum als die Religion des absoluten Geistes (welcher den endlichen Geist als aufgehoben — und aufbewahrt — in sich enthält), so werden Sie nicht länger behaupten, „dass das Eigenthum im Christenthum keine Basis habe“. So sagen die St. Simonisten, aber nicht die Christen. — Weiter kann dann auch nicht zugegeben werden, dass die Ehe dem christlichen Leben widerspreche. — Es stünde in der That übel um die ganze sittliche und rechtliche Welt, wenn zwischen ihren Instituten und dem Christenthum der von Ihnen behauptete Gegensatz stattfände. Dies würde zu einem Kampf auf Leben und Tod zwischen beiden führen. Ich möchte wohl beiläufig noch fragen, warum Sie mit Ihrer Argumentation sich auf das Eigenthum, die Ehe und das Strafrecht beschränkt, und nicht auch die Unverträglichkeit des Staats mit dem Christenthum nachgewiesen haben? —

.... Mit der aufrichtigsten Hochachtung Ihr ergebenster Diener und Freund L. v. Henning.

Derselbe an denselben.

1835.

Sie erhalten hierbei ein Exemplar Ihrer Rezension von Stahl's Philosophie des Rechts, woraus diejenigen, welche nicht gänzlich mit Blindheit geschlagen sind, wohl zur Genüge ersehen werden, was es mit den Neuschelling'schen Freiheits- oder vielmehr Beliebigkeitslehren für eine Bewandtniss hat. — Die Rezension der Hegel'schen Vorlesungen über „Geschichte der Philosophie" wird nunmehr gleichfalls in dem nächsten Bogen zum Abdruck in unsern Jahrbüchern gelangen. Die von Ihnen beabsichtigte Anzeige der Schrift von Hock: „Cartesius und seine Gegner", wird von unserer Societät mit vielem Danke entgegen genommen werden. Auch darf ich wohl bei dieser Gelegenheit die früher zur Beurtheilung übernommene „Geschichte der neueren Philosophie" von Erdmann in Erinnerung bringen ....

Mit vielem Vergnügen habe ich von Hrn. Gh. Ob. Reg. Rath Schulze vernommen, dass Sie, verehrtester Freund, sich um eine Anstellung auf einer unserer Universitäten beworben haben. Nach der mir bekannten Lage unserer desfallsigen Angelegenheiten dürfte es vorerst sehr schwer halten, Sie hieher als Professor zu placiren; dahingegen würde Ihrer Habilitation als Privatdozent nichts entgegen stehen, und würde ich, falls Ihnen in dem zu erwartenden Bescheid ein derartiger Rath ertheilt werden sollte, wohl dafür stimmen, denselben nicht von der Hand zu weisen, wenn anders Ihre häuslichen Verhältnisse es Ihnen gestatten, darauf einzugehen. Bei der geneigten Gesinnung, welche man hier gegen Sie hegt, steht zu erwarten, dass wenn Sie nur erst auf einer unserer Universitäten sich habilitirt und mit Ihren Vorlesungen Eingang gefunden haben, Ihre Beförderung nicht lange ausbleiben wird.

Sollten Sie sich über die Wahl einer Universität im Zweifel befinden, so möchte ich vorzugsweise zu Bonn rathen, da, soviel mir bekannt, es dort gänzlich an Vorlesungen über die spekulative Philosophie fehlt...

Mit der aufrichtigsten Hochachtung Ihr ganz ergebenster Diener und Freund L. v. Henning.

Ludwig Feuerbach an Bertha Löw.

Ansbach, Samstag den 6. April 1834.

Verehrtes Fräulein! Heute sind es gerade acht Tage, dass ich in Bruckberg die erfreuliche Nachricht von Ihrer glücklichen Ankunft in Heidelberg erhielt. Ob ich gleich recht gut voraus wusste, dass mir gerade dort, wo ich so schöne Augenblicke mit Ihnen verlebte, Ihre Abwesenheit am empfindlichsten sein würde, so eilte ich doch vor Ungeduld, Etwas von Ihnen zu erfahren, in wahren Sturmschritten hinaus. So bequem und gefahrlos auch das Reisen in unseren Tagen ist, so begleitete ich doch in Gedanken Sie nicht ohne Sorgen, und konnte nicht den Tag erwarten, wo ich bei mir denken konnte: Jetzt ist Sie dort und in den besten Händen der Welt.... Ich möchte Ihnen — warum sollte ich es Ihnen nicht gestehen? — einen recht schönen Brief schreiben, einen Brief, der Ihnen sowohl des Inhalts, als des Styles wegen, Freude machte, kurz einen Brief, den es sich der Mühe lohnt, zu lesen. Aber einen schönen Brief kann ich nur schreiben, wenn ich einen wahren schreibe, denn nichts ist mir widerlicher als Schönheit ohne Wahrheit, und einen wahren kann ich nur schreiben, wenn ich frei von der Seele weg spreche, wenn ich dem Drang meines Innern keine beengenden Schranken setze. Ich weiss mir keine erbärmlichere Situation von der Welt, als die, einen geistlosen Brief schreiben zu müssen, und einen geistlosen schreibe ich, wenn ich einen herzlosen schreibe, da Kopf und Herz bei mir Eines Wesens sind. Aber eben das Herz müssen wir vor allen Dingen im Zaume halten, wir müssen es wie einen Gefangenen mit blossem Wasser und Brod traktiren; eine bessere, eine reichere Kost macht es leicht zu üppig.

So glücklich ich stets im Umgange mit Ihnen war, ob ich gleich nie meinem Herzen genug Luft und Raum liess, so glücklich bin ich auch ungeachtet der mir auferlegten Beschränkung und der aus ihr entspringenden Verlegenheit in diesem Augenblicke, wo ich an Sie schreibe. Ich müsste mich übrigens über mich selbst verwundern, wenn es anders wäre. Sie werden sich erinnern, dass ich Ihnen selbst sagte: mein ganzes Verhältniss zu Ihnen wäre eine fortwährende Mässigung und Selbstbeherrschung gewesen, und ich setze nachträglich noch hinzu, wiewohl sich diese Bemerkung von selbst versteht, eine Beherrschung nicht gemeiner, sondern jener edlen Triebe, die zu empfinden ächte Sittlichkeit ist, und auf

die wir nur verzichten sollten, wenn es uns die Nothwendigkeit gebietet. Darum bezeichnete ich auch einmal mein Benehmen zu Ihnen als ein geistloses. Nur der Gedanke, dass Sie selbst hievon sich überzeugen werden, dass Sie so vernünftig und gebildet sind, zu erkennen, dass ich anders schreiben kann, und namentlich Ihnen anders schreiben könnte, kann mich daher auch bestimmen, ihn an Sie abzuschicken.

Den 8. April 1834.

Was ich gestern an Sie geschrieben habe, las ich eben wieder durch, und es hätte nicht viel gefehlt, so hätte ich es vor Unmuth zerrissen. Doch ich besann mich wieder anders und dachte: Soll denn der Brief mehr sein, als sein Verfasser? Was war und bin ich selbst anders Ihnen, als ein flüchtiger, ganz kurzer, noch dazu an vielen Stellen kaum leserlich geschriebener Brief, den Sie einmal zufällig, ohne selbst zu wissen, wie Sie dazu gekommen sind, und ohne sogar die Hand zu kennen, in der mit Billets doux und fremden Manuskripten aller Art reichlich gefüllten Brieftasche Ihres Herzens gefunden haben? was anders als ein Briefchen, den der Genius der Fräulein Bertha einmal in einer humoristischen Laune, zur Erinnerung an Ihren eignen Werth, den sie nur zu sehr zu verkennen geneigt ist, an Sie geschrieben hat? als ein nur ein Paar inhaltsreiche Zeilen enthaltendes Blatt in dem schon beschriebenen Stammbuch Ihres Lebens? Was willst Du also mehr sein, als ich, Du arroganter Brief? Wende das Sprüchwort: „Der Apfel fällt nicht weit vom Stamme“ auch auf Dich an. Sei zufrieden, dass Du mein Ebenbild und Stellvertreter sein kannst. Sei, wie auch ich selbst, eine im Strom des Lebens verrauschende Woge. Bist Du nicht von dem „gottlosen und frivolen“ Verfasser der theologisch-satyrischen Distichen? Willst Du denn seine Grundsätze und Ansichten, von denen er so ganz durchdrungen ist, etwa verläugnen? Erinnerst Du dich nicht z. B. seines Distichon's:

„Kurz ist das Leben fürwahr, doch kurz wie das Distichon kurz ist,
Welches ew'gen Gehalt birgt in die flüchtige Form?“

Darum mache Dich nur getrost auf den Weg. Wolle auch Du nicht mehr sein, als ein kurzes Distichon! Bin ich doch selbst nicht mehr, als ein ganz kurzes, noch dazu nicht einmal in der Form korrektes und schulgerechtes Epigramm, das der Weltgeist

in einer ganz sonderbaren Stimmung, einer Stimmung, die sich gar nicht recht beschreiben lässt, auf, ich weiss selbst nicht alles was, gemacht hat.

Meine Aphorismen werden Sie schwerlich noch in Heidelberg treffen. Obwohl der erste Druckbogen bereits fertig ist, und es ein ganz kleines Schriftchen gibt, so geht es doch ausserordentlich langsam aus Mangel an Setzern mit dem Drucke vorwärts.

Dass mich einige Zeilen von Ihrer Hand ausserordentlich erfreuen würden, brauche ich wohl nicht zu sagen. Aber binden Sie sich durchaus nicht daran. Leben Sie nur dem Genusse Ihrer in jeder Art schönen Umgebung! Auch nicht einen Augenblick möchte ich Sie diesem entziehen. Werfen Sie diesen Brief und Alles, was nur im Mindesten Sie dem Genusse der Gegenwart entzieht, geradezu in den Neckarstrom hinein, und haben Sie Ihre herzliche Freude daran, wenn er von seinen Wogen verspült wird! Darum bitte ich Sie eigentlich, mir nicht zu schreiben. Ich bin doch, wie sich von meiner Sinnesart und Charakter von selbst versteht, auch wenn Sie mir nicht schreiben, nach wie vor

Ihr Sie innigst verehrender Ludwig Feuerbach.

Erlangen, Sonntag Abends 11. Jan. 3/4 6 Uhr 1835.

Schon gleich nach Empfang Deines lieben, schönen, unverhofften Briefes wollte ich im Drange der Freude und Sehnsucht einige Zeilen an Dich, meine liebe, gute Bertha, wieder schreiben. Aber ich unterliess es. Ich bin im Begriff, eine meinen ganzen Geist in Anspruch nehmende Arbeit wieder aufzunehmen und zu vollenden — sofern mir der Geist günstig und gewogen bleibt. Und da darf ich meinen Gedanken an Dich wenigstens nicht in der Art zu sehr nachhängen, dass ich ihnen schriftlich Raum gebe. Aber dessen ungeachtet bist Du immer bei mir, wenn ich auch in die fernsten Regionen des Denkens mich begebe; jeder freie Augenblick ist Dein; und wenn ich — wie ich hoffe — erst recht ins Feuer hineinkomme, meine Gedanken selbst in Träumen mich bei Nacht beschäftigen werden, sei gewiss, dass Dein liebes Wesen sich stets mit diesen meinen Träumen vermischen wird. An Dich zu denken ist mir Bedürfniss, gehört zu meinem täglichen Brod. Und wie Verschiedenes kann denn nicht der Geist zugleich in sich fassen, ohne dem einen oder dem andern dadurch Abbruch zu thun! Desswegen sollst und wirst Du auch immer, ohne Unterbrechung,

zum Zeichen meiner Liebe wenigstens einige Zeilen, die Du als flüchtige, aber herzliche, innige Küsse und Grüsse ansehen sollst, von mir empfangen. Von Dir erwarte ich aber um so mehr Briefe. Wenn sie in einem so vernünftigen, liebevollen Geist geschrieben sind, wie Dein gestriger, der mir eben deswegen eine wahre Freude bereitete, so glaubst Du nicht, wie wohlthätig Du auf mich als Menschen und Schriftsteller einwirken kannst und wirst. Den Menschen erhebt das Bewusstsein, dass er Etwas einem Anderen ist. Möge dieser Gedanke, der Gedanke an die Bedeutung, die Du für mich hast, in trüben Augenblicken Dich aufrichten! Mögest Du an mir zum Selbstbewusstsein kommen! Nur noch in Gedanken einen herzlichen Kuss! Ich begebe mich jetzt aus Deinem Stübchen in meine Arbeitsstube. Lebe wohl!

Dienstag Abends 8 Uhr. Ich bin gegenwärtig in einer schlimmen Lage, voll Unruhe und Unzufriedenheit mit mir, denn ich habe noch nicht meinen Gegenstand und folglich er auch mich noch nicht. Ich bin, liebste Bertha, jetzt in der Lage eines Liebhabers, der noch nicht durch entschiedene leidenschaftliche Liebeserklärungen seinen Gegenstand an sich gefesselt hat, noch nicht in dem beruhigenden Bewusstsein der Gegenliebe seines theuren Seelenschatzes ist. Möge nur der Gegenstand meiner jetzigen Liebe, auf den Du jedoch durchaus keine Ursache hast eifersüchtig zu sein, da er, zu meiner Ehre und zu Deiner Beruhigung sei's gesagt, nicht weiblichen Geschlechts, sondern wie die Lateiner sagen: generis neutrius ist, möge er nur, sage ich, nicht auch so zurückhaltend, so geheimnissvoll, so verschlossen, wenigstens so lange nicht gegen mich sein, als Du, gute Böse, es gegen mich warst! Oder, wenn er es ist, möge er dann wenigstens, zur Belohnung meiner unermüdlichen Geduld, endlich auch so liebreich gegen mich sich erweisen, als Du süsse, gute Herzensbürde! Alles will ich mir dann gern von ihm gefallen lassen, nicht sollen mich reuen die Stunden peinlicher Qual; denn was ist eine Stunde der Qual gegen den Augenblick seelenvollen Genusses, der doch nur scheinbar, aber nicht in Wahrheit augenblicklich ist?

Den Gegenstand, den ich mir vorgesetzt habe, habe ich zwar schon früher ausführlich behandelt, aber die Umarbeitung macht einem oft fast mehr zu schaffen, als eine neue Arbeit, indem die Mängel, die man an seiner Arbeit in späteren Jahren nur zu deutlich bemerkt, die Lust der Produktion verkümmern und die Schwie-

rigkeiten der Sache, die man oft nur dann überwindet, wenn man sie nicht kennt, erhöhen, indem sie dieselben dem Auge vergrössert darstellen. Der Gegenstand ist die Vernunft und der Erkenntnisstrieb. Eine Materie kommt darinnen vor, die Dich besonders interessiren wird, denn es ist eine Materie, die uns miteinander — ich hoffe und wünsche: für immer — verknüpft, und so viele schmerzliche, aber auch erfreuliche Augenblicke schon bereitet hat — die Liebe. Denn ich setzte ihr die Vernunft nicht als ein fremdes, feindseliges Wesen entgegen, wie so viele Menschen thun, die weder etwas von der Liebe, noch von der Vernunft wissen, sondern nur voran als eine an Jahren und Verstand reifere Schwester. Ich betrachte nämlich die Liebe als eine wesentliche Art der Erkenntniss selber, als die Art, wie allein der Mensch den Menschen wahrhaft erkennt. „Man muss den Menschen lieben, sage ich, um ihn zu erkennen. Nicht die Liebe ist blind, sondern nur die selbstsüchtige, blos sinnliche Begierde; nur der Liebende hat der Geliebten wahres Wesen, hat sie, wie sie wirklich ist, in Händen, Herzen und Augen.“ Diese meine Zusammenstellung oder vielmehr Identifikation der Liebe mit der Vernunft, die ich natürlich viel weiter und tiefer begründet habe, als ich in ein paar Worten Dir angab, ist eine der gelungensten Materien in meiner früheren Arbeit, die ich daher auch ohne besondere Veränderung so lassen kann, wie ich sie früher schon niederschrieb. Sie hat mich auch hauptsächlich zur Wiederaufnahme dieser Arbeit ermuntert und angefeuert; sie hat mich selbst überrascht, als ich sie neulich zum ersten Male wieder las, um so mehr, da ich doch eigentlich erst an und mit Dir die Liebe wahrhaft erkannt habe, oder wenigstens empfunden, erlebt. —

Der Rahmen zu dem Kupfer- oder vielmehr Stahlstich, den Du hiemit erhältst, ist nicht nach meinem Wunsche und meiner Anweisung ausgefallen. Er sollte viel schmaler, zierlicher, eleganter gemacht werden. Anerkenne wenigstens meinen guten Willen. Das Bild selbst möge Dir gefallen, und Dir, wenn auch in fremden Zügen Deinen innigen Freund vergegenwärtigen; denn Jordano Bruno ist selbst mein inniger Freund, mein nächster Geistesverwandter, wenn ich anders es wagen darf, mit einem solchen Geiste mich in eine so nahe Beziehung zu setzen; seine Worte haben für mich stets eine im Innersten mich ergreifende Macht gehabt. Kapp, der, wie Du übrigens selbst weisst, aus zu grosser Liebe immer die Eigenschaften seiner Freunde über Gebühr vergrössert, so dass man sein Lob nicht anerkennen darf, hat mir einst die Ehre an-

gethan, die ich aber im Bewusstsein meiner Gränzen von mir weise, mich den wiedergebornen J. Bruno zu nennen.

Wenn Du nicht ein Mädchen, nicht meine Freundin, meine Geliebte wärest, würde ich es für unwürdig halten, dieses zu erwähnen. Ich sage es Dir nur in sofern, als das Bild Dir mich vergegenwärtigen soll, indem ich im Innersten mit dem Wesen des Gegenstandes, den es vorstellt, übereinstimme. Wenn ich wieder zu Dir komme, will ich Dir einige Gedanken aus ihm mittheilen.
L. F.

Nürnberg 7 Uhr, 3. Febr. 1835.

Nur einige Zeilen. Heute vorigen Jahres — dem Tag nach — wie glücklich war ich da! es war das Erstemal, dass ich allein mit Dir zusammen war. Deine lieben Briefe erhielt ich Sonntag. Du verweist mich öfter darin auf mündliche Mittheilungen. Das hat mich sehr beunruhigt. Es ist doch nichts Besonderes und nichts Schlimmes, das Du dem Papiere nicht anvertrauen magst? Es kommt mir so oft vor, als wäre meine Liebe zu Dir, ob sie gleich rein, wahr und gut ist, die grösste Schuld, die ich auf meine schuldbeladne Seele geworfen habe. Nur das Denken steht dem Menschen ewig offen und frei, alles Andere ist juridisch: selbst zu der Liebe muss der Mensch — wenigstens sind die Ausnahmen selten, — ein Recht haben.

Meine Kritik gehört allerdings in die Berliner Jahrbücher. Auch ist sie allerdings der Philosophie würdig, denn ich gehe aufs gründlichste auf die Sache ein, um sie in ihrer innern Nichtigkeit darzustellen. Uebrigens kann mir im Auslande diese Arbeit gerade sehr zu Statten kommen; denn ich bin der Erste, der die neueste Schelling'sche Unphilosophie, die Vielen wegen der Autorität des Namens Schelling dennoch imponirt, angreift, wenigstens der Erste, der so gründlich und scharf auf die Sache eingegangen ist. Ich werde sie Dir mittheilen, und so lange zurückhalten, bis ich die volle Ueberzeugung habe, dass es besser für mich ist, selbst in Bezug auf das Inland, durch tapfere Rede sich geltend zu machen, seinen Verstand zu zeigen, als bescheidentlich zu schweigen. Ja, es gebietet mir sogar die Ehre, öffentlich dagegen aufzutreten. Doch kann ich Dir diesen Punkt jetzt nicht deutlicher machen. Indess sei überzeugt, dass ich in dieser Sache wenigstens auf jeden Fall meiner würdig handeln werde. Ich folge nicht meiner persönlichen Leidenschaft, wenn ich das schnei-

dende Schwert der Kritik ergreife, es ist ein Akt der Gerechtigkeit, den ich im Namen der Wahrheit und ihrer Tochter, der Philosophie, als dero unterthänigster Scharfrichter vollziehe. Es sind die Manen eines Hegel, Fichte, Spinoza etc., die ich räche an dem falschen, treulosen, eitlen, lästermäuligen Sch.. Würde ich allerdings auf dem Wege des Schweigens zu meinem Ziele kommen, so wäre es thöricht, hier zu reden. Aber komme ich auch hier nicht zu diesem Ziele, so ist der andere Weg vorzuziehen; denn ich komme auf ihm zu Namen und Ehren, und so indirekt doch auch endlich vielleicht zu dem erwünschten Ziele, das Du kennst. Mit ganzer Seele Dein treuer Freund L. F.

Freitag 1835.

Liebes theures Kind! Du bekommst wieder nur einige Zeilen von mir. Sie sollen nichts anderes sein, als eine kurze telegraphische Depesche meines Herzens. Mit meiner Rezension wäre ich fertig, hätte mich diese Woche nicht eine Angelegenheit unterbrochen, die mir die Nothwendigkeit auferlegte, mehrere unangenehme Briefe zu schreiben. Aber so gehts mir gewöhnlich, immer gerade in dem Augenblicke, wo ich am Schlusse einer Arbeit, oder mitten drin im besten Feuer bin, kommt Etwas mich zu unterbrechen. Wie oft habe ich mir daher schon absolute Einsamkeit als das einzige Heil- und Trostmittel meiner Seele gewünscht! Wie oft bei diesen Gelegenheiten und ähnlichen mir die Frage vorgelegt: wirst Du wohl auch, wenn Dich wirklich einst das Band der Ehe mit ihr verknüpfen sollte, Deine Bertha beglücken können? Kommen nicht unzählige Dinge im häuslichen Leben vor, die im höchsten Grade störend sind? Zweifel, die ich dann freilich wieder durch den Gedanken überwinde, dass die Macht der Gewohnheit dem ehelichen und überhaupt häuslichen Leben eine bedeutungsvolle Göttin ist, dass wir uns überhaupt eine Sache, ehe wir in ihrem Besitze sind, ganz anders vorstellen, als sie in Wirklichkeit ist. Doch wohin versteige ich mich? Sind mir ja auch von Dir werth und theuer die Fetzchen von Deinen Kleidern, Blättchen, wie sie mir auch nur Deine Hand vergegenwärtigen. Sieh also, meine Liebe, auch dieses Blatt als so ein Fetzchen an, das nicht für sich selber, sondern nur als ein Zeichen, ein Eselsohr meiner Liebe, einen Werth hat, der Liebe, mit der ich stets Dein treuester Knecht, Freund, Bruder und Mann bin. Lebe wohl! Ein ander Mal mehr.

Dein L. F.

Von der Arbeit, von der ich Dir neulich sprach, wurde ich abgezogen. Ich bekam nämlich ein Buch in die Hände, das mir wegen seines verderblichen Inhalts, seiner miserablen Mystik, seiner gedankenlosen und doch unverschämten Polemik gegen die Philosophie, eine besondere und strenge Kritik zu verdienen scheint, um so mehr, da dieses Buch nicht die Ansichten und Maximen eines Individuums, sondern einer immer verderblicher um sich greifenden Partei repräsentirt. Bereits habe ich auch schon die Grundzüge zu einer höchst scharfen, mit allen Wassern gewaschenen Kritik auf das Papier hingeworfen. Uebrigens zögere ich noch, ob ich sie wirklich ausführen und drucken lassen soll; denn das ist ausgemacht: mit dieser Kritik nehme ich mir alle Aussicht auf eine Anstellung in Baiern, indem ich die neue Schelling'sche sog. Philosophie, oder Unphilosophie, die aber eben wegen ihrer Gedankenlosigkeit, mit der sie allem längst vergangenen Unsinn, allem Götzendienst und Aberglauben huldigt, bei uns in Macht und Ansehen steht, in ihrer ganzen Lächerlichkeit und Blösse darstelle. Was soll ich aber länger Rücksichten nehmen? Sie haben mich bisjetzt noch zu nichts gebracht. Wer denkt, ist der Menge ein Stein des Anstosses, er mag es machen, wie er wolle. Mit Dir verbunden zu leben, ist mein innigster Wunsch, dem ich manches Opfer zu bringen gern bereit bin, um ihn zu realisiren. Aber hängt denn seine Erfüllung einzig und allein von einer Anstellung im Inlande ab? Und kommt denn nicht oft der sicherer an sein Ziel, der frei und muthig einherschreitet, wenn er auch bisweilen über einen Stein stolpert, oder sich an ihm wehe thut, als der, welcher bei jedem Schritte bedächtig sich umsieht, dass er nicht verstosse? —

Riedel ist gegenwärtig hier. Er hat mir die unerwartete Nachricht mitgebracht — ich wünschte nur, dass sie wahr wäre — dass ich nächstens Dich heirathen würde.

Wie sieht es mit Deinem Herzen aus? Ist es mein? ich frage nämlich: mein, mit Zuversicht, mit dem Glauben an meine Liebe, mit Freudigkeit, mit dem Willen, mir wirklich anzugehören? Ist es beherrscht und beseelt von meinen Lehren, Gedanken, Versicherungen, oder von Deinen eignen trüben Vorstellungen niedergedrückt? Ich hoffe das letztere nicht. — Wie steht es mit Deiner Gesundheit? — Singst Du fleissig? — Was hast Du gelesen? — Plage Dich ja nicht zu sehr — ich wollte Dir schon das letzte Mal es rathen — mit der Lektüre meiner ersten Schrift, die als

eine Jugendschrift voll Unvollkommenheiten und Mängel ist. Es ist Vieles in ihr dunkel, unrichtig, einseitig, hart, krass ausgedrückt. Sie ist ein Produkt der Leidenschaft; sie hat daher, wie jedes Werk der Leidenschaft, die Tugenden, aber auch die Mängel der Leidenschaft. Viele Gedanken beziehen sich auf Erscheinungen in der Geschichte der Philosophie; um sie also zu verstehen, muss man diese kennen. Ich will Dir indess einmal meine Gedanken und den Gang, den ich in meiner Schrift nahm, auf die möglichst einfache und klare Weise darstellen. Dieser Dein Eifer, Dich in meine Gedanken einzuarbeiten, kann jedoch nur meine Liebe vermehren. O gute Bertha! Du weisst nicht, was Du mir auch in dieser Beziehung bist! Ich verlange nicht mehr von einem Weibe, als Du besitzest, ja mehr verlangen wäre Thorheit, denn jedes Wesen hat eine bestimmte Gränze, so das Weib — wird diese überschritten, so verliert es seinen Kern. Lebe wohl, Beste! und freudig in dem Gedanken, dass ich stets mit inniger Liebe bin Dein wahrer Freund L. F.

Montag Abends 8 Uhr, 15. Febr. Heute Abend vermisste ich Dich, liebe Freundin! wieder aufs allerschmerzlichste. Meine Seele war ein Abgrund, aus dem nur der Seufzer nach Dir als das einzige Lebenszeichen zu meinen Ohren drang. Aber ist es denn auch ein Wunder, wenn uns die Trennung immer mit Schmerzen erfüllt? Beseelt uns denn, wie Andere, bei dem Abschied die süsse, sichere Hoffnung, dass wir bald uns angehören werden? So oft ich mich von Dir trennte, war es mir fast immer zu Muthe, als würde ich Dich nie mehr sehen. Bei jedem Abschiede traten mir, bald offner, bald verstohlner, Thränen in die Augen, die mir doch sonst so leicht nicht kommen. Wie hätte ich 1830, wo ich meine Gedanken über Tod und Unsterblichkeit, schon damals aufs Tiefste von ihnen erschüttert und zermalmt, aber frei von einem bestimmten Gegenstand der Liebe, niederschrieb, daran gedacht, dass ich — und zwar im innigsten theuersten Verhältniss des Menschen, wo die Empfindung am heftigsten ist — so oft empfinden und bewähren muss, was ich immer schon für genug hielt, auch nur einmal zu empfinden.

Meine Gedanken über den Tod haben mir selbst tiefe Schauder und Schmerzen erregt; aber wegen der Schmerzen, die uns eine Sache bereitet, dürfen wir nicht an ihrer Wahrheit zweifeln. So lange wird uns immer eine Wahrheit schmerzlich sein, bis wir uns

mit unseren Empfindungen in sie gefunden haben, bis sie uns durch Erfahrung und Gewohnheit vertraut, heimisch geworden ist. Das Auge, das Organ der edelsten Wahrnehmung und Erkenntniss, das Organ des Lichts, ist doch zugleich auch ein Werkzeug, dessen sich der Schmerz bedient. Die Erkenntniss der Nothwendigkeit betrachtet die Schmerzenslaute, die sie aus dem Menschen hervorruft, nicht als Stimme, die gegen ihre Wahrheit zeugen, sondern vielmehr als unwillkürliche, dem Menschen wider seine selbst- und genusssüchtigen Neigungen abgedrungene Beweise für sich. — O Liebe! könnten meine innigen Gedanken an Dich noch heute als empfindende Wesen zu Dir dringen, und Dich mit den Banden eines von den süssesten, erquickendsten Träumen erfüllten Schlafes umschlingen!

Dienstag Abends 10 Uhr. Eben habe ich die auch Dir bekannte Rezension, die morgen fertig und rein geschrieben sein wird, bei Seite gelegt. Jetzt noch einige Augenblicke zu Dir, mein lieber Tag- und Nachtgedanke! Viel erwarte aber nicht. Morgen will ich der Abwechslung wegen dem Boten den Brief mitgeben und heute bald zu Bette gehen, um morgen erfrischt wieder an meine Arbeit zu gehen, und sie mir endlich vom Halse zu schaffen.

Gestern besonders, aber auch heute einige Augenblicke, befiel mich eine angstvolle Sehnsucht nach Dir. Es war mir als fehlte Dir etwas und müsste ich Dir zu Hülfe eilen. Ich hoffe und wünsche, dass mein ängstliches Gefühl ohne Grund und Bedeutung war. Ganz bin ich Dein. Jeden Schmerz möchte ich von Dir hinweg heben, und wenn ich das nicht kann, wenigstens durch Mitgefühl mit Dir theilen. Keinen gesunden Blutstropfen würde ich mir selbst mehr gönnen, wüsste ich Dich krank oder leidend; wenigstens keine Lebensfreude würde ich mir mehr gönnen. Darum Beste, Theuerste, ärgern mich auch immer Deine Sorgen wegen der Zukunft! Bekümmere Dich nur um das Nächste, nicht um das Ferne. Der vernünftige Genuss und Gebrauch der Gegenwart ist die beste Sorge für die Zukunft. Nur die Gegenwart ist unser, sagten die griechischen Philosophen. Gerade durch ängstliche Sorgen verdirbt sich der Mensch die Gegenwart und mit ihr die Zukunft; die Gegenwart ist das Kapital, die Zukunft die Zinsen, die nur von der richtigen Verwaltung und Anlegung des Kapitals abhängen. Wenn auch unsere Zukunft unseren Wünschen nicht entsprechen sollte, sei gewiss: Deine Sorgen wenigstens

werden nie zur Wahrheit. Deine Jahre werden nie die Kraft meiner Liebe mindern, auch Du wirst mir in jedem Gewande des Leibes noch werth und theuer sein. Ich vermisse nichts weiter an Dir, als dass Du nicht mein Weib bist. Nur dieser Mangel kümmert mich. Mit allen Schmerzen der Liebe und Sehnsucht

Dein treuer Freund L. F.

Also fort mit euch, ihr nichtswürdigen Grillen! fort aber auch mit euch, ihr Schmerzen der Sehnsucht! denn ihr verhindert nur den Menschen, die Mittel thätig zu ergreifen, die ihm zum Besitz des ersehnten Gegenstandes verhelfen können. Darum, liebe Bertha! sollten wir von nun an unsere Briefe nur dazu anwenden, uns darüber zu besprechen und zu berathen, ob der Gedanke an eine Vereinigung auch in unseren jetzigen Verhältnissen eine Chimäre ist, oder eine realisirbare Idee. In der Vorstellung von der Unmöglichkeit einer Sache denkt der thörichte Mensch nicht an das Nächste, übersieht er die ihm zu Gebote stehenden Mittel, die er vielleicht nur zusammenzuhalten, gehörig zu schätzen und anzuwenden braucht, um mit ihnen den scheinbar unrealisirbaren Zweck zu erreichen. So vergass auch ich oder unterliess es bloss in der Vorstellung, dass das höchste Glück ein unerreichbares für mich sei, nämlich Dich zu besitzen, mich nach der Dauer und dem wahren Stande meiner Pension zu erkundigen. Gestern verschaffte ich mir nun die volle Gewissheit, dass mir meine Pension durchaus nicht, weder durch Heirath, noch Erbschaft, noch sonst etwas, ausser durch eine Anstellung (wo es sich von selbst versteht) entzogen werden kann. Meine Pension ist zwar gering, sie beträgt jährlich 280 fl.; aber sie ist doch Etwas, etwas Sicheres und Festes. Durch Schriftstellerei kann ich mir wenigstens jährlich 100 fl. verdienen, denn wenn ich auch in einem Jahre nur ein Paar Rezensionen, und keine selbständige Schrift liefern sollte, so werde ich dafür im zweiten oder dritten Jahre durch eine grössere Schrift reichlich das Defizit an den 100 fl., die ich, um den geringsten Massstab anzulegen, für jedes Jahr anschlage, wieder einbringen. Bisher hat freilich der Schriftsteller noch wenig materiellen Gewinn dem Menschen gebracht. Aber ich bin ja auch erst seit 1833 als Schriftsteller öffentlich bekannt, da meine erste Schrift anonym erschien. Und die ersten Schriften haben keinen anderen Zweck, als eben dem Autor einen Namen zu verschaffen, um erst durch spätere Leistungen von ihren Früchten einzuärnten. Aus der An-

erkennung, die meine ersten Schriften gefunden haben, kann ich nur mit Fug und Recht schliessen, dass meine späteren Arbeiten, die an Gehalt den früheren gewiss nicht nachstehen werden, von Buchhändlern gerne angenommen und angemessen honorirt werden. Ich kann also, ohne mir oder Dir einen blauen Dunst vorzumachen, meine Schriftstellerthätigkeit so zu sagen auch als ein Kapital ansetzen, das seine Zinsen trägt, so dass ich folglich im Ganzen ungefähr 400 fl. jährlichen Ertrag als sehnsuchtsvoller Ehestandskandidat zur Realisirung unseres Wunsches, der auf Deiner Seite wohl ebenso lebhaft, wahr und innig, als auf der meinigen ist, mitbringen kann. Als traurige Früchte ihres unseligen Garçonlebens bringen die jungen Ehemänner sehr häufig in den heiligen Ehestand Schulden mit, um sie erst in ihm zu tilgen. Auch mich — damit Du weisst, was Du zu wissen brauchst, denn in diesem delikaten Punkte darf der Mann Geheimnisse vor dem Weibe haben — fesseln, aber nicht mit reizenden Banden, Schulden an diese wunderschöne Erde. Allein zu ihrer Vertilgung stehen mir zwei Arzneimittel zu Gebote, einerseits meine Geschichte der Philosophie, die mir nun bald hoffentlich Etwas eintragen wird, anderseits die Liebe und Theilnahme der Meinigen, die mir mit Freuden, zum gerechten Ersatz für meine Resignation auf meinen Antheil am väterlichen Vermögen, diese Last vom Halse schaffen werden, um mir zu einem so schönen Zwecke behülflich zu sein, die ich auch schon leicht um diesen Liebesdienst hätte ansprechen können, und zwar mit vollem Rechte, wenn es anders nicht meine Gewohnheit oder Grundsatz wäre, so etwas bis auf eine ausserordentliche äussere Veranlassung zu verschieben. Also werde ich auch in dieser Beziehung gereinigt von dem Unrathe des Garçonlebens in das gesunde Badewasser des heiligen Ehestands steigen können. Nebenbei bemerke ich noch, dass ich mit der Zeit wohl auch Einiges von meiner Tante in Fr. erben und wahrscheinlich aus dem handschriftlichen Nachlass meines Vaters auch etwas klingendes Metall herausschlagen kann. Ich war stets der Liebling meiner Tante, soll es auch jetzt noch sein, wie ich erst neulich hörte; sie ist aber leider nicht geld-, sondern nur steinreich.

Nürnberg, Juni, Sonntag Morgens 1835.

Du hast mir gestern, Theuerste! eine ausserordentliche Freude durch die Uebersendung des lieben Bildes bereitet. Ich erwartete es nicht so bald, da ich Dir selbst mündlich sagte, dass Du es

noch für Dich behalten möchtest; allein meine Worte waren keine treuen Uebersetzer meines Innern, ich wünschte allerdings leise gerade das Gegentheil von dem was ich sagte. Für Deine liebreiche Aufmerksamkeit danke ich Dir daher aufs Herzlichste. Schon als Du in Heidelberg warst, betrachtete ich es einmal, als ich Morgens in St.'s Stube, wo es damals hing, kam, lange mit grosser Aufmerksamkeit. Ich glaubte Dich in dem schönen Kindskopf deutlich zu erkennen, wenigstens Spuren Deines mir so theueren Wesens in ihm zu finden. Ich glaube es auch jetzt noch. Er vergegenwärtigt mir Dein Wesen, nur in kindlicher Gestalt. Du musst als Kind so gewesen sein; der Geist des kleinen Gesichtchens, das Gute, Liebe und Sinnvolle, ja wirklich Geistreiche, das über ihm schwebt, ist ein Ausfluss, ein Strahl von dem Wesen, das Du heute noch bist und darstellst. Du hättest mir kein sinnvolleres Andenken geben können, als dieses Bild, ob es Dich gleich darstellt, wie Du noch lange nichts von Liebe wusstest. Aber ich betrachte es als das Bild Deines reinen kindlichen Herzens, das Du durch die Gefahren des Lebens und die Stürme der Jahre hindurch treu aufbewahrt und mir geschenkt hast. Ich betrachte es als einen schönen Traum von meiner Geliebten, der einen eben so angenehmen als tiefen Eindruck in mir zurückgelassen hat, dessen bestimmte Züge und Inhalt ich mir aber nicht verdeutlichen kann, als eine dunkle Reminiszenz aus einer längst vergangenen Zeit, die ich nicht persönlich mitlebte, und die doch zu meinem Leben gehört, indem ihre Früchte mir gereift sind. Ich habe das Portrait über meinem Kanapee zwischen zwei grossen Bildern, die zerfallene Ritterburgen vorstellen, aufgehängt. Du glaubst nicht, wie lieblich sich zwischen diesen Ruinen das Köpfchen ausnimmt. Einen passenderen Platz hätte es nicht finden können; denn bist Du nicht der einzige freundliche, versöhnende Punkt mitten zwischen den Trümmern der zerfallenen Ritterburg meines Lebens? Warst Du es nicht, die die Widersprüche, in die mein moralisches Wesen getheilt war, gelöst hat? Jetzt kommen noch zwei Kupferstiche von Philosophen, Spinoza und Cartesius, in meine Stube. Dann habe ich Alles vor meinen Augen versammelt, was mir lieb und werth war, die Bilder meines eignen Wesens, — Philosophie, Liebe, Natur. Wie gut wird sich erst vis-à-vis den schwarzen Philosophenköpfen das liebliche Kindsköpfchen ausnehmen?

Nürnberg, Freitag. Aug. 1835.

Wegen Bonn habe ich bisjetzt noch nichts unternommen. Die Berliner müssen mir allerdings noch bestimmtere Versicherungen geben. Ich wollte aber nicht eher hinschreiben, als bis ich zugleich meine Rezension mit dem Briefe abschicken könnte. Aber einige schwierige Punkte verzögerten, nebst einigen kleinen Störungen von Aussen, ihre Beendigung. Jetzt bin ich jedoch entschlossen, die Rezension als ein eignes, kleines Schriftchen erscheinen zu lassen, damit es mehr in die Hände des Publikums kommt. Die Rezension betrifft nämlich den jämmerlichen Jenaer Hofrath, der durch seinen gemeinen Ausfall auf mich wenigstens allen meinen Feinden grosse Freude, die ich ihnen aber bald vertreiben werde, gemacht hat. Befürchte aber nicht, dass ich leidenschaftlich verfahren werde. Ich fühle zu sehr meine geistige Uebermacht über ihn, als dass ich im Kampfe gegen ihn hitzig werden sollte. Ich werde ihn allein durch rein wissenschaftliche Gründe darnieder schlagen. Uebrigens widerspricht es ganz meiner Empfindungsweise, mich in dergleichen Händel einzulassen. Wie im Leben, so möchte ich auch in der Literatur einsam, still verborgen meine Strasse wandeln, unbekümmert was die Menge von mir denkt! Aber ich will doch, da ich einmal in einer öffentlichen Anstalt als Rezensent aufgetreten bin, auch in den Augen des grösseren Publikums, so wenig ich dasselbe respektire, die Ehre meiner als Rezensenten vertheidigen. Nicht geringen Antheil an der Verzögerung der Vollendung hatte der eben ausgesprochene Widerwille in mir gegen solche Händel. Leider! verfolgen mich in allen Dingen oft ganz seltsame, kapriziöse Empfindungen. So Vieles wäre mir so leicht, wenn diese nicht mich störten. Aber Jeder hat eben seine grösste Last mit sich selber.

L. F.

Erlangen.

Neuerdings erschien eine sehr vortheilhafte Rezension von meinen Aphorismen. Es ist allerdings Manches getadelt, wie es sich eigentlich gehört in Rezensionen; aber der Tadel verschwindet vor den Vorzügen, die anerkannt wurden. Der Verfasser derselben ist zwar kein Mann von vielem Gewichte, wenigstens in meinen Augen, aber doch von Gewicht. Er gehört zu den Besseren. Es ist Fichte's Sohn. In Beziehung auf die Welt ist indess eine solche Anerkennung, wenigstens besonders für die Weiber,

wenn sie sich, wie Du für mich, interessiren, immer erfreulich, nützlich. Ich würde Dir die Abschrift schicken, wenn ich nicht befürchtete, dass sie Dir unleserlich ist. Ich will mir daher Dir zu Liebe die Mühe nehmen, den Anfang derselben abzuschreiben. „Der Verfasser dieser Aphorismen — irren wir nicht, derselbe, welcher kürzlich eine gründliche und empfehlenswerthe Geschichte der neueren Philosophie geschrieben, die nur stellenweise ihre fleissigen Kollectaneen noch nicht zur kurzen, graziösen Darstellung verarbeitet hat — tritt hier zum zweiten Male in einem ganz anderen Gebiete auf, in welchem er sich jedoch nicht weniger geistreich und mit ganz gründlichen Intentionen bewegt. Es sind humoristische, in der That sehr ernst gemeinte Selbstbekenntnisse und Reflexionen eines kräftig ringenden, der Idee mit Bewusstsein sich opfernden philosophischen Jüngers, welcher durch die geistigen Erfahrungen, von denen er hier Kunde gibt, mittelbar zugleich ein gutes Zeugniss von sich selbst ablegt. Wer Solcherlei in sich erlebte, wie er hier mehr andeutet als ausspricht — gerade wie es recht ist — den soll man nicht zu den trivialen Geistern rechnen, die immer nur wandeln werden, wo die Strasse nur breit genug ist und von Anderen ihnen die Bahn schon gebrochen ist. Und in diesem Sinne wollen wir ihn besonders willkommen heissen auf dem Felde spekulativer Forschung, für welche er nicht blos einen vagen, phraseologischen Enthusiasmus oder einseitige Begeisterung, sondern bei einer gewissen verankündigenden Selbständigkeit zugleich vielseitigen Blick für entgegengesetzte philosophische Individualitäten und Liebe für die alten Heroen der Spekulation mitbringt."

Freitag Morgens.

Liebe Bertha! Wie ein gehetzter Hirsch nach Wasser, so lechzt mein Herz, mein Auge, mein Mund nach Dir. Erfrischung möchte ich an Deinen Lippen einsaugen. Die Hitze ist unerträglich, meine Arbeit vielfach langweilig, mein Geist schwer und träge, nicht aufgeräumt, obwohl arbeitsam, aber nicht aus Lust, sondern aus Pflicht und Zwang. Ich weiss aber wohl, wo das herkommt. Ueber viele, mich am meisten interessirende Gegenstände habe ich nur wenig Zeit und Ruhe zum Nachdenken gehabt. Seit fünf Jahren lebe ich in der Unruhe und den Schmerzen der Schriftstellerei. Ich möchte daher eine Zeitlang nur dem Studium, der Lektüre und dem Nachdenken leben, die Schriftstellerei nur gelegentlich und zufällig, in besonders dazu

aufgelegten Momenten treiben. Auch gelingt die Schriftstellerei nur dann, wenn sie sich von selbst ergibt, wenn wir sie nicht für sich selbst zu unserem Geschäft und Gegenstand machen. Aber wie kann ich diesen Wunsch und Trieb befriedigen? Jetzt wenigstens noch nicht.

Du könntest so gut sein nachzusehen, ob in den bei Dir liegenden Theilen von Zimmermann's Reisen die Pescheräh vorkommen und mir in ein paar Worten bemerken, wie sich Z. über die thierische Sprache dieser Menschen, die nichts anderes hervorbrachten als Pesch-Pesch, äussert. Ich brauche nämlich die armen Pescheräh zu einem Gleichniss und weiss zwar das Allgemeine, wenigstens so viel, als ich zum Behufe meines Zweckes zu wissen brauche, möchte aber doch das, was ich bereits weiss, durch nähere Angaben bestätigt finden.

Die Rezension, die gegenwärtig St. hat, hat in dem obskuren Nest Erlangen solches Aufsehen gemacht, dass sie selbst in die Hände der Damenwelt kam, ja sogar das Gerücht von ihr im Volke sich verbreitete. Die allgemeine Stimme soll übrigens Beifall sein, woran mir jedoch blutwenig, oder gar nichts liegt. Die Gemeinheit der Welt offenbart sich nicht weniger in ihrem Tadel, als ihrem Lobe. Denn unmittelbar beherrscht nicht die Wahrheit, sondern die Meinung die Welt. Lebe wohl! Voll Hunger und Durst nach Dir Dein treuer Freund L. F.

Samstag Morgens. Nov. 1835.

Vorgestern las ich in „Fichtes Leben und literar. Briefwechsel“, herausgegeben von seinem Sohne — ein Buch, das ich schon längst hätte lesen sollen, und das mir jetzt zum Gebrauch meiner Vorlesungen ganz unentbehrlich ist. Wie ward ich entzückt, gestärkt und erhoben! Wie vermisste ich Dich, dass ich Dir nicht das Gelesene gleich mittheilen konnte, um Dir ein erhebendes Bild von diesem seltenen Geist zu geben! Das war ein Mensch, ein Mann, ein Philosoph! Du musst das Buch noch lesen. Komme ich Weihnachten, woran wohl kein Zweifel ist, so bringe ich es mit. Solche Bücher sind namentlich für das Weib die besten, die lehrreichsten. Die Briefe an seine Braut, nachherige Gattin, sind auch darin, sie werden Dich durch innige Herzlichkeit und Einfachheit besonders ansprechen.

Mit meiner geistigen Thätigkeit kann ich Gottlob! bisher im Ganzen wohl zufrieden sein. Nur gestern hatte ich einen öden,

traurigen, unfruchtbaren Tag. Ich schrieb zwar an der Fortsetzung dessen, was ich Tags zuvor glücklich begonnen und entworfen hatte; aber es war nicht zum Besten ausgefallen. Vielleicht war es aber das Intermezzo mit Fichte — denn dieser kommt erst später in meinen Vorlesungen an die Reihe — welches mich aus dem Zusammenhange und Kontext gebracht hat.

Nachmittag, Sonntag. Eben von einem Spazirgange zurückgekommen, habe ich zum zweiten Male Deine Briefe durchgelesen. Sie kamen mir sehr erwünscht, obwohl ich nicht mit allem zufrieden sein konnte, namentlich nicht damit, dass Du Deiner Augen wegen, die doch die Brillanten unter den Edelsteinen der Sinne, die der sorgfältigen Pflege und Aufmerksamkeit bedürfen, und deren Uebelbefinden oft bedenklicher ist, als es den Anschein hat, Dich so wenig geschont hast. Mit den Augen namentlich, sage ich Dir nochmals, ist es kein Spass. Die scheinbar unerheblichsten Uebel sind hier oft von bedenklichen Folgen.

. . . .

Nicht der Stimme ohnmächtiger, unwahrer, äusserer Rücksichten und Gründe, die Dich nur um Deine wahren Lebensgüter bringen und Dir, Andern nur zum Schein, zu leben geböten! Folge der Stimme der allwaltenden Liebe; ihre Stimme ist Vernunft und Wahrheit. Alles Dasein verdankt ihr seinen Ursprung. Du bist und lebst nur, wenn Du liebst. Alles ist falsch und nichtig und leerer Scheingrund, was Dich von ihr ferne hält. Verlasse Dich auf sie; Du wirst mit ihr Deine Geliebte, trotz aller Schwierigkeiten, einst noch als die ungetheilt und bleibend Deine heimführen. Sie, die Nichtseiende in das Leben ruft, wird die Lebenden nicht verlassen. So spricht die Liebe in mir, und alle Zweifelsgründe und Bedenken verschwinden vor ihrer Macht. Aber die Liebe ist keine blosse Einheit; sie ist Einheit von zwei Wesen. Du stehst mir gegenüber! Oder spricht die Liebe auch in Dir dieselben Worte mit derselben Kraft aus? O, gewiss, gewiss! Meine Liebe kommt ja nicht weniger aus Dir selbst, als aus meiner eignen Seele! Sie ist ja Deine eigne That, wie meine. Was in mir ist und vorgeht, von dem bin ich gewiss, dass es auch in Dir ist.

Aber dennoch, Liebe! wie bist Du so rücksichtslos! Du bist blos die Macht des Augenblicks! Wie kannst Du verlangen von dem an allen Gliedern gefesselten Sterblichen, dass er Dir allein

folgt? Mässige darum Deine Stimme, lindere Deine ungestüme Kraft! Höre meine Gründe an: — doch ich will sie nicht auseinandersetzen. Du, theure Bertha! — die ich anredete, indem ich zur Liebe sprach, denn Du bist mir Eins mit ihr — hast hier einen Blick in mein Inneres. Möge die Gewissheit meiner Liebe meine Abwesenheit Dir nicht schmerzlich fühlen lassen! Feiere auch ohne mich mit Freuden die Feiertage. Lebe wohl, Innigstgeliebte, unschätzbar theure, schmerzlichst vermisste und stets ersehnte Bertha!

Donnerstag, Febr. 1836.

Liebe Bertha! Heute sind es schon 14 Tage wieder, die wir getrennt von einander verlebten; und keiner ist verstrichen, an dem ich nicht Dich vermisst hätte. Sehr trübe Tage waren darunter. Aeussere und innere Gründe waren die Quellen des Trübsinns. Wie schwer fiel mir das selbstverschuldete Loos des Menschen auf's Herz! An welche nichtigen, eitlen Sorgen und Dinge verschwenden wir den grössten Theil unseres Lebens! Wie leichtsinnig gehen wir mit der Zeit um, als wären wir die Herren derselben! Und dann kommt plötzlich, wie ein Dieb in der Nacht — der Tod, und das Wenigste, oder Nichts von unserer Aufgabe ist vollendet. Auch meine Aussichten in die Zukunft trugen dazu bei. Ich sah Nichts vor mir, als was ich gegenwärtig um mich sehe — eine Wüste. Da kamen mir auch wieder Zweifel, ob ich zu Dir nach Bruckberg kommen soll, um dort mein Lager aufzuschlagen. Es schien mir besser und pflichtmässiger, mich von Euch so fern als möglich zu halten, da nur der in Eure Nähe ziehen sollte, der Glück und Segen bringt. Freilich war ich daran selbst Schuld. Das viele Hocken macht kleinmüthig ..... Meine Arbeit war zeither besonders das Studium der nachgelassenen Werke Fichte's, die ausserordentlich schwer sind, so dass ich eine Abhandlung unausgelesen weglegte, mit der Hoffnung, dass mir später einmal in günstigeren Stunden darüber Licht aufgehen werde; es war in seiner Sittenlehre. Auch habe ich das Italienische angefangen, um das Hauptwerk des Jordanus Brunus, das noch gar nicht übersetzt ist, verstehen zu können. Täglich lese ich einige, oder wenigstens eine Scene in einem Trauerspiele des Metastasio. Vor einigen Tagen habe ich auch eine Materie, die mich vielfach schon früher beschäftigte, und worüber ich Vieles niedergeschrieben habe, über das Wesen der Vernunft und das Denken, was ich schon längst immer wollte, wieder aufgenommen,

und bin zufrieden mit dem bisherigen Gang. Ob es aber fortgehen wird, ob ich so glücklich sein werde, diese Arbeit, die übrigens der Anlage nach von äusserem Umfang nicht bedeutend sein soll, zu vollenden, weiss ich noch nicht. Es wäre mir recht lieb, wenn ich diese alte Schuld berichtigen könnte.

Jetzt zu Dir.. Dein im Moos verstecktes Briefchen hat mir rechte Freude gemacht. Du bist ein wahres Muster von Fleiss. Ich bin fauler als Du. Erst um 7 Uhr stehe ich gewöhnlich auf. — Das Geld für die Pfeifenköpfe wirst Du gefunden haben. Da ich sie selbst verlangt habe, war es nicht anders als billig, dass ich sie bezahlte. Auf Deine Liebe, aber nicht auf Pfeifenköpfe und dergleichen Dinge habe ich Ansprüche.

Donnerstag Abends, 9 Uhr, 1836.

... Ich will Dir auch nur en passant eine Visite abstatten, um Dir zu Deiner Abreise Glück zu wünschen. Wie oft fügt es sich, dass Personen, die sich lieben, mit ein Paar Blicken, die sie sich in aller Eile zuwerfen, sich sagen, was sie in Worten auszudrücken keine Zeit und Gelegenheit haben. Als solche flüchtige Blicke nimm diese Zeilen auf! In ein Gespräch will ich mich mit Dir nicht einlassen. Du bist vielleicht gerade über dem Einpacken, wenn Dich dieser Brief trifft, oder mit Deiner Schwester im Gespräch, der Du die letzten Stunden um keinen Augenblick verkürzen willst. Und ich selbst bin gerade über einer Materie in einer Rezension, die mir wenigstens heute schwer vorgekommen ist. Und Du weisst, dass ich ein Mensch bin, der sich nicht zertheilen kann, der über einer Materie, wenn er sie einmal ergriffen hat, mit solcher Aengstlichkeit sitzt und brütet, wie eine Henne über ihren Eiern, wenn die Küchelchen daraus schlüpfen wollen, dass er sich keinen Augenblick von ihr auch nur einen Schritt zu entfernen getraut. Oft schon habe ich mir zwar vorgenommen, diese üble Eigenschaft in mir zu überwinden, wenn mir eine Materie nicht glücklich von Statten geht, andere Gegenstände inzwischen vorzunehmen. Aber es war vergeblich; nur manchmal gelingt es mir. Nur durch eine wahre Eselsgeduld kann ich die Schwierigkeiten der Sache und die Störrigkeit meines Geistes überwinden. Ich tröste mich aber dann mit den Jägern, die oft Stunden lang auf dem Anstand stehen, ehe ihnen etwas aufs Korn kommt, ja manchen Tag mit leerer Jagdtasche heimziehen müssen.

Sonntag. Mein Leben ist auf die auffallendste Weise dem Deinigen ähnlich, der Geschlechtsunterschied ist der einzige Unterschied zwischen uns; auch ich habe eine Lage, wo ich zu sehr mir selber Gegenstand und folglich zur Last bin. Mein äusseres Leben kommt mir vor wie eine Stube, die mit keinem Gegenstande, keinem Bilde geschmückt, stets nur ihre leeren, kahlen Wände den schaubegierigen Augen zukehrt. Zwar hängt in meiner Stube ein mir unendlich theueres und liebes Portrait — es ist das, welches Dich vorstellt —; aber dieses Bild stellt nur um so auffallender die Leerheit und Armuth meiner Wohnung meinen Blicken dar, erinnert mich immer nur auf's schmerzlichste an den Mangel seines Gegenstandes. Denn was ist die Liebe, wenn wir sie nicht durch die Besitzergreifung des Gegenstandes als eine reale Thätigkeit äussern und bewähren können? Was anders, als eine nach Freiheit schmachtende Gefangene? Dein Traum, der Dir mich mit einem finsteren Gesichte vorstellte, war daher ein wahrer Blick in den Zustand meiner Seele. Es sieht sehr häufig finster, wild und düster in mir aus. Ich besinne mich daher oft Stundenlang, was ich denn nur machen und anfangen soll, um eine Veränderung zu treffen. Was ich in dem einen Augenblick als ein passendes Mittel gefunden zu haben glaube, werfe ich im andern wieder weg, und zuletzt finde ich mich, wo ich am Anfang war, einsam auf eine öde, isolirte Insel verschlagen. Glaube mir, dass ich einem Weibe zu Liebe — oder vielmehr mir selbst zu Liebe, denn ich weiss es nur zu gut, was für einen Schatz, was für ein in jeder Art belebendes, wohlthätiges Gut ich an einem Wesen, wie Du bist, besässe — zwar nie die Wahrheit verläugnen, aber mir manche Beschränkung ohne Widerstreben auflegen kann und will. Aber was hilft in unserer Zeit, wenigstens in unserem Lande die Beschränkung, wenn sie nicht in Verläugnung der Wahrheit und Vernunft übergeht? Zu jeder Arbeit, jedem Amte — wenn es mir nur einige Stunden zu wissenschaftlicher Thätigkeit übrig liesse — könnte ich mich verstehen, um nur meinen Wunsch, mit Dir zusammen zu leben — einen Wunsch, den ich jetzt ohne Rücksicht auf Dich, nur in meinem eigensten Interesse ausspreche — zu realisiren. Daher halte ich auch noch meine Kritik, von der ich Dir mündlich gesprochen, zurück. Ich will noch warten, ob der letzte Versuch, von dem Du weisst, auch ohne Erfolg bleibt. Freilich ist wenig Hoffnung, denn ein selbständiger Mensch, er mag sich auch noch so sehr bescheiden, bleibt immer der grossen Masse ein Dorn im Auge.

Riedel hat mir den Vorschlag gemacht — Fabrikant zu werden mit ihm und einem Kaufmann eine Türkischroth-Baumwollengarn-Kunstfärberei ......

Dein glücklicher L. F.

Mittwoch.

Stadler erwartete ich gestern schon ganz bestimmt. Es verlangt mich nach Nachrichten von Dir aus dem Munde eines Ohren- und Augenzeugen Deines Lebens. Die Entfernung wirkt wie die Nacht; allerlei ängstliche Bilder erzeugt sie. So am Freitag, als ich erfuhr, dass ihr Samstag nach Ansbach fahren würdet. Ich dachte an die Möglichkeit eines Unglücks, es wurde mir angst und bange, ich beklagte das Loos des Sterblichen, der zum Schutze des Theuersten, Geliebtesten, nichts hat, als eitle, ohnmächtige Wünsche. Doch verscheuchte ich endlich durch das Licht der Vernunft diese Nachtgespenster. So ist das Wesen der Natur nur das Gefühl der Abhängigkeit, Angst und Bangigkeit; nur im Geiste ist Freiheit, ist Geist, ist unabhängiges Leben, sonst nirgends.

Die Tage zeither waren sehr schön. Gestern vor Tisch war ich mit meinem Bruder anderthalb Stunden spaziren. Aber ein heftiger Schnupfen und Katarrh machte mich matt und stumpfsinnig. Hoffentlich wirst Du sie genossen haben. Lass Dich aber nicht verführen durch die Reize der Frühlingsluft. Traue nicht dieser Schmeichlerin! Setze Dich nicht, oder wenigstens nicht zu viel, ins Freie! Halte Dich warm.

Freitag, nach 5 Uhr. St. sagte mir, dass Du immer gleich nach Tisch schon an die Arbeit gehst. Das, Liebe! billige ich nicht. Du lebst hierin keineswegs nach meinem Wunsche. Nach Tische musst Du spaziren gehen, oder wenigstens nichts thun. Auch das Nichtsthun zur gehörigen Zeit ist Thun. Auch meiner Mutter werfe ich stets vor, dass sie gleich nach dem Essen liest. Ich selbst begehe sehr häufig diesen Fehler; aber ich wehre mich doch auch oft gegen ihn. In allen Dingen Mass zu halten, das war der Gedanke der ersten und ältesten Philosophen Griechenlands. Gestern Nachmittag fuhr ich mit meinem Bruder und einem Fremden zum ersten Mal auf dem Dampfwagen nach Fürth, und ging von da aus auf die Veste. Körperlich befand ich mich zwar nicht zum Besten; aber es war doch ein schöner Tag. Das Schönste an ihm war aber für mich — das lebhafte Gefühl Deiner Nähe, das ich

auf der „Alten Veste" hatte. Seit langer Zeit habe ich die Wunderkraft der Einbildungskraft nicht so empfunden. Alle, auch die einzelnsten, äusserlichsten Eindrücke, die Deine Umgebung mit sich bringt, selbst diese waren mir gegenwärtig, als wäre ich selbst dort. Und Dein liebes Bild hatte für mich die Kraft persönlicher Gegenwart. Ich küsste, ich umfing Dich leibhaftig.

Samstag. N. ist gleichzeitig mit St. hier angekommen, und noch hier. Es ist ihm sehr wohl zu Muthe und zu Leibe in Berlin. Er lässt Euch grüssen. Er schrieb auch, dass ein junger Angestellter ihm gesagt habe, dass meine Anstellung in Preussen in Anregung gebracht sei, oder doch werde.

Mit Riedel habe ich gebrochen, oder vielmehr den Bruch, der stets zwischen mir und ihm war, nur laut ausgesprochen. Man muss ihn von manchen Seiten achten — ich werde ihm auch stets geben, was ihm gebührt —; aber er ist unerträglich, unumgänglich. Ich konnte nie mit ihm sprechen, ohne dass mir der Kamm, wie einem Hahne stieg, und die Galle sich in mir regte. Nie verliess mich ein unwillkürliches Misstrauen, eine immer sich gleich bleibende Abneigung gegen ihn. Wir berührten uns zwar oft in unseren wissenschaftlichen Ansichten, aber doch auch hier nur auf der Oberfläche. Ich ehre jedoch stets den Menschen im Individuum — daher meine Schonung, daher die Unterdrückung meines sich gegen ihn sträubenden Gefühls. . . . . .

Ohne Dich bin ich ein Feind meiner selbst. Ich gönne mir Nichts, ich mag Nichts geniessen. Aber das ist nicht recht und vernünftig. Der Mensch muss sich schonen und aufsparen für eine bessere Zukunft. Was nicht ist, kann noch werden!

Gehe fleissig spaziren! Hüte Dich aber vor Verkältung und Feuchtigkeit! Lebe wohl! Dein F.

Freitag Morgen.

In Augsburg ist eine Stelle an der Bibliothek, die freilich sehr wenig trägt, aber mit der Zeit die Stelle des Bibliothekars eintragen könnte, erledigt. Ich habe bereits an einen dortigen jüngeren Freund geschrieben, um mich über das Nähere und Nothwendige zu erkundigen, und bin gesonnen, wenn die Antwort günstig ausfällt, mich hinzumelden. Leider! üben nur überall die Pfaffen zu grossen Einfluss aus. Sonst würde mir dort gewiss nichts im Wege stehen, da selbst mein Vater der Stadt Augsburg grosse Dienste erwiesen hat. Aber wie kann ich z. B., wie mein älterer Bruder

mir gerathen hat, den Bombard ersuchen, mich seinem Bruder, der ein einflussreicher Prediger in A. ist, zu empfehlen? Er weiss, dass ich der Verfasser der Xenien bin. Das kann und darf ich nicht thun. Bucher in E. hat mir durch meinen Bruder rathen lassen, nach Marburg, wo B. früher war und gegenwärtig eine Professur der Philosophie offen ist, mich zu melden. Auch diese Gelegenheit will ich nicht unversucht lassen, wenn ich Mittel und Wege finde, mein Anliegen an dem gehörigen Orte anzubringen. Leider! habe ich keine Rekommandationsschreiben dahin, im Gegentheil Niemanden dort, der mich persönlich kennt, als den lieben Puchta aus E., der ein elendiglich frömmelnder Jurist ist. Das muss ich Dir offen gestehen, meine Theure! dass ich aber deinet-, d. i. meiner Liebe wegen, mich um eine Stelle bewerbe. Denn ich für mich setzte meinen Stolz darein, Nichts zu sein; ich habe keinen anderen Trieb, als das, was ich als wahr erkenne, auszusprechen, unbekümmert um die Welt. Die Welt ist gegenwärtig zu erbärmlich, jeder Schurke — wie es Beweise genug gibt — flüchtet seine gotteslästerlichen, selbstsüchtigen Meinungen als ein unangreifbares Heiligthum unter die Decke der Religion. Um sich mit ihr zu halten, muss man jetzt opfern, was dem Menschen allein seinen wahren Werth gibt. Zwar soll Jeder sich in die Lage der Welt fügen, auf sein Thun und Reden kein grosses Gewicht legen, was ich gewiss auch gern thue; aber man soll doch auch keine Lügen, keine Schlechtigkeiten billigen und dulden.

Dienstag Morgen.

Nur der irrt in der Liebe, der die Geliebte als eine wahre Göttin anbetet, der in ihr die letzte Seligkeit und Wahrheit finden will. Aber auch diese Verehrung der Geliebten ist nicht so geradezu Irrthum, denn schon die Alten sagten: der Mensch ist dem Menschen ein Gott; denn der Mensch ist nicht von und durch die Geburt, er wird erst durch den Menschen Mensch, nur im Andern wird er seiner selbst bewusst, erhebt er sich zur Idee der Menschheit und Gottheit. So ist also der Mensch an und für sich dem Menschen der Vermittler mit Gott. So ist auch der Mann der Erlöser des Weibes. Die wahre Liebe und Ehe hat eine sündenerlösende, befreiende, bessernde Kraft, ohne dass man den Namen Christi oder Gottes stets im Munde führt, und seine Frau als eine Geliebte und Schwester in Christo titulirt. Der Glaube, der Christus als eine

göttliche **Privatperson**, als ein partikuläres, zur Rechten Gottes sitzendes Wesen, als ein für sich existirendes Mittelding zwischen Gott und dem Menschen, verehrt und festhält, ist nicht wahrer Gottesdienst. Wir sollen Christus nur verehren um Gotteswillen, der in ihm wohnte; aber Gott ist ein allgemeines Wesen, er gehört uns Allen an, ist das gemeinschaftliche Gut und Gute der Menschheit; obgleich dies natürlich sein Wesen nicht erschöpft.

Wenn ich nur einmal zu einer sicheren, ruhigen Existenz es brächte, damit ich meine Gedanken über diese und andere Gegenstände, worüber ich so viel nachgedacht habe, entwickeln und ausbilden könnte! Von einer Frau verlange ich ausser den Eigenschaften, die ich in Dir finde, nichts weiter, als dass sie keine solchen Fehler hat, die den Mann in seinen Arbeiten und der Verwirklichung seiner Pläne stören. Und ich wüsste nicht, dass Du solche Fehler hast. Denn Deine Aengstlichkeit und Zweifel würden durch die Erfahrung, die Du gewiss machen würdest, dass ich mit Dir glücklich lebe, verschwinden. Nur keine eitlen Sorgen, meine Liebe! Das Einzige ist der Mangel einer Existenz, und leider! verliere ich oft alle Hoffnung auf eine solche; und dann sieht es freilich nicht freundlich und lustig in mir aus. Die Erklärung und Pflegung meiner Liebe erscheint mir dann als ein sträfliches Wagniss. Lebe wohl! Dein L. F.

... Ueberhaupt missfallen mir — was soll es ich nicht offen bekennen? — Eure langweiligen, ja geisttödtenden Gesellschaften ganz und gar. Schon um desswillen wünschte ich Dich als Gattin an meiner Seite stets zu haben. In dieser Beziehung billige ich auch ganz den **Glauben** Deiner Freundin Rosette, insofern er den Menschen von allem Eitlen abzieht, befreit von sklavischer Unterwerfung unter die Meinungen und Modeansichten der Welt. Freilich schütten diese Leute das Kind mit dem Bade aus, verlieren mit dem Eitlen auch das Wahre, Göttliche der Welt und des Lebens aus dem Gesichte und Herzen, oder huldigen ihm auf eine ganz verkehrte Weise, auf eine Weise, die ihren religiösen Grundsätzen widerspricht, unwahr und verschroben ist; wie wenn z. B. ein Frommer an einem Göthe, ob er ihn gleich bedauert und beklagt, dass er kein Frommer, kein religiöser Mensch war, dennoch Wohlgefallen hat, seinem Geiste Lobsprüche macht. Auch ich lebte früher in diesem Glauben, aber ich verliess ihn, er widersprach mir dem Leben, den Bedürfnissen meiner nach Erkenntniss begierigen

Vernunft. Wenn man konsequent und redlich und wahrhaft sein wollte in diesem Glauben, so käme man auf die grössten Widersprüche und Tollheiten; denn jeder natürliche und unschuldige Genuss schon, von andern Dingen zu schweigen, ist ein Widerspruch, ein Abfall von diesem Gotte, eine Untreue. Wir müssen Gott freier, allgemeiner, nicht so beschränkt und engherzig nach dem ängstlichen Wesen des Menschen gemodelt denken, wie diese Leute thun. Kraft gibt allerdings dieser Glaube, denn der Fromme hält sich für theilhaftig der besonderen Gnade und des Schutzes des allmächtigen Wesens; er denkt sich Gott blos in Bezug auf sein Seelenheil, als seinen Arzt, Vater, Tröster, Seelsorger; er denkt Gott nicht als ein Wesen für sich, sondern nur als ein Wesen für den Menschen; er schlägt alle Zweifel nieder; wo er auf Widersprüche mit seinem Glauben stösst, hilft er sich mit der Unerforschlichkeit der Pläne Gottes und mit seinem Glauben an ein Land, wo diese Widersprüche gelöst sein werden. Daher ihr wirklicher oder scheinbarer Friede, daher ihre Kraft zur Ertragung von Leiden, die in ihrem Sinne nur Prüfungen sind und ihnen einst reichlich vergolten werden. Aber gibt ihnen der Glaube auch Kraft zur wahren Selbstüberwindung? Sehen wir nicht gerade sehr häufig die Frommen von einer Leidenschaft, wie Geiz, Wollust, Hochmuth unterworfen? Erleuchtet er ihren Verstand? Gibt er ihnen mehr Einsicht in den Gang der Welt und des Lebens? Schiebt er sich nicht gerade die schwierigsten Aufgaben des Menschen vom Halse? Bewirkt und bezweckt er wahre, universelle Menschenbildung? Ist er nicht vielmehr die grösste Beschränktheit des Geistes und des Gemüthes? Versöhnt er wirklich Gott mit der Welt und diese mit ihm?

Dass wir Beide Deiner Rosette auf Irrwegen zu gehen scheinen, finde ich sehr natürlich, ja nothwendig. Du siehst aber an diesem Urtheil, welche Früchte dieser Glaube bringt, wenn er einem Mädchen solches Urtheil über einen Mann einflösst, der nur der Erkenntniss, dem wahren Leben, von Jugend auf mit Resignation und Kraft nachstrebte, der Solches in seinem Gemüthe durchlebt und ausgestanden hat, wie es einige Proben in meinen Schriften andeuten; selbst da, wo er irrte und ausschweifte, in beständigem Kampfe mit sich war, dem tieferen Blick erkennbar sein wahres Verlangen und Streben bewährt. Auch unsre Liebe — Theure! — war eine bleibende Wahrheit für uns, es gehe uns auch noch wie es wolle. Mögest Du nie diesen Glauben verlieren! Zwei Wesen, die sich so nähern, berühren und lieben, verwirklichen eine Wahr-

heit, eine göttliche Idee. Wenn Gott nicht in solcher Liebe, in gewisser Weise wenigstens, gegenwärtig ist, so ist er ein höchst beschränktes, kein allgegenwärtiges Wesen. L. F.

Fechtmeister Roux an L. Feuerbach.

Erlangen, den 2. März 1836.

Verehrter Freund! Da ich aus Ihrer gütigen Antwort auf meinen letzten Brief ersehe, dass Sie gegenwärtig mit der Fortsetzung Ihrer philosophischen Geschichte beschäftiget sind, so bitte ich Sie, auf die Darstellung des Leibnitz'schen Systemes besonderen Fleiss zu verwenden. Meine freundschaftliche Bitte gründet sich auf folgende Bemerkung, welche in den „Münchner gelehrten Anzeigen“, No. 28, den 9. Februar 1836, S. 222 enthalten ist. „Es ist höchlich zu bedauern, dass wir im Vaterlande dieses tiefen inwendigen Geistes (Leibnitz) noch keine umfassende und eindringende Darstellung seiner Philosophie nach allen ihren Richtungen besitzen, dass sie überhaupt niemals recht bekannt und zugänglich geworden ist. Zunächst darf man wohl von Hrn. Feuerbach in der Fortsetzung seiner Geschichte der neueren Philosophie eine genügende Entwicklung und Würdigung des Leibnitz'schen Systems erwarten.“

Wenn ich die Abhandlung nächste Ostern erhalte, so kommt sie zur rechten Zeit, weil ich dann Ferien, mithin auch Zeit zum Schreiben habe. Vielleicht komme ich bis dahin selbst einmal nach Nürnberg. Leben sie gesund, zufrieden und eingedenk Ihres aufrichtigen Freundes Roux.

Proroktor Engelhardt an L. Feuerbach.

Erlangen, den 22. September 1836.

Wohlgeborener Herr Doktor! Ich habe seit einigen Tagen in Betreff Ihres letzten bei dem Kön. Senate eingereichten Gesuches an Euer Wohlgeboren schreiben wollen, war aber bis jetzt dadurch abgehalten, dass Herr Dr. Hunger mir Hoffnung gemacht hatte, mir Ihre bestimmte Adresse verschaffen zu können. Da ihm dies bis jetzt nicht möglich gewesen ist, so will ich es nicht länger verschieben, Sie zu benachrichtigen, dass einer kräftigen Empfehlung Ihres erwähnten Gesuches nur die von einigen Seiten geäusserte Vermuthung entgegenstehe, dass die im Jahre 1830 bei

Stein in Nürnberg erschienene Schrift „Gedanken über Tod und Unsterblichkeit“ nicht ohne Ihre Mitwirkung erschienen sei.

Ich bitte Sie, verehrter Herr Doktor, mich in den Stand zu setzen, den Ungrund dieser Vermuthung nachzuweisen, und füge die Versicherung meiner vorzüglichen Hochachtung bei. Euer Wohlgeboren gehorsamster D. Engelhardt, d. Z. Prorektor.

L. Feuerbach an Roux.

Bruckberg, Mittwoch, Mai 1837.

Verehrter Freund! Eine Biographie Leibnitzens, wie sie gewünscht wird, habe ich nicht gegeben, ob ich sie gleich, mit allen einzelnen Umständen vertraut, recht gut hätte geben können, und zwar aus dem Grunde, weil ich soviel als möglich Alles ausgeschlossen habe von meiner Schrift, worüber man sich selbst in Konversationslexiken und Pfennigmagazinen zur Noth Raths erholen kann. Statt einer Biographie gab ich eine Charakteristik L.'s.

Entschuldigen Sie, dass ich Ihnen noch kein Exemplar geschickt habe, und zwar damit, dass ich zu allen äusserlichen Dingen, zu allen Dingen, die ausser meiner stets gleichförmigen Lebens- und Thätigkeitssphäre liegen, und wären diese Dinge auch nur ein Brief, oder auch nur das Zusiegeln eines Briefes, das Packen einer Schrift, so schwer komme. Ich bin nur thätig am Geiste, aber faul, stinkfaul (sit venia verbo!) am Leibe. Mein äusseres Leben ist das Werk einer Maschine. Aber nicht nur hiemit, auch mit meiner geistigen Thätigkeit entschuldigen Sie mich. Wie ich Ihnen, glaube ich, schon geschrieben, beschäftigt mich besonders auch Naturwissenschaft. Anatomie, besonders des Hirns, bereits an einer Menge von verschiedenen Thierarten ausgeübt, nach den Vorbildern trefflicher Anatomen; Physiologie, Botanik, Insektenlehre waren und sind noch diesen Winter und Frühling meine Beschäftigung.

Prohaska's Physiologie, Magendie's Physiologie, 4 B., Burdach, 5 B., Carus, Tiedemann, Treviranus habe ich bereits durch, und dabei die wichtigsten Thatsachen exzerpirt. Réaumur's Mémoires pour servir à l'histoire des Insectes, ein klassisches Werk — obwohl ein altes — 10 B., ist gegenwärtig meine Arbeit. Längst hatte ich es als einen Mangel, einen grossen Mangel empfunden, dass ich in den Naturwissenschaften so zurück war: es ist mir ganz wohl, dass ich diesen Gewissensskrupel los kam. Der Philosoph muss die Natur zu seiner Freundin

haben: die Natur ist durch und durch Weisheit, Vernunft. Was er denkt, das thut sie, das sieht er in ihr. Eine einzige Thatsache kann Einen einer Menge weitläufiger Demonstrationen und Schlüsse überheben, die man anwenden müsste, um eine Wahrheit den verstockten Seelen einleuchtend zu machen. — In der Hoffnung, Sie bald und gesund wiederzusehen, Ihr treuer Freund

L. Feuerbach.

Professor Mehmel an L. Feuerbach.

Erlangen, den 16. Mai 1837.

Wohlgeborner, hochgeehrter Herr Doktor! Ich muss vor allen Dingen sehr um Nachsicht bitten, dass ich Ihren Brief vom 4. April mit dem höchst schätzbaren Geschenk Ihrer Geschichte der Leibnitz'schen Philosophie erst heute beantworte. Die katarrhalische Influenza, die hier beinahe von Haus zu Haus gewandert und noch nicht ganz verschwunden ist, bei Alt und Jung nicht bloss Kraft und Willen lähmend wirkt, sondern selbst durch Nachwehen noch Kopf und Gefühl beängstigt, hat auch mich ihre Tücke empfinden lassen und mehrere Wochen unfähig zu jeder geistigen Thätigkeit gemacht. Ihre Geschichte der Leibnitz'schen Philosophie muss und wird die grösste Theilnahme und Aufmerksamkeit aller wahren Freunde der Wissenschaft in Anspruch nehmen. Die besten Stunden, über die ich verfügen kann, werde ich ihr widmen, und sie nicht bloss lesen, sondern studiren. Es war ein glücklicher Gedanke, das Leibnitz'sche System durch eine besondere Darstellung herauszuheben und eine so geistreiche und selbständige Weltansicht auch durch eine selbständige Entwicklung auszuzeichnen. Ich kenne kein philosophisches System, das einer solchen Entwicklung bedürftiger und empfänglicher wäre, und bin aus Ihrem Cartesius und Spinoza überzeugt, dass Sie dadurch nicht bloss der philosophischen Geschichte, sondern der Philosophie selbst, ohne die jene, wie ihr Zustand unwidersprechlich kund gibt, ganz unmöglich ist, einen wesentlichen Dienst geleistet haben. Lassen Sie sich auf dem betreffenden Wege ja durch nichts im muthigen Fortschreiten stören, sondern bleiben Sie standhaft dem Genius getreu, der Sie auf denselben geführt hat. Es thut mir sehr leid, dass Ihre dritte Bewerbung um Anstellung bis zur Stunde ohne Erfolg geblieben ist. Die Hindernisse sind Ihnen bekannt, aber Sie werden auch wissen, dass jene Ihnen zwar hemmend begegnen, aber die amtliche, energische und motivirte Empfehlung Ihres Gesuches durch die

philosophische Fakultät um kein Jota weder ändern noch ihre Bedeutung entkräften konnten. Den Beweis dürften Sie unschwer darin finden, dass keine abschlägige Bescheidung darauf erfolgt ist. Ich kann daher Ihren Vorsatz, in keinem künftigen Verzeichnisse der Semestralvorlesungen mehr aufzutreten, durchaus nicht billigen. Jede Verzögerung Ihrer Anstellung steigert Ihr Recht. Tu ne cede malis, sed contra audentior ito. Ein Recht ohne Noth aufgeben und aus dem Verzeichnisse akademischer Lehrer selbstwillig verschwinden, wäre Selbstverletzung und Beeinträchtigung Ihres eigenen Bewusstseins. Willkommen würde mir die Gelegenheit sein, ausführlicher darüber mündlich mit Ihnen zu sprechen. Empfangen Sie übrigens mit dem Ausdrucke der wärmsten Dankbarkeit für das gütige Geschenk die ausgezeichnete Hochachtung, womit ich die Ehre habe zu beharren Euer Wohlgeboren ganz ergebenster Dr. Mehmel.

L. Feuerbach an Prof. Mehmel.

Bruckberg, Juli 1837.

Hochwohlgeborner Herr! Höchstverehrter Herr Hofrath! Euer Hochwohlgeboren würden schon längst von mir eine Antwort auf Ihr verehrliches Schreiben vom 16. Mai erhalten haben, wenn ich nicht Willens gewesen wäre, selbst nach Erlangen zu kommen, und nicht theils durch zufällige Umstände, theils durch Beschäftigungen, die noch nicht beendigt sind, mein Vorhaben bis jetzt vereitelt worden wäre. Euer Hochwohlgeboren haben so freundlich die Fortsetzung meiner Geschichte aufgenommen, haben sich so theilnehmend über meine Aussichten und Vorhaben ausgesprochen, dass ich mich für verpflichtet halte, Ihnen dafür meinen herzlichsten Dank abzustatten. Aber so dankbar ich Ihre wohlwollende Gesinnung und Absicht anerkenne, wenn Sie meine Entschliessung, mich selbst aus dem Verzeichnisse der akademischen Lehrer in Erlangen auszustreichen, missbilligen, so wenig kann ich doch, unbeschadet meiner Hochachtung — die Gründe Ihrer Missbilligung anerkennen. Ich würde Euer Hochwohlgeboren vollkommen beistimmen, wenn meiner Anstellung keine anderen Hindernisse als lokale im Wege stünden, aber leider! sind es Hindernisse ganz anderer Art, die sich mir entgegenstellen, geistige, allgemeine Hindernisse, dieselben Hindernisse, welche — wie ich aus sicherer Quelle weiss — den Studirenden den Besuch meiner „unchristlich-philosophischen“ Vorlesungen verboten, welche — doch Euer Hoch-

wohlgeboren werden selbst sie kennen, wenn Sie sie auch gemäss Ihrer Stellung nicht verhindern können. Ich gebe daher auch kein Recht auf, wenn ich von der keine Ansprüche gebenden Erlaubniss, Vorlesungen zu halten, keinen Gebrauch mehr mache; denn was ist Recht, was Verdienst? Das was dem herrschenden Zeitgeschmacke so scheint und beliebt. Ja ich setze mich dadurch vielmehr in den gewiss nicht voreiligen und unbegründeten — Gebrauch und Genuss eines höheren Rechtes — des Rechtes des freien, denkenden Menschen, das was ihm die äussere Gewalt versagt, mit freiwilliger Zuvorkommenheit fahren zu lassen, auf dass ihm kein Tort, kein Leid und Unfug angethan werden könne. Ich wiederhole daher den Inhalt meines ersten Briefes — mit der Bemerkung jedoch, dass ich es für ungehörig halte, vor Ihnen, dem ehrwürdigen Veteranen der Erlanger Universität, die Gründe dieses meines Schrittes ausführlicher und genauer darzustellen — und schliesse mit der Versicherung aufrichtiger Hochachtung und Verehrung, mit welcher ich stets die Ehre habe zu sein Euer Hochwohlgeboren ergebenster Dr. Ludwig Feuerbach.

Professor v. Henning an L. Feuerbach.

Berlin, 5. November 1837.

Aus Euer Hochwohlgeboren geneigtster Zuschrift vom 20. Okt. hat die hiesige Societät f. w. K. mit vielem Bedauern entnommen, dass Sie auf den Wunsch, Michelet's „Geschichte der neuesten Philosophie“ durch Sie in ihren Jahrbüchern beurtheilt zu sehen, verzichten muss. Um so angenehmer würde es daher der Societät sein, wenn Sie sich dazu entschliessen wollten, die Erdmann'sche „Geschichte der neuen Philosophie“ zur Beurtheilung zu übernehmen. In Betreff der von Ihnen angegebenen Bedingungen für Ihre so schätzenswerthe fernere Mitwirkung zu den Jahrbüchern darf ich Ihnen die Versicherung geben, dass Ihnen unsere Societät die mit Recht in Anspruch genommene libertas philosophandi stets auf das Bereitwilligste gewähren und Sie auch hinsichtlich des Raumes nicht mehr beschränken wird, als solches die äusseren Rücksichten durchaus erforderlich machen. Zugleich darf ich bemerken, dass unsere Verlagshandlung um pünktliche Einhaltung ihrer Zahlungstermine angelegentlich erinnert worden ist.

Die Schrift von Bayer „Idee der Freiheit u. s. w.“ bedauert unsere Societät Ihnen nicht zur Anzeige überlassen zu können, da

dieselbe bereits von Herrn Professor Rosenkranz zur Beurtheilung übernommen worden ist. — Was schliesslich die von Ihnen gemachte Bemerkung betrifft, dass die Schriften der Empiriker wegen der in ihnen enthaltenen ἀποϱίαι willkommene Gegenstände der Kritik seien, so ist die Societät vollkommen hiemit einverstanden, und wünscht dieselbe sehr, dass Sie ihr dergleichen Werke, zu deren Anzeige Sie geneigt sind, namhaft machen möchten. Mit der vorzüglichsten Hochachtung Euer Wohlgeboren ganz ergebenster

L. v. Henning.

Ludwig an Eduard Feuerbach.

1837.

Lieber Eduard! Fritz schrieb mir vor Kurzem, dass der hochlöbliche Senat von Erlangen ne veut pas de moi. Das war voraus zu sehen. Es geschieht mir recht. Ich habe einen grossen Fehler begangen. Ich hätte wenigstens unmittelbar an den Minister schreiben sollen. Es reut mich daher, dass ich die erste Antwort auf die ergangene Aufforderung, die anonyme Schrift betreffend, nicht abgeschickt habe. Sie war die allein passende, die, in der ich meinen begangenen Fehler wieder gut gemacht hätte. Hin und her besann ich mich daher, wie ich meine wahre Gesinnung ihnen zu meiner Ehrenrettung aussprechen könnte. Die einzige fände sich dann, wenn das Ministerium mir, wie es zu erwarten steht, eine abermals abschlägige Antwort zuschickt. Oft schreibt man in der Absicht, sich bei einem Anderen Raths zu erholen, während des Schreibens aber fällt einem die Veranlassung selbst ein, warum man fragen wollte ... So gehts mir jetzt. Bis dorthin will ich warten, um dem Senate in bündiger und gehöriger Weise meine Meinung zu sagen. Das bin ich mir selber schuldig. Aergere Dich aber nicht über das Volk. Lass sie als nichtige Schurken an Dir vorüberschleichen. Die boshaften Esel glauben mir Uebles zu thun und sie thun mir nur Gutes; sie handeln nur in meinem eigenen Interesse. Ich passe einmal nicht nach Erlangen. Ich würde nur meine Zeit und Kraft dort verschleudern, zerstreuen. Die Vorlesungen lohnten doch nicht die Opfer.

Heute Nacht hat die Fabrik einen Besuch erhalten, wie ihn kein Mensch sich wünscht. Ein Dieb ist in die Schreibstube eingebrochen und hat die Geldkasse gestohlen. Glücklicher Weise war aber die Kasse nicht so voll wie gewöhnlich. Es waren — immerhin genug, aber doch noch beruhigend — circa 600 fl., theils

baares Geld, theils Goldstangen darin. Zwei Nichtsnutzige von hier sind im Verdachte. Sie werden soeben von dem Gerichtsassessor vernommen. Aber ob sie die Thäter sind und ob sie das auch gestehen, ob man die Kasse wieder bekommt? Uebrigens durch Schaden wird man klug. Lebe wohl.

Dein Bruder L.

Roux an L. Feuerbach.

Erlangen, den 14. Dezember 1837.

Verehrter Freund! Ich danke Ihnen für die mir mitgetheilte Nachricht, dass Sie sich vermählt haben. Leben Sie mit der für Sie geborenen Gemahlin so glücklich, wie ich Ihnen redlich wünsche. Ich würde Ihnen längst dazu Glück gewünscht haben, wenn zwei Ursachen es nicht verspätet hätten: erstlich ein bedeutendes Unwohlsein, zweitens hatte ich dringende Geschäfte bei einem königlichen Landgerichte.

Im Uebrigen muss ich noch einer Entdeckung gedenken, welche eine Folge der Nachforschung des Doktor G. E. Guhrauer ist. Dieser hat nämlich in der Bibliothek zu Hannover eine seit 70 Jahren vermisste Dissertation von Leibnitz wieder aufgefunden. Sie führt den Titel: De principio individui, und ist am 30. Mai 1663 erschienen. Schade nur, dass Sie diesen grossen Fund nicht gemacht und in Ihrer neuesten Schrift mit angezeigt haben.

Nun leben Sie wohl! Seien Sie meiner Hochschätzung, meiner herzlichen Theilnahme an ihrem Wohlergehen für immer innigst versichert. Gruss von Herzen Ihrer Gemahlin. Ihr Sie verehrender Freund Roux.

L. Feuerbach an K. Bayer.

Dienstag 1838.

Deine Schrift ist mir ein unschätzbares Werk. Sie allein kann mich wieder versöhnen mit Welt und Literatur, und meine verschlossene Seele, die nie das Eigene geben wollte, und was sie gab, nur fragmentarisch, nur mittelbar, nur indirekt, nur limitirt, sich selbst verbergend, gab, wieder öffnen. Leider kehrt nicht wieder in derselben Kraft, was zu lange zurückgedrängt und gehalten wurde; die Scheu, der Ekel vor der Gemeinheit stellte sich stets zwischen mich und das Publikum hin. Du gibst Dein Innerstes ohne Rücksicht, ohne Hehl, gibst es im Einklange mit Deinem

höchsten Prinzip — Deine Schrift ist wie Dein Thema — der reinste Ausdruck des in sich selber glücklichen, selbstgenügsamen, freien Geistes. Man kann zwischen Mensch und Schriftsteller hier nicht mehr unterscheiden. Das Buch ist Mensch, der Mensch ist Buch. Was Du bist, das denkst Du; was Du denkst, das bist Du. Daher die grosse Wirkung Deiner Schrift.

Wie hat es mich gedrängt, wie drängt es mich noch, so oft ich in Deiner Schrift lese, mich öffentlich über sie auszusprechen! Aber wo? In der Gesellschaft der Hegelianer, wo nur für Göschelianischen Unsinn und längst bekannte, ja abgedroschene Phrasen Raum ist? Da danke ich dafür. Wo sonst? Etwa in einem Nachtrage zu meinen Kritiken? Aber da müsste ich andere Bücher, um einen Verleger zu finden, mit aufnehmen. Wo finde ich aber solche, die bei meiner Zurückgezogenheit, Indifferenz und Vielbeschäftigtheit mit eigenen Projekten und Gedanken, einen dauernden Eindruck irgend welcher Art auf mich machen könnten?

Donnerstag.

Ich habe oben nur von formeller Seite mich über Deine Schrift ausgelassen. Was den Inhalt selbst betrifft, so stimme ich natürlich aufs Innigste ein und bei. Es ist merkwürdig, wie wir beide, auf so verschiedenen Wegen wandelnd, so unabhängig von einander forschend, so ganz verschiedener Individualität, zuletzt dasselbe Prinzip wollen und denken. Es ist dasselbe Genus, so verschieden auch die Spezies ist — Du Parmenides, der wie Proklus sagte, unverwandt nur in das Eine blickte; ich, si parva magnis comparare fas est, Zeus, der aus dem Vielen das Eine erzeugte; Du das Allgemeine im Allgemeinen darstellend, ich das Allgemeine im Besondern darstellend und aus ihm ermittelnd. Unter allen mir bekannt gewordenen Schriften der neuesten Zeit kenne ich keine, an die ich als Historiker nach Hegel als einen positiven Fortschritt in der Philosophie anknüpfen könnte, als Deine. Die formale Identität des Subjektes und Objektes zu beseitigen und zwar so zu beseitigen — denn Andere haben sie auch beseitigt — dass die Idee in sich selbst vertieft wird, in ihrem Verhältnisse aus und zu sich selbst alle positiven Verhältnisse nur als Formen dieses Verhältnisses gefasst werden — was bei Hegel in der Logik nur sein soll, aber nicht zur Wirklichkeit kommt, das eben war Noth. Uebrigens präponderirt wie in Hegel die Objektivität, so in Dir die Subjektivität sokratischer Weisheit. Damit hängt zusammen Deine Zurücksetzung der Empirie,

womit ich nicht einverstanden sein kann. Die Philosophie ist allerdings die von der Empirie unabhängige Wissenschaft der Idee, aber sie muss sich auch die Mühe geben, die *ἀποϱίας*, die Schwierigkeiten, aufzulösen, die die Empirie darbietet. Das war auch Aristoteles' Methode, überhaupt die der Alten. Daher sie so instruktiv, die Lehrer der Weltweisheit aller Zeiten geworden sind. Zeno liess die Bewegung nicht als eine die Philosophie nicht berührende, empirische Vorstellung draussen liegen; er nahm sie auf und bewies, dass sie sich selbst widerspricht, also Nichts ist. Die Freiheit muss allerdings so aufgefasst werden, wie Du sie fasstest; nur so wird sie begriffen. Aber da wir die Freiheit denken, ja sie der einzige wahre Gedanke ist, so stehen wir in einem Verhältnisse, ut ita dicam, zu ihr, und muss daher auch dieses Verhältniss bestimmt und die *ἀποϱίαι* der Empirie (im reinsten, unbefangensten Sinne des Wortes) berücksichtigt und gelöst werden. Mehrere Fragen, auch in anderer Hinsicht, sind mir daher während der Lektüre hie und da aufgestiegen, die Du unbeantwortet lässt, oder gar nicht einmal aufwirfst. So sagst Du z. B.: Wir sind unsterblich, weil Gott lebt; anderswo: Wir müssen unsterblich sein, um denken zu können, und in einem Athem: Der Geist ist unsterblich. Aber wer sind denn die „Wir"? Wie verhalten sich Wir zum Geiste? Ist kein Unterschied oder einer? Und welcher? Dass der Geist unsterblich ist, versteht sich von selbst. Denn um ihn nur zu fassen, muss man schon von Vornherein alle die Bestimmungen entfernt haben, im Verhältnisse und Gegensatze zu welchen allein die Unsterblichkeit etwas ausdrückt. Aber wie ist es mit Uns? Sind wir nicht die in allen Gränzen der Empirie befangenen Wesen? Können hier also die Instanzen vernünftiger Empirie, ferner die Fragen über unser Verhältniss zum Geiste, die Art unserer Unsterblichkeit — auch ich weiche nur in der Art der Bestimmung derselben von Anderen ab — unberücksichtigt bleiben? Uebrigens verkenne meinen Tadel nicht! Ich bin weit entfernt, einen Mangel damit aussprechen zu wollen — non deficit, quod suum sit. Die Vollkommenheit, die Klassizität Deiner Schrift besteht gerade in der Lauterkeit und Unbedingtheit, mit der Du Deinen Weg gehst, in dieser reinen apriorischen Tendenz .... L. F.

Dorguth an Feuerbach.

Magdeburg, 27. Juli 1838.

Ew. Hochwohlgeboren melde ich in Bezug auf meine frühere Nachricht von dem Versprechen meines geliebten Landsmannes Rosenkranz, dass derselbe sehr kränkelt und Urlaub genommen hat. Ich habe einige Hoffnung, denselben hier zu sehen, und mich dann sehr leicht ganz mit ihm zu verständigen; aber leider, bei seiner anderweiten sehr ausgedehnten Beschäftigung, hat er nun vorerst die Kritik meines Systems aufgegeben, insbesondere meiner strafrechtlichen Grundsätze, wo er Sie — beiläufig bemerkt — für kompetenter achtet. Es scheint mir auch fast, dass das juridische Blut vererbt, denn in meiner graden Linie finde ich vom Urgrossvater an lauter Juristen; man muss aber Arzt oder Jurist, am Besten, wie Meister, beides zugleich sein, um praktisch den lebendigen Menschen mit seinen Bedürfnissen stets unter den Händen, einen Drang zum Realismus zu haben.

Ew. Hochwohlgeboren sind bis jetzt, erfreulich, der Erste, der sich kritisch in das Material meines Systems eingelassen hat; Sie beregten, wenn auch nicht die Spitze desselben — und also auch von der Spitze aus — doch einen Präjudizial-Punkt, das „Denken"; ich sehe aber, dass Sie mein „faktisches Denken" nur missverständlich in einem sehr beschränkten Sinne fassen, und sogar meinten, dass ich dasselbe für den Gedanken nehme. Wäre das, so müsste ich Ihnen sogleich meine Waffen strecken ... Ich darf nicht bezweifeln, dass Sie als Mann von Fach, wie Beruf so Interesse finden, zum Besten der folgenden Generationen tiefer in das Studium meines Realismus einzugehen, welcher nicht etwa so ein urplötzlicher Einfall eines verkehrten Genie's (Cf. Schopenhauer „über den Willen in der Natur", Einleit. 9), sondern das Resultat der langen Lebenspraxis und des von Jugend auf stets nur kritischen Studii eines absolut Misstrauischen ist. Mein Misstrauen habe ich endlich gerecht gefunden; aber hart am Ende der irdischen Laufbahn, kann ich nur andern so eisernen und unbefangenen Köpfen es überlassen, der Minerva die luxuriöse Toilette streitig zu machen, den Menschen wieder zum Menschen, und so endlich Licht zu schaffen ....

Ich wünschte, dass Sie mit Aufnahme meiner „Ergänzungen" in einem besonderen Hefte sich über mein ganzes — absolut geschlossenes — System ausliessen ... Sollten Sie zu jener Kritik

nicht geneigt sein, so würde ich diese „Ergänzungen“ besonders ediren und, wie Anteriora, den mir bekannten Köpfen Europa's mittheilen.

Mit ausgezeichneter Hochachtung E. Hochwohlgeboren ergebenster Dorguth.

Derselbe an denselben.

1838.

Ew. Hochwohlgeboren sehr gütiges Schreiben vom 2. d. M. gibt mir die erfreuliche Aussicht auf den Ausbau meines Realismus. Sie sind insbesondere bei Ihren neueren Studien auf dem richtigen Wege ... Sehr richtig urtheilen Sie, wenn Sie meinen, dass ich Alles in das „geheimnissvolle“ Wesen der Materie setze, insofern als ich dies in Bezug auf das theoretische Denken thue, worunter ich begreife die Perzeptionstheorie der Denkmaschine (Gehirn) als solcher, objektiv, als Organ, und die Form ihrer Thätigkeit in Bezug auf ihr objektives Material, welche absolut nur Synthese oder Analyse ist.

Nun bleibt Ihnen also nur noch Ihr „ad intra“ übrig; dies ist es, was Sie wie aller Idealismus — von dem Sie sich loszuwinden jetzt auf dem rechten Wege sind — das eigentliche „Denken“ nennen, das ergiebige praktische Manöver mit materiellen Objekten, also auch den Begriffen. Sie meinen, dass ich hier Alles der Selbständigkeit der Materie (worunter Sie offenbar nur mein „Gehirn“ verstehen) zueigne; aber hier grade missverstehen Sie mich ohne meine Schuld, da ich vielfach die Möglichkeit der Art des objektiven Denkmaterials durch den übrigen, vom Gehirn in der Bestimmung und daher Rezeptivität absolut differenten Organismus, als Quelle des Willens, kritisch beleuchtet, und alles Glauben, Meinen, alles Erzeugniss der rein produktiven Phantasie, also alle „Idee“ mit Ausnahme der prima causa, alles „a priori“ ausgeschlossen habe. — Dieses ist aber grade der Punkt, wo Sie auch jetzt noch vom „Geiste“ oder von der „Idee“ („ad intra“) präokkupirt sind. Offenbar hangen Sie noch an der „Monade“, wenn Sie den „Mysterien der Materie“ neuerlich auf den Grund kommen wollen. Dahin können Sie nie kommen. Sehen Sie, finden Sie in der Schöpfung noch so klar den Kausalnexus, den Grund, so gelangen Sie immer nicht zum Mysterium, denn dieses liegt auf dem Grunde des Grundes.

Das ganze Denken von A—Z ist nur ein Akt und eine Erscheinung in der Physis. Nur die vielfachen Irrthümer bei Beurtheilung (oder Nichtbeurtheilung) des Schöpfungswerkes im Menschen, z. B. dass man sich mir nichts, Dir nichts, den Willen im Gehirn denkt etc., haben dem Denken unter der Aegide der Phantasie und der Eigenliebe einen übersinnlichen Nimbus verliehen. Der Mensch weiss eigentlich Nichts, er nimmt blos Erscheinungen wahr, nicht blos ex relatione, sondern sie sind ihm selbst nur relativ. Sie sind entweder nackte Formen oder Formverhältnisse. Dies ist die ganze Wurzel aller Gelehrsamkeit — des Grossen Menschen! — Wissen Sie mehr? —

Hören Sie nur auf, den Begriff der „Physiologie“ in dem bisherigen beschränkten Sinne zu fassen. Wir haben — vor meiner Lehre — noch gar keine Probe von einer Physiologie des Menschen als Menschen. Der Mensch ist nur ein Eins, so wie Materie und Kraft nur ein Eins ist. Aller lebendige Organismus ist nur eine galvanische elektromagnetische Batterie, der Mensch eine selbstbewusste. Alles was er kennt, sind nur Verhältnisse, nur Namen für Dinge, deren Verhältnisse er nur kennt. Hierauf allein basirt sich die ganze Dialektik. Wir synthetisiren und analysiren teleologisch mit jenen Verhältnissen; diese Teleologie ist die ganze „praktische Vernunft“. Es gibt kein objektiv, an sich, „Gut, Recht“ etc.

Ich weiss es aus mir selbst, Sie werden stutzen, staunen; aber es wird Ihnen ein Licht aufgehen, ja Sie werden vor dem Blicke Ihres eigenen Auges im Spiegel eine Art Scham empfinden, wenn Sie auf die Vergangenheit zurückdenken, insbesondere aber wird fremder Blick Sie frappiren. Das klingt Ihnen närrisch; aber so toll und elegant zugleich sieht's in mundo aus, dass Vernunft leicht Gefahr läuft, für Narrheit zu passiren ....

Die Substanz können Sie nie für sich finden; es ist die Materie selbst, sei es der lebendige Organismus, oder der Braten auf der Tafel. Jene Substanz ist ein Phantasiestück; die Materie ist eben so ein Nichts ohne ihre Qualität. Es gibt für sich weder Qualität noch Quantität; alle Spekulation erstarrt in der Frage: Was ist Materie, wie war sie möglich?

Behalten Sie in geneigtem Andenken Ihren aufrichtigen Verehrer

Dorguth.

Derselbe an denselben.

Magdeburg, 26. Okt. 1838.

... Alle Ihre mir vorgeworfenen Inconsequenzen leiten Sie aus der irrigen Annahme: dass ich Materialist in Ihrem Sinne bin. Der bisherige Materialismus ist grade so eine Stockdummheit, wie der Idealismus eine stockträge Phantasie ist. Die Materie ist mir nicht, als solche, Erscheinung; aber alle Materie erscheint in der Form. Alle Erkenntniss ist nur Form und deren Dialektik. Das ist die Basis aller Sprachbezeichnung und des Identitäts-Systems, welches sich daher irrig auf Wesenheit ausdehnt. Eine Zweckmässigkeit, die Basis Ihrer „Idee“, gibt es nicht in abstracto, sondern nur in concreto, substracto; sonst wäre die Kantische „Metaphysik der Sitten“ gerettet. — Ueber „Gott“ habe ich mich vielfach absolut populär erklärt, Ihren „Geist“, oder — gleichviel — „Idee“, von dem Sie mir zugestehen müssen, dass er in der weiten Schule zwischen der absoluten Phantasie-Idee und dem Spiritus vibrirt, kenne ich sehr wohl; aber Sie haben weder meine plane Kritik, noch meine sonnenklare „Materie“ erfasst, weil Sie sich vielleicht durch mein menschliches Problem über das Mysterium — den „Grund des Grundes“ — irre führen liessen...

Ich frage Sie: stütze ich denn, wie Sie, mein System auf das Mysterium? Nein! Das schiebe ich grade als für Vernunft unzugänglich, also für Vernunft unbrauchbar, auf die Seite. Ihre ganze Idealphilosophie ist das Mysterium des Geistes, sie kennt nur ein Geisterreich. Ich aber dechiffrire die geschaffene Natur und finde das Mysterium blos in der an sich ex effectu sichtbaren, aber für sich nicht begreiflichen Schöpfungskunst, also in dem Grunde des Grundes. Die ganze religiöse Idee — Begriff — liegt mir völlig zur Seite, und ich mache keinen Gebrauch von der Erlaubniss des Protestantismus — die ihm eigentlich — der heuchlerische Idealismus unterschiebt, indem er auch die Dogmen zur „Idee“ macht, die ihre Realität blos durch den Mythus beurkundet. Es bleibt also bei den zur „Idee“ erhobenen Dogmen, also allgemein bei der Geburt des Gottes, bei der Erlösung, bei dem Leben jenseits etc. Von dem Allen lässt der Idealist so wenig als der Bauer etwas fahren; aber während der Bauer Alles mit Dreck und Speck verschlingt, beputzt sich der Idealphilosoph das alles erst mit Erlaubniss des Protestantismus, nach seinem aristokratischen Wohlgeschmacke.

Mythe bleibt Mythe, putzen Sie und streifen Sie ab so viel Sie wollen. — Alles Mysterium liegt als subjektive Negation, als Bekenntniss der Ignoranz, ausserhalb der Vernunft.

Hätten Sie mich hier beachtet, so würden Sie nicht meinen Ausdruck „gesunder Menschenverstand“ getadelt haben. Hiermit verbinde ich nicht den gehässigen Begriff der vornehmen Idealisten, sondern „gesund“ nenne ich schlechthin, vollkommen, und unter „Verstand“ verstehe ich ganz und nur Verstand. Den „gesunden Menschenverstand“ opponire ich dem kranken, verschrobenen; mein „gesunder Menschenverstand“ ist also ein wirklicher, ein ganzer Verstand (nicht $^1/_2$, $^1/_4$, wie bisher Figura zeigt).. Ueberall will ich wörtlich verstanden sein; ich phantasire nicht, erst so ist Popularität möglich. Ich verlange ja nicht, dass man in Einem Jahre die Früchte meines nun 40jährigen Spekulirens verdaue. Aber man verstehe mich wörtlich — dazu sind ja Wörter und Worte da!

Von Ihrem ganzen Idealismus können Sie in meinem subjektiven Realfelde nichts gebrauchen. Sie müssen Ihren gelehrten Kopf ganz ausschütten, den blossen, so herrlich organisirten Kopf allein, ohne Contenta (Vas quo semel imbutum —) mit zu mir bringen, und ab ovo studiren, was hier ja weiter nichts heisst, als: der Kopf soll sich selbst betrachten, nicht aber was darin hängt und klebt — semper servabit odorem. Hier haben Sie das reale Hegel'sche „In sich hineingehen“. Ich rede nur vom Subjekt als sich selbst Objekt, nicht von Mythen, die durchs Ohr eingehen, nicht von Schattenbildern der produktiven Phantasie; ich rede nur vom Kopfe selbst, was bisher noch keinem Idealisten eingefallen ist. Ich höre nichts als „Geist, Geist! Idee, Idee“, als wenn ich unter Perlhühnern wäre, und es kommt dabei nichts heraus, als was Sie jetzt immer näher rücken sehen, martialische Zänkerei, und am Ende das Narrenhaus...

Kein Idealist kann dem andern etwas anhaben; Göschel ist, dem Idealisten gegenüber, ganz konsequent, und wenn Sie blos von Talent und Genie als solchen reden, so möchte ich wohl hören, wer ihm das Wasser reichte!...

Wenn ein Kopf wie der Ihrige mir nicht hilft, Licht zu machen, so werden die ganzen folgenden vaccinirten Ephemeriden-Generationen zu passagèren Gespenstern. Dank dem Laufe der Zeit, dass ich bald werde begraben sein, mehr fordere ich ja nicht für mein ganzes Ich. — Lassen Sie nun bald im Druck von sich hören;

gebrauchen Sie nur die Sprache wörtlich — oder lehren Sie die Geistersprache der Mysterien Ihrem aufrichtigen Verehrer D.

P. S.

Nun kurz das linguistische und reale Resultat:

1) „Gut“ nenne ich was jeder Bauer „gut“ nennt; „gut“ ist was ich als gewünscht mit Händen greifen, wenigstens mit irgend einem Sinne perzipiren kann, so auch fremder „guter Wille“, der mir — natürlich durch Sinne — bekannt wurde. Nihil est in intellectu etc.

2) „Recht“ ist nur die Rechts-Norm, sofern sie da ist, möchte ein Dritter sich darüber auch des Todes verwundern.

3) „Vernunft“ ist nur teleologisches Instrument der Neigung, unter dem System des Kausalitätsgesetzes.

4) Das „Vernünftige“ ist nur das — vermeintlich — Passende des Zweckes und des Mittels, gleichviel ob gut oder böse — sonst könnte man ja kein Verbrechen imputiren!

5) Ein „Sollen“ gibt es überall nur unter der Rechtsnorm (Gesetz), betreffe es nun das „Gut“ oder das „Recht“.

6) Das „Denken“ ist der Modus jenes Instruments (No. 3.), in Bezug auf die Dialektik des Objekts des Denkens, ohne deren Erkenntniss gar nicht gedacht werden kann.

Also weder das „Denken“, noch die „Vernunft“ ist das „Gut“, die virtus etc.; aber das scharfe Denken ist für sich eine subjektive Virtuosität. Wäre das „Gut“ die „Vernunft“, so hätte Jeder seine Subsistenz direkt aus fremder Hand nur zu hoffen, und so müsste man bis jetzt die Masse noch für unvernünftig achten — die Mehrzahl müsste verhungern. Kant's Gut im „Willen“ ist daher auch hinlänglich auf den Brettern, gleich seinen Postulaten als „lahmen Postpferden“, persifflirt.

Die Ethik ist also eine leere Bocksbeutelei, welche im Mythus erstarrt, und welche wir Menschen zu Nichts gebrauchen können, weil auf Erden, in der ratio humana, glebae adscripta, keine solchen Geistererscheinungen vorkommen, die uns zu einem poetischen Phantasiestücke auffordern könnten.

7) Im Gehirn steckt weder irgend ein „Wille“, noch irgend ein Keim zu einem materiellen Objekte des Denkens.

Ich hoffe, Sie werden künftig — als nunmehr Physiker, Anatom etc. — fest auftreten und kategorisch reden, wie ich, der ich mir selbst nur ein Drittel Ihres Talents anmasse. Lassen Sie

sich aber mahnen, verschwenden Sie nicht ferner Ihre schöne Thätigkeit und Zeit an den „Geistern", forschen Sie aber auch nicht nach dem Grunde des Grundes, nach der unkörperlichen Substanz (Monade) des Mysterii, nach dem Geheimnisse der Prima causa; denn es liegt ja im Primate selbst, dass von dessen Grunde gar nicht die Rede sein kann. Hätten Sie schon vorhin von dieser Idee abgelassen, so konnten Sie mit den kirchlichen Mysterien nicht kollidiren. Alles was uns jetzt der Erfahrung entrückt und überhaupt nicht Erscheinung ist, ist gar nicht Objekt des Denkens; das Abstrakte aber ist nur die Frucht des Denkens.

P. S. II.

Ueberall treten Sie mir nur mit dem Inhalte Ihrer Begriffe und Wörter entgegen; Ihnen ist z. B. das Denken die von dem Inhalt unzertrennliche, ganz beliebige Fortbewegung Ihres denkenden Geistes. Damit opponiren Sie mir — in mente — weil Sie bei mir das, am Ende meines Liedes, gar nicht finden, was Sie nach Ihren Ideen fordern. Ich zeige aber grade, dass Sie das nicht fordern können, und was Sie nur fordern können, weil weiter nichts da ist, und dass dies, Gottes Schöpfungswerk, Vernunft und vernünftig ist. Ihre bisherigen Oppositionen gegen mich sind dieselben, als wenn ein Thurm-Telegraphist von seiner Theorie aus dem Erfinder des akustischen Telegraphen opponiren wollte, blos weil bis jetzt die Sprache beide Erfindungen „Telegraphen" nennt. Sie, mein wackerer Denker, sind der Telegraph hoch oben, und ich stehe tief unten, auf der Mutter Erde.

Ihr Ausdruck „Unterleib" für Alles, was nicht Kopf ist, gefällt mir zwar; aber der eiskalte Kopf kann nur durch jenen Leib erst perzipiren; auch ist er nicht als denkender entzückt, sondern der organische Sensualismus reflektirt nur ex continuitate auf das Denkorgan als selbst sinnliches, dessen Funktion — des Denkens — daher hierdurch oft gestört wird. Beides stört sich oft bis zum Wahnwitz. Nur der „Unterleib" wird entzückt nach seiner Begierde, Sitte, Gewohnheit, Geschmack, Lieblingsneigung; mit dem Allen hat der Hirnkasten nichts zu thun. Alles Schöne entzückt, weil das „Besitzenwollen" im Hintergrunde liegt, ohne welches weder Leben noch Denken überhaupt möglich wäre. Der Mensch muss nothgedrungen stets besitzen, erwerben, geniessen,

sonst geht er unter: hier treffen Sie daher mein „Recht, Freiheit und Gleichheit“.

Ich habe Ihnen klar gezeigt, dass die Möglichkeit der Dialektik im Kausalitätsgesetze liege; dass die begreifliche, sprechende Form für die Erdenmenschen-Vernunft ausreiche, dass auch Qualität nur in der Form und als Form erscheint; dass unsere eigenen Vorstellungen uns nur Erscheinungen sind, da wir sie sonst ja gar nicht perzipiren, wissen und produziren könnten, und dass unsere ganze Erdenvernunft, subjektiv genommen, nur eine Kalkulatur des stets sinnlichen — Willens sei.

Wenn Sie selbst sagen: der wahre Poet ist die Fleisch und Blut gewordene Poesie, so sprechen Sie selbst klar meinen ganzen Realismus aus. Sie fühlen das nur erst in jener bildlichen Diktion; Ihre recht gesunde Vernunft drängt Sie, aber Sie widerstreben ihr und komplimentiren sich mit ihr poetisch, bildlich. Sie sind gegenseitig spröde, daher kennen Sie sich noch nicht. Dennoch reden Sie stets von ihr, rühmen sie, und zwar als Ihr eigenes eigentliches „Ich“: es ist also klar, dass Sie von Ihrem wahren Ich noch nichts wissen, also eigentlich noch kein Selbstbewusstsein haben. Der „Geist“, die „Idee“ blendet Sie; verabschieden Sie diesen Mephistopheles, damit Sie dahin kommen, das wirklich Wahre, und so die Wissenschaft zu finden.

Da ich sehe, dass Sie den Andern schon voraus sind, so werden Sie wohl weiter kommen. Vergraben Sie nur alle Talmuds, Korans und sonstige Bocksbeutel; halten Sie sich nur an meinen „Gott“, er wird Sie nicht verlassen.

P. S. III.

Denken Sie stets an meine Worte! Der Verstand erkennt nur „Erscheinung“ und „Form“, und das genügt. Jene Dialektik wohnt nur den Dingen ein, der Intellekt erkennt sie nur als Erscheinung, und was er über diese Erscheinung spricht — denkt — das ist selbst nur der Abdruck jener Dialektik. Daher sagt die Hegel'sche Schule richtig: „Die Wissenschaft geht den Gang, den die Dinge selbst gehen“. — Die Hegel'sche Schule kommt nur durch die „Idee“ auf Abwege, durch „Geister“. Der Anatom und Realist aber, welcher sich die Form wegdenkt, sie zerstört, findet nicht nur Nichts, sondern hat nun auch überall nichts mehr, was Objekt seines Denkens sein kann; er ist das Kind, welches seine Puppe zerstört.

Ich untersuche also nur die wirklichen Dinge, Erscheinungen und Formen in der perzeptiblen Schöpfung. Zu diesen gehört auch der ganze Mensch, also sammt dem Gehirn als Werkstätte des Denkens; das Denken ist ja auch eine Erscheinung, sogar eine sich selbstbewusste, und blos desshalb ist es möglich, sie genau zu kennen. Und zwar (untersuche ich) dem perzeptiblen Objekt stets gegenüber — denn ohne das Objekt ist das Subjekt gar nicht da — und zugleich den Menschen als sinnlich wollendes Wesen gedacht.

Wenn Sie die Sache recht ins Auge fassen, so werden Sie mir doch zugeben, dass es ein absolut lächerlicher Widerspruch in sich selbst ist, ein wahrer Abderitismus: dass Vernunft Jahrtausende vergeblich die Vernunft suchte; denn sie wird ja als Suchende vorausgesetzt! Dennoch geben wir uns gegenseitig zu, dass jene Philosophen gescheidte und redliche Leute waren. Wie also anders löst sich jene Paradoxie, als dadurch: dass man Vernunft und das Vernünftige nicht als identisch erfasste, sondern nur das Letztere mit dem Instrument als Instrument suchte, ohne das Instrument selbst einer Kritik zu unterwerfen, wo es dann eben nur als Instrument erscheint, nicht aber, wie man ohne Weiteres meinte, als das objektiv-materiell Identische. Es ist nur der Spiegel, die bewusste und selbstthätige tabula rasa für die den Dingen innewohnende Dialektik. Diese Maschine kann also 1. nur wiedergeben, was sich auf ihr abdrückt, 2. als selbstthätige mit den Bildern synthetisiren und analysiren, und zwar 3. nur nach deren Dialektik, die sich als Erscheinung des Formverhältnisses, selbst nur für sich, auf jener tabula rasa ab- und einprägt ..... Die Selbsterkenntniss der Vernunft liegt nur im Bewusstsein und der Erfahrung, dem Objekte gegenüber: dass das Ich ohne jenes Objekt nichts weiss, dass es nur dessen Form, und aus den Formen die Realdialektik erkennt, und dass die teleologische Fortbewegung dieser Realdialektik Alles ist, was Vernunft nur vermag.

L. Feuerbach an Dorguth.

1838.

Hochwohlgeborener Herr, hochzuverehrender Herr Geh. Justiz- und Ober-Landes-Gerichtsrath! Euer Hochwohlgeboren haben die Güte gehabt, mir reichliche Erläuterungen Ihres Systems mitzutheilen. Ich habe sie mehrmals durchgelesen und ungeachtet Ihrer anfangs stellenweise mir unleser-

lichen Handschrift Alles glücklich herausgebracht. Manches in Ihrer Schrift, die ich dabei abermals, stellenweise vielmals, durchging, ist mir dadurch klarer geworden, oder doch mehr in die Augen gefallen. Aber ich bitte Sie, hieraus nicht den Schluss zu ziehen, als hätte ich Ihre Schrift vor meiner Rezension nur flüchtig oder stückweise nach gewöhnlicher Rezensentenmanier, wie Sie doch voraussetzen, gelesen. In unserer Zeit hat man freilich vor lauter Vielschreiberei das Lesen verlernt; aber zu meinem Glücke oder Unglücke weiss ich mich von diesem Zeitfehler frei. Ich gehöre zu den denk- und studirseligsten, aber schreibunseligsten Subjekten dieser heutigen Welt, um nicht zu sagen, der Welt überhaupt. Könnten Sie das Exemplar Ihrer Schrift sehen, das Sie mir zu überschicken die Güte hatten, so würden Sie noch vom vorigen Jahre her eine Menge Zettelchen darin finden, wodurch ich mir die wichtigsten, oder sich gegenseitig erläuternden Stellen — meistens gerade die Stellen, auf die Sie sich in Ihrem Schreiben berufen — angemerkt habe.

Ich habe allerdings nur das „theoretische Denken" zum Objekte meiner Rezension gemacht und dabei nur den Hirnakt berücksichtigt, aber nur desswegen von dem übrigen vom Hirne unterschiedenen Organismus abgesehen, weil es für die Sache an sich gleichgiltig ist, indem auch dieser Organismus Materie ist. Darum sagte ich auch in meinem Schreiben an Sie, ich hätte von dem Denken ad intra abstrahirt, d. h. es sei mir ganz gleichgiltig für die Sache geschienen, wie Sie weiter das Denken bestimmen, welche Hauptfunktion Sie demselben einräumen, ob Sie diese als Analyse oder Synthese, oder sonstwie noch bestimmen. Dies ist es, was ich mit dem Denken ad intra meinte, nicht eine idealistische Bedeutung, von der ich hier gleichfalls absah. Die Frage ist nur diese: Ist die Thätigkeit überhaupt, die nicht Schmecken, nicht Riechen, nicht Tasten, nicht Sehen, nicht Hören — denn man kann tasten, sehen u. s. w., ohne zu denken, — selbst schon die Infusorien, die sicherlich nicht denken, sehen schon, wenigstens nach den bekannten neusten Entdeckungen — oder eine von den Thätigkeiten des Schmeckens u. s. w. unterschiedene Thätigkeit ist und sich selbst von diesen Thätigkeiten unterscheidet, indem sie dieselben von einander unterscheidet und das Bewusstsein des Schmeckens, Sehens u. s. w. ist, ohne doch das Schmecken zu schmecken, das Sehen zu sehen, das Tasten zu tasten — ist diese Thätigkeit, die wir Denken nennen, ein materieller

Akt? Alles Weitere ist gleichgiltig, d. h. gleichgiltig gewesen für mein Thema. Wohl wusste ich, dass Sie nur dem Hirnakte die passive „neigungslose Intelligenz“ vindiziren; wohl wusste ich, was Sie vom Gedächtnisse, von der Perzeption u. s. w. sagten; aber ich reduzirte mit Bewusstsein und gemäss den Gesetzen der wissenschaftlichen Polemik die streitige Materie auf den allgemeinsten Punkt, in Bezug auf welchen, wie so manche andere Bestimmung und Differenz, so auch der Unterschied zwischen Kopf und Leib, Cerebral- und Gangliensystem, nicht in Betracht kommt. Doch davon genug. Ich eile zu anderen Gegenbemerkungen.

Wenn ich in meinem ersten Briefe die Miss- und Unverständlichkeit Ihrer Schrift, oder wenigstens sehr vieler Stellen einzelnen, in einem eigenthümlichen Sinne genommenen Worten Schuld gab, so habe ich mich unvollständig und selbst unrichtig ausgedrückt. Es ist einerseits Ihre Sprache überhaupt, andererseits Ihre Sache selbst, in denen diese Unverständlichkeit liegt. Wenn Sie lesen „Ihre Sache“, so werden Sie lachen und sagen: Nun ja freilich, einem präokkupirten Idealisten, der nie „gedacht“, sondern nur gefaselt hat, geht meine Materie nicht in den Kopf ein; das ist kein Wunder; wie sollte die Finsterniss das reine Licht des Materialismus fassen können? Aber was werden Sie dazu sagen, wenn ich Ihnen entgegne: Nicht Ihr Materialismus ist es, der mir nicht eingeht, sondern Ihr falscher, Ihr unreiner, Ihr sich selbst ungetreuer, sich selbst widersprechender Materialismus ist das, was ich nicht capiren kann. Sie sind Materialist und doch zugleich Ideologist (z. B. p. 231 und an unzähligen anderen Stellen, wo Sie vom Zweckdienlichen u. s. w. sprechen). Aber beides reimt sich nicht zusammen, lässt sich nicht verbinden. Der Zweck ist von Ihrem Standpunkte aus eine subjektiv-praktisch-idealistische Vorstellung, die der Mensch auf die Natur überträgt und unter welcher er sein eigenes Handeln sich vorstellt, ohne objektive Realität. Alle echten Materialisten haben daher die Ideologie verbannt, selbst die Naturforscher, welche kein geistiges Prinzip leugneten. Spinoza leitete selbst die Handlungen der Menschen aus dem blossen Triebe und der Vorstellung des begehrlichen Objektes ab. Sie sind ferner Materialist und doch zugleich Theist, oder gar Offenbarungsgläubiger. Aber Beides widerspricht sich absolut. Der Materialist weiss nichts von Gott. Ihm ist die Materie die allein existirende Sache und daher die prima causa. Die Seele leugnen und Gott leugnen, galt der Menschheit stets für Eins, und ist auch Eins — was evident und unumstösslich zu beweisen ist —;

die unwahrnehmbare oder unbekannte Ursache bekannter Wirkungen in sich nannten die Menschen Seele, ausser sich Gott. Die Christen machen hierin keine Ausnahme von den Heiden. Sie sind so gut Menschen, wie diese, stehen unter denselben Gesetzen des Denkens, Fühlens, Lebens, wie sie. Was die Menschen nicht kennen, nicht wissen, das nennen sie Gott, die Seele. Sonst wurden die natürlichsten, aber ungewöhnlichsten oder auffallendsten Dinge aus Gott abgeleitet. Mit Zunahme der Erkenntniss traten die natürlichen Erklärungen an die Stelle der theologischen. Wer daher die Seele leugnet, wem die Materie genügt zur Erklärung der Wirkungen des Denkens u. s. w., dem genügt auch ausserhalb die Materie, wo nicht, so drückt er hier nur seine Unwissenheit oder Inkonsequenz und Befangenheit aus. Der Naturforscher, wenn er auch kein Atheist ist, muss wenigstens in Bezug auf die Natur die Vorstellung einer übernatürlichen causa beseitigen; sie hat für ihn hierin keine Realität, sie dient ihm zu keinem Instrumente. Wenn Sie daher die Materie als Effekt betrachten, so beweisen Sie, dass Sie im Widerspruche mit sich selbst, noch im Idealismus, oder in religiösen Vorstellungen, die auf das Wissenschaftliche oder überhaupt das Denken keinen Einfluss haben dürfen, befangen sind. Materialismus ist eben, die Materie nicht als ein Gesetztes, sondern als Sein nur denken zu können. Wenn Sie sagen: Die Materie denkt, fühlt, so heisst das nichts anderes, als die Materie ist Aktivität, ist Ursache, ist selbstgenügsamen Wesens; ich bedarf (zur Erklärung oder überhaupt) kein besonderes, anderes, von der Materie unterschiedenes Wesen; aber eben damit haben Sie sich auch allen Grund und Anspruch auf das Refugium zu einem von der Materie überhaupt unterschiedenen Wesen genommen. Derselbe Grund, dasselbe Bedürfniss, welches die Menschen zur Annahme einer Seele zwang, dasselbe zwang sie zur Annahme einer von der Materie unterschiedenen prima causa. Der Ausdruck: die Materie ist erschaffen, oder ein hervorgebrachtes, kein ursprüngliches Wesen, hat keinen anderen Sinn als: die Materie ist ein Wesen, bei dem es nicht sein Beruhen hat, bei dem ich nicht stehen bleiben kann, über das ich hinausgehen muss. Aber derselbe Sinn liegt darin, wenn ich sage: Die Materie kann nicht denken. Ich drücke aus und denke hiebei nichts anderes, als die Unselbständigkeit der Materie, die Nothwendigkeit über sich hinauszugehen. Also widerspricht absolut Ihrem Materialismus die Vorstellung der prima causa und dieser jener. Und wie kommen Sie denn zu dieser Vorstellung?

Offenbar nur durch Offenbarung. Denn in unserem Hirne haben wir nur materielle Vorstellungen, Vorstellungen für materielle Dinge. Also kann jene Vorstellung nicht aus unserem Hirne kommen. Sie muss ihm also eingedrückt werden. Aber wie kann dies geschehen als durch ein ganz unerhörtes Mirakel? Denn diese Vorstellung widerspricht der Konstitution, der Natur unseres Hirns, welches nur für die Aufnahme körperlicher Bilder gebildet ist. Also wie geht diese Vorstellung in unseren Kopf ein? Wie können wir diese Vorstellung vorstellen, wie verstehen? Ein neues Mirakel ist nothwendig. Auch das Verständniss dieser Vorstellung muss eingeprägt werden. Wie können Sie aber dann die Vorstellung der Schöpfung, die nur abstrahirt ist von dem praktischen Standpunkte des Menschen oder der Zeugung, auf die Natur anwenden? Dieses Kausalverhältniss bezieht sich nur auf die Theilvorstellungen. Sie wissen aus der Erfahrung nichts von der Zeugung des Menschen, sondern nur dieses (einzelnen) Menschen. Ebenso sehen Sie nur einzelne Dinge zu anderen einzelnen Dingen im Verhältnisse der Kausalität stehen. Wie können Sie also auf das (sei es an sich, oder doch immerhin relativ unendliche) Ganze, das Universum, die Natur, dieses Verhältniss anwenden? Wie anders als auf den Schwingen der Phantasie? Die Vorstellung der Schöpfung stammt übrigens nicht eigentlich aus der Natur (denn hier ist, für uns wenigstens, die Hervorbringung nur ein formaler Prozess, indem hier immer schon der Keim, der Same, dem Hervorgebrachten zu Grunde liegt, nichts in der Wirkung ist, was nicht in der Ursache ist), sondern von dem Menschen selbst, wie er aus sich etwas, was zunächst in ihm nur als Entschluss, Vorstellung, Gedanke existirt, als Werk heraussetzt. Sie ist also eine subjektiv-praktisch-idealistische Vorstellung, wodurch der Mensch ein ihm (sei es nun an sich, oder in Folge eines solchen Standpunktes, in Folge ungebührlicher, unphilosophischer Fragen) unerklärliches Dasein dadurch sich erklärt, dass er dasselbe zu einem Machwerk nach seinem Schnitte macht. Die Schöpfung ist eine Vorstellung des Menschen und zwar eine Vorstellung der Phantasie, nicht der Vernunft. Wie können Sie also diese Vorstellung zu einer objektiv-realen Bestimmung machen? Wie anders als durch einen schreienden Widerspruch? Aber noch an vielen anderen Widersprüchen leidet Ihr Standpunkt. Ich führe nur diesen an. Sie sind Skeptiker und doch zugleich dogmatischer Empiriker. Sie sagen: Wir erkennen nur Erfahrungen, und doch versteigen Sie sich so hoch und so weit, dass

Sie behaupten, dass den Erscheinungen des animalischen und anthropologischen Lebens nichts weiter als Materie zu Grunde liegt, während Sie doch konsequent ganz in dubio stellen müssten, ob das Subjekt des Empfindens, Vorstellens, ein materielles, körperliches, uns bekanntes, oder ein uns völlig unbekanntes, von der Erscheinung, in der wir nur Körperliches wahrnehmen, völlig unterschiedenes, geisterhaftes Wesen ist? Sie stützen und berufen sich auf den gesunden Menschenverstand, d. h. nach Ihrem Systeme den Verstand, dem alle Metaphysik eine Lächerlichkeit ist oder ein unbekanntes böhmisches Dorf; und doch liegen bewusst- und kritiklos Ihrem ganzen Standpunkte metaphysische Verstandesunterschiede, wie die Trennung von Wesen und Erscheinung, vorausgesetzt, als objektive Realitäten und Wahrheiten zu Grunde. Fragen Sie einmal einen unverdorbenen, natürlichen Menschen, d. h. einen Menschen, der nichts von der Schulweisheit weiss, sondern nur seinem natürlichen Verstande nach lebt: was ist das Licht? Und er wird Ihnen antworten: das was hell macht, und damit das Wesen des Lichtes ausgedrückt zu haben glauben; denn er weiss nichts von dem Unterschiede zwischen Wesen und Erscheinung. Die Erscheinung ist ihm das Wesen. Sagen Sie einem Menschen von gesundem Menschenverstande: Die Sonne ist grösser als die Erde, die Sonne dreht sich nicht um die Erde, sondern die Erde um die Sonne, so wird er Sie geradezu auslachen; denn die Sonne ist ihm so gross, als sie ihm erscheint. Und alle mathematischen und physikalischen Demonstrationen, die Sie ihm vorbringen werden, wird er für elende Sophismen und Grübeleien erklären, und den Satz Ihnen entgegen halten: Nur in den Sinnen ist Wahrheit. Sie wollen ferner frei von allen idealistischen Phantomen das pure blanke Objekt ergreifen, und doch ist das Objekt, wie Sie es anschauen, ein Produkt von Vorstellungen, denen Sie bewusstlos das Privilegium der Zensurfreiheit geben, und die Ihnen daher objektive Realität haben. So machen Sie den Körper zu einem menschlichen Machwerk, indem er Ihnen als eine Maschine erscheint. Ihre Materie ist nichts anderes, als das corpus delicti der Jurisprudenz, Ihr Standpunkt nicht der Standpunkt der Physiologie, sondern der Pathologie. Sie haben die Seele und den Geist todtgeschlagen; aber dafür haben sie sich auch an Ihnen gerächt. Ihre Anschauung von der Natur ist — verzeihen Sie den Ausdruck, ich finde keinen anderen — ist eine geist- und seelenlose, eine todte, eine hölzerne Anschauung. Das Geheimniss Ihres

Systems ist, das Leben dadurch zu erklären, dass Sie das Leben zu etwas Todtem, einer Maschine machen, an die Stelle „der Chimären des Idealismus“ die bei weitem lächerlicheren Chimären und Fiktionen des Materialismus setzen, wie wenn Sie den lebendigen Organismus zu einer „galvanischen, elektromagnetischen Batterie“ machen. Das Schönste aber ist, dass Sie, obwohl Sie keinen Anstand nehmen, das Geheimniss des Lebens dadurch aufzulösen, dass Sie den organischen Prozess zu einem äusserlichen, unorganischen Prozess machen und selbst das merkwürdigste und räthselhafteste aller Wesen, das Wesen, das die entschiedensten Materialisten, wenn sie anders noch für das Audiatur et altera pars offenen Sinn hatten, irre machte — das Bewusstsein zu einer empirischen „Handgreiflichkeit“ degradiren, dennoch alle Augenblicke mit dem Popanz des „Schöpfungsgeheimnisses“ kommen, und sogar als eine ungebührliche, Sie gar nichts angehende Frage von sich weisen „wie es möglich ist, dass Materie denkt“. Allein so lange Sie diese Möglichkeit nicht zeigen, so lange wird Ihr System als eine willkürliche Assertion gelten und der Idealist gewonnenes Spiel haben ..... L. F.

Dr. Arnold Ruge an L. Feuerbach.

Halle, den 14. Oktober 1837.

Herrn Dr. Ludwig Feuerbach Wohlgeboren! Erlauben Sie mir so direkt bei Ihnen einzubrechen, nachdem ich lange auf eine Gelegenheit gelauert, in ein Verhältniss mit Ihnen zu treten. Ich habe längst mit grosser Freude Ihre tapferen und wahrhaft einschlagenden Rezensionen verfolgt, und mich neuerdings nicht wenig an Ihrem Leibnitz ergötzt. Wir gründen in diesem Augenblicke hier in Halle eine neue Literaturzeitung, wovon der Prospekt beigelegt ist. Schaller und Echtermayer wirken thätig mit bei der Redaktion, Hinrichs, immer jugendlich und munter, jetzt verjüngt und in seinem spasshaften Schiller fast zu jünglingssüchtig, ist rüstig dabei; ausserdem was hier nur irgend von der jungen Garde lebt. Sie werden sehen, dass es uns wichtig ist, die steifleinenen und stereotypen Berliner los zu werden, dagegen das eigentliche verdaute Wesen des neuen Geistes in Umlauf zu setzen.

Wir wollen dazu uns auch der irgend mitgegangenen Fachgelehrten versichern, und ich werde selbst in Erlangen vorsprechen, um zu sehen, was von dort zu hoffen ist. Darf ich Sie um die Erlaubniss bitten, zuerst zu Ihnen zu kommen, um den nöthigen Unterricht über die Leute von Ihnen zu nehmen? Sie selbst dürfen dies Unternehmen nicht verlassen. Sie gerade sind einer von denen, die zur Aufrechterhaltung des Prinzips unumgänglich nothwendig sind. Wir haben von vornherein an Sie gedacht, und wären Sie in Halle, so hätten wir keinen Schritt ohne Sie gethan. Dass dies keine gemachten Phrasen im alten Style sind, davon werden Sie bald überzeugt werden, wenn wir uns sehen, was in 3—4 Wochen der Fall sein wird. Ich reise nämlich über Göttingen, Bonn, Heidelberg nach Stuttgart, Tübingen, und so zurück über Erlangen und Jena.

Auf Wiedersehen, oder vielmehr, da das nicht gesagt werden kann, auf Sicht: addio! Dr. A. Ruge.

Derselbe an denselben.

Halle, den 12. Februar 1838.

Lieber Freund! Ich ergreife eine Aeusserung Ihres letzten Briefes, den ich eben wieder lese, dass Sie nämlich wohl Lust hätten, Schelling zu charakterisiren, und frage an, wie es damit steht. Es wäre mir sehr erwünscht, und ich will nur hoffen, dass ich zeitig genug damit gekommen bin. Ich denke bald wieder eine Mittheilung von Ihnen zu sehen, und es thut mir noch immer leid, dass damals Ihre Rezension über Erdmann's traurige Geschichte der Philosophie nach Berlin gewandert ist, wo sie nun liegt und liegt, wahrscheinlich bis sie den unglücklichen Menschen vollends zum Ordinarius gemacht haben, während er so schon ordinär genug ist, ja das Mass des Ordinären hier überfüllt, und eigentlich den Studenten völlig aus der Philosophie in das populäre Theologisiren zurück geworfen hat. Vergessen Sie mich nicht, wie ich von Herzen der Ihrige bin. Dr. A. Ruge.

Derselbe an denselben.

Leipzig, den 27. Juli 1838.

Lieber Freund! Sogleich nach Empfang Ihres freundlichen Schreibens lasse ich Ihnen den Bayerhoffer „Idee und Geschichte der Philosophie" zugehen. Schaller hat es nicht rezensirt, und ich nehme Ihre Güte in Anspruch. Wie Sie sich hinten mit dem

„Geisterreich der Idee“, einer etwas zu naiven Nomenklatur von Bayerhoffer, vertragen werden, bin ich neugierig zu lesen. Einigen Humor muss sich dergleichen gefallen lassen. Verlieren Sie Schelling ganz aus den Augen? Sie waren mal aufgelegt, ihn zu charakterisiren. Thun Sie es ja! Es ist ein dankbares Geschäft, sollt' ich meinen, und Ihnen glückt ja, wie der Leibnitz zeigt, dergleichen aufs Beste.

Wie vortrefflich wäre es, wenn Sie sich nach Halle übersiedelten. Vergraben Sie sich doch nicht in die alte Zeit und in die neuen Wälder. Mit den schönsten Grüssen ganz der Ihrige

Dr. A. Ruge.

Derselbe an denselben.

Halle, den 31. Juli 1838.

Mein verehrter Freund! Ihren werthen Brief vom 20. Juli habe ich in Leipzig schon einmal beantwortet; es wird aber mit der Absendung der ersten Antwort noch einigen Anstand haben, weil Bayerhoffer's Buch in dem Augenblicke in Leipzig nicht vorräthig ist und erst wieder von Marburg erwartet wird, und ich dasselbe dem Briefe beizulegen beordert habe. Schaller hat bei Gelegenheit der Hegel'schen Philosophie der Geschichte, die er in den Halle'schen Jahrbüchern rezensirte, sich eine ähnliche Aufgabe, wie Bayerhoffer in seinem Buche gestellt, und es ist wohl diese Arbeit gewesen, worauf ich angespielt habe mit Ausdrücken, die Sie zu dem Missverständnisse Ihres Briefes verleitet.

Schade, dass Sie so ausser dem Weltverkehr sind. Sie hätten zu manchem Feldzuge die schönste Gelegenheit, und es ist nicht recht, dass Sie Ihr polemisches Licht so unter den Scheffel setzen. Ihre Aufsätze schiessen immer die eklatantesten Breschen, wenn Sie scharf zu laden sich die Mühe geben. Neuerlich sind Sie mit den „Halle'schen Jahrbüchern“ gemeinsam wegen Ihrer „Impietät“ gegen Hegel von dem nichtswürdigen Berliner Wochenblatt angezapft; die alberne Anklage „dass die Philosophie keine Autorität dulde“ wurde mit Ihren Worten belegt. Es ist jammerschade, dass Sie nicht in Halle wohnen, und ich wüsste nicht, was mir Lieberes begegnen könnte, als dass Sie sich hieherwendeten. Auf die Länge halten Sie es weder in Nürnberg, noch in Baiern aus. Ueberlegen Sie sich die Sache.

Wenn Sie nur bald die Hoffnungen verwirklichen, die Sie mir in Ihrem Briefe machen, können Sie meines aufrichtigen Dankes gewiss sein. Auf eine ergiebige Zukunft und einen näheren Verkehr! Arnold Ruge.

Derselbe an denselben.

Halle, den 25. Februar 1839.

Verehrter Freund! ...... Mit den preussischen Hegeliten hat es vielfältig den verfluchten Haken, dass sie der Hoftheologie zum Munde reden. Wunder, Teufel, Hölle — ja sie würden das Fegefeuer demonstriren, wenn's befohlen würde. Grosses Elend, Hundenaturen! Es sind Gott sei Dank nicht Alle, aber Viele ist nicht zu wenig gesagt. Uebrigens wissen Sie das Alles besser, als ich es Ihnen sagen kann, ja Sie wissen auch, dass solche Offenherzigkeit wie die Michelet'schen enfin nichts besser sind, als die Scholastik Göschel's u. s. w. Sehr noth thut es daher und thut es immerfort, tapfer dreinzuschlagen und von der Leber weg das Innerste herauszusagen. Ich werde den alten Hegel selbst noch vorkriegen und ihm gar nichts schenken; je mehr seine wahren Freunde die Popanzexistenz des nothwendigen Pflocks wegräumen, desto mehr ehren sie ihn, und desto wirksamer werden seine Thaten. Aber gut Ding will Weile haben, und ich habe nichts dagegen, wenn ich vorher Ihre Kritik des Systems lesen kann. Sie sind tausendmal gelehrter, belesener und wahrlich auch freier, als ich gegenwärtig mich kenne. Lassen Sie nur bald etwas der Art heraus! Es ist ein dringendes, ja das dringendste Bedürfniss der Zeit. Die Ochsen stehen am Berge — wer wird den Berg wegthun oder die Simplonstrasse bauen? Ganz der Ihrige

A. Ruge.

Derselbe an denselben.

Halle, den 4. April 1839.

Mein theurer Freund! Alle Veränderungen in Ihrem anfangenden Aufsatze hat der verruchte Zensor, nicht ich, gemacht. Ich habe zu viel Ehrfurcht vor dem genialen und tief eingreifenden Ausdrucke Ihrer wohlbewussten Meinung und Einsicht, als dass ich nur ein Jota hätte ändern mögen. Das Folgende haben sie in allen Instanzen gestrichen, und Wigand ist beauftragt, Ihnen das Manuskript zum anderweitigen Drucke unter vernünftigeren Zenso-

ren wieder zugehen zu lassen. Ich bin eigens darum nach Leipzig gereist, ich habe alle meine Verbindungen in Dresden angespannt — es wollte nichts verschlagen. In Sachsen ist es also jetzt unmöglich, Ihre höchst wichtige Broschüre zu drucken; ob es in Baiern leichter sein wird, weiss ich nicht; vielleicht wird nur die Pressfreiheit der bigotten Schweiz das Erscheinen derselben möglich machen. Der ganze Aufsatz war schon gesetzt und ich hätte mir einen gewaltigen Effekt davon versprochen, wenn er herausgekommen wäre, eine ganz neue Basis des Streites und eine wesentlich freiere Aussicht in die Mächte des Geistes. Es ist eine verfluchte Kalamität, von solchen Hornochsen abzuhängen, wie dieser Zensor .... in L......, der wahrlich eher in die Mühle gehörte, als in die Studirstube. Wir haben nicht nur die eine ganze Woche, die schon gesetzt und fertig zum Drucke war, sondern auch diese hoffnungsreiche Aussicht auf den Effekt Ihrer Arbeit verloren, und wurden wirklich höchst unangenehm dadurch derangirt und turbirt ... Es ist wahrscheinlich, dass .... durch einen anderen, minder gewaltsamen Mann ersetzt werden wird; denn diese Verbesserungen durch Ballhorn, diese gräulichen Abstumpfungen aller auch der feinsten Pointen, sind ganz unerträglich, eine wahre Sünde wider den Geist.

Meine besten Grüsse, Sie grosser und höchst liebenswürdiger Ketzer! Wann sieht man Sie mal von Angesicht? Ich kenne alle Ihre Brüder, war mit dem ältesten zusammen in jenen spasshaften und doch ernsthaften politischen Ketzereien, namentlich an dem Tage, den das junge römische Reich in Würzburg auf dem Steine hielt, und möchte doch gerne meine Bekanntschaft mit allen den Feuerbächen vervollständigen. Ach! Es wäre sehr gut, wenn Sie hier in Halle wohnten. Welch eine Aussicht! Ist es denn nicht möglich, Ihre Verbannung zu brechen? Ich hoffe, man ruft Sie noch mal nach Jena oder nach Preussen, wenn man erst einsieht, wie viel Schafsköpfe man hier zu viel hat.

Lassen Sie bald wieder von sich hören! Mit Sehnsucht der Ihrige Dr. A. Ruge.

Derselbe an denselben.

Halle, den 31. Mai 1839.

Lieber Freund! Meinen verbindlichsten Dank für die Kritik der Hegelschen Philosophie, die nächstens erscheint.

Otto Wigand erbietet sich, gegen Ihr gefordertes Honorar, wenn Sie noch ein Vorwort oder Nachwort hinzufügen wollen und der Sache einen allgemeineren Titel geben, etwa Philosophie und Christenthum, die Broschüre in Mannheim bei Heinrich Hoff drucken zu lassen; auch sei er sehr erbötig, Ihre künftigen Schriften gegen bessere Honorare, als die dortigen Buchhändler zahlen, und in eleganterer Ausstattung in Verlag zu nehmen, indem er sich's zur besonderen Ehre schätze, von Ihnen zum Verleger gewählt zu sein. Ich gestehe, dass ich es sehr hübsch fände, wenn Ihre folgenden Charakteristiken der bedeutendsten Philosophen unter diesen freundlicheren äusseren Umständen erscheinen könnten; namentlich ärgere ich mich immer über den lateinischen Druck und das graue Papier. Das stört mich bei dem grössten Genusse, den sonst der Inhalt mit sich führt.

Von ganzem Herzen der Ihrige Dr. Arnold Ruge.

Derselbe an denselben.

Halle, den 12. November 1839.

Lieber Freund! ... Wir haben — aber ganz im Vertrauen sei es gesagt, da dergleichen sich durch die Meinung hebt und senkt — nur 313 Abonnenten. Wir selbst haben noch nie einen Aufsatz, geschweige denn die Redaktion, honorirt bekommen, so dass wir zwei Jahre bereits ohne eine Entschädigung pro patria arbeiten; ja wir haben noch namhafte Zuschüsse gemacht, und pro 1840 soeben eingewilligt, noch einmal publice und gratis zu schreiben und zu redigiren. Daher das lausige Honorar für die Mitarbeiter. Wigand hofft 1840 auf 500 und im 4. und 5. Jahre zu einer Deckung aller Kosten zu gelangen. Tantae molis erat! Dr. A. Ruge.

Derselbe an denselben.

Halle, den 4. Dezember 1839.

Lieber Freund! Ein Projekt, welches im Gange ist und bei dem wir auf Sie rechnen, will ich Ihnen, versteht sich unter dem Siegel des Geheimnisses, da es noch nichts damit ist, mittheilen. Wir projektiren eine Akademie der freien philosophischen Richtung in Dresden. Wir haben bereits Verbindungen dort und thun soeben einige einleitende Schritte. Sachsen könnte dadurch Preussen wesentlich zur Freiheit aufstacheln, oder selbst die protestantische Initiative ergreifen. Es ist von Seiten der Ein-

sicht wenig, von Seite der Opposition eher einige Hoffnung. Wir haben den Premierminister gefragt, ob er ein Memorial darüber annehmen und auf den Plan reflektiren wollte. Lindenau ist ein sehr freisinniger Mann. Er wird die Macht der Philosophie in den letzten Jahren noch mehr beobachtet, und die Nothwendigkeit der Opposition gegen das bornirte theologische Unwesen eingesehen haben. Geld und Ehrgeiz haben sie genug; aber Misstrauen in die Hegel'sche Philosophie, die sie noch immer für preussische Hofphilosophie und unfrei halten. Hat die Sache einen guten Gang, so will ich Ihnen das Nähere mittheilen. Vorläufig wäre nur so viel interessant, dass mit etwa 10 Stellen, jede zu 1000 Thlr., die verschiedenen Fächer ganz von der Philosophie aus besetzt werden könnten. Die Orthodoxie und Unfreiheit jeder Art, ebenso den Positivismus müsste man ausschliessen. Kapp, Feuerbach, Strauss, Schwarz (ein junger, sehr durchgebildeter und gelehrter Mann, von dem Sie nächstens etwas in den Jahrbüchern lesen werden, Theolog), noch einer oder der andere von den Würtenbergern, als Georgii, Binder u. s. w., wären in Vorschlag zu bringen, die Jahrbücher zum Organ der Akademie zu nehmen und so eine Basis für die wirkliche Bildung der gegenwärtigen Wissenschaft zu gewinnen. Preussen hat es verdient, dass diese Ehre von ihm genommen werde, und Halle ist wahrlich nicht der Ort, den man zum Nabel der Erde ernennen könnte.

Gebe Gott, dass die Pläne sich realisiren und nicht nur die Opposition der Kammer, die sich in einigen Mitgliedern bereits dafür geneigt hat finden lassen, sondern auch die Regierung darauf eingeht. Wir halten aber natürlich die Sache, so lange noch nichts entschieden ist, geheim.

Mit herzlichen Grüssen der Ihrige A. Ruge.

Frauenstädt an L. Feuerbach.

Berlin, den 2. Februar 1839.

Hochgeehrter Herr! Nachdem ich mich schon längst an Ihren Schriften erfreut und den wohlthätig belebenden und erfrischenden Eindruck derselben empfunden, wurde mir jüngst die freudige Ueberraschung zu Theil, Sie in Ihrer Kritik der positiven Philosophie in den Halle'schen Jahrbüchern ganz auf dem von mir in beifolgender Schrift eingenommenen Standpunkte wiederzufinden. Sie werden die Verwandschaft Ihrer dort ausge-

sprochenen Ansichten über das Verhältniss von Religion und Philosophie, oder Glauben und Wissen, sowie namentlich über die Persönlichkeit Gottes, mit dem darüber von mir Gesagten nicht verkennen. Nehmen Sie beifolgendes Exemplar als ein Dokument dieser unserer geistigen Verwandtschaft. In dieser zerrissenen Zeit kann es ja keine grössere Freude geben, als wenn verwandte Geister sich unvermuthet finden.

Sie würden mich sehr verbinden, wenn Sie mich mit einem Urtheile über meine Schrift, sei es in einem Schreiben, oder, wofür ich Ihnen noch dankbarer wäre, in einer öffentlichen Kritik zu beehren die Güte hätten.

Hochachtungsvoll

J. Frauenstädt.

Aus dem Nachlass.

Erlanger Vorlesungen über Logik und Metaphysik, 1829—1832.

Die Mühe der Abstraktion und der Muth des Denkens.

(„Zur Charakteristik meiner ursprünglichen Richtung.“)

Der mit der Einfachheit nothwendig verbundenen Abstraktion ist freilich unsere gesegnete Zeit nicht hold und ergeben, ja der Sinn für die Abstraktion ist gänzlich verschwunden. Angenehme Romanlektüre und Erzählungen, oder ein in die politischen Angelegenheiten zerstreuter und aufgegangener Sinn, oder der glückliche Besitz des unmittelbaren Wissens, oder eine vernunftscheue Frömmigkeit überheben dieser sauren Arbeit, dieser Geistesanstrengung. Wo man einmal so glücklich ist, dass die Geister mit Stiefel und Sporn und schwarzem Frack erscheinen, wie in der „Seherin von Prevorst“, da bedarf man gewiss nicht mehr der Abstraktion, um sich zum „Geiste“ zu erheben; wenn die Stiefel sich selbst ausziehen, so bedarf man nicht mehr der lästigen Mühe und keines Stiefelknechtes. Angenehmer ist es freilich, nur im sinnlich Konkreten zu weilen und mit konkreten Gegenständen sich zu beschäftigen, als zu abstrahiren.

Aber die Abstraktion ist die unerlässliche Bedingung der Erkenntniss; sie frappirt natürlich nicht die Phantasie und das Gefühl, weil sie die Auflösung des Konkreten in seine wesentlichen Bestandtheile, Prinzipien und Elemente ist, die einfach sind und daher weder das Gefühl, noch die Phantasie treffen, denn das Gefühl und die Phantasie nimmt nur *Vielfaches*, *Mannigfal-*

tiges, aber nicht Einfaches wahr. Um den Ton zu erkennen, löse ich ihn auf in seine Bestandtheile, reduzire ihn auf eine bestimmte Zahl von Schwingungen, auf ein einfaches Quantum; dieses ist nur Gegenstand des Denkens und freilich nicht ein so Gemüthergreifendes, als der Ton, der gehört wird, der mein Ohr frappirt und durch dieses mein Gemüth. So ist es mit der Philosophie überhaupt. Sie löst auf das bunte bezaubernde Konzert des Weltalls in seine Elemente und Prinzipien, wie der Physiker den Ton reduzirt und analysirt. Auf den Höhen der Abstraktion ist es freilich nicht so schön, als unten in den Thalgründen des Gefühls, der Phantasie und der sinnlichen Anschauung; auf ihren Gipfeln hört man keine Nachtigallen singen und keine Schafe blöken wie in der Poesie, und keine das unbestimmte Gefühl so sehr ergreifenden Glockentöne der Theologie. Dem Auge bietet sich auch keine so reiche und üppige Vegetation dar, wie unten in den engen und warmdunstigen Thälern des Gemüthes; aber je mehr sich die individuelle Natur beschränkt, desto mehr erweitert sich der Blick in die grosse und unbeschränkte Natur, desto freier, desto weiter wird das Herz. Denn mit der Aussicht erweitert sich auch das Gemüth. Auf den Höhen der Abstraktion wohnt daher Freiheit, wie auf den Bergen, wie der Dichter sagt; denn hier verschwinden die kleinlichen und erbärmlichen, einengenden und beschränkenden Gränzen, die der Mensch unten im Thale als Götzen anbetet, als unübersteigliche Ultimate fixirt. Die Illusion verschwindet freilich hier gleichfalls. Die Natur, die im Thale als ein schönes Bauernmädchen oder als eine nur zu seinen Diensten stehende und seinem Nutzen dienende Hausmagd dem Menschen erscheint, die offenbart sich auf den Gipfeln der höchsten Gebirge als die Königin der Welt in allen Schrecken und Herrlichkeiten ihrer Majestät. So ist es nun mit der Philosophie überhaupt und insbesondere mit der Logik als Metaphysik. Wer bloss der Gemächlichkeit lebt, dem Gemüthlichen nachläuft, lieber Glockengeläute u. dergl. hört, der braucht nicht die Höhen der Abstraktion zu erklimmen; aber wer die Welt kennen lernen, seinen Blick erweitern will über die Gränzen und Engpässe des gemüthlichen Thallebens, der muss hinauf.

Der Muth zu denken ist aber noch in anderer Beziehung eine zum Denken erforderliche Bedingung, zumal wenigstens in unseren Zeiten. Die Bildung in den christlichen Staaten und Perioden dreht

sich als um ihren Mittelpunkt um Lehre, Glauben und Anschauung Gottes als eines willkürlichen, nach Zwecken und Absichten sich bestimmenden, dem Individuum und seinen Interessen, seinen individuellsten Gedanken, Gesinnungen, Wünschen Gehör leihenden Wesens. Wie der Gott einer Menschheit oder einer Nation, so ist auch der Charakter derselben. Indem nun aber das Individuellste vor Gott, dem unendlichen Wesen, selber Realität und Anerkennung findet, so ist nothwendig, dass das Subjekt und Subjektive für sich unschätzbaren Werth bekommt. Die Aufgabe der Philosophie ist aber, das Allgemeine und Nothwendige zu erkennen; eine ihrer erhabensten, durch alle Zeiten hindurch bewahrten Lehren ist, dass nur das Allgemeine und Nothwendige Wesen, Realität und ewiges Sein hat; dass nur das Ganze, das Eine und Alle, das Unendliche Wirklichkeit habe und in ihm alles Einzelne, Individuelle, Besondere als ein Unreelles verschwinde. Z. B. wenn gelehrt wird, dass die Welt einen Anfang gehabt habe, nicht gewesen und einst entstanden sei, so lehrt die Philosophie, dass die Welt nur ihrem Grunde nach endlich, aber der Zeit nach ewig sei, dass sie ewig im Wesen Gottes lag; wenn gelehrt wird in der Theologie, dass der Tod durch eine willkürliche Handlung in die Welt gekommen sei und daher etwas nicht Seinsollendes ist, so war es dagegen die Ueberzeugung der Philosophen, dass der Tod des Einzelnen keine Störung im Ganzen sei, sondern aus dem Wesen selber erfolge, nur das Allgemeine nothwendig und ewig sei. Kurz in allen den Lehren, die den Mittelpunkt unserer Bildung ausmachen, ist die Anschauung des Wirklichen, des Subjekts und des Subjektiven, die Alles bestimmende. Während die Philosophie nur sucht und will: was ist, so lehrt dagegen die gemeine Weltanschauung, was sein sollte und was nicht sein soll. Diese Anschauung einer willkürlichen Anordnung ist aber die dem Menschen wohlthuendste, weil sie das Feld seiner Wünsche, seiner subjektiven Gedanken und Interessen in jeder Rücksicht nicht beschränkt, während das einfache: Es ist so, Es kann nicht anders sein, welches der Ausspruch und das Motto der Philosophie ist, die Seele zur einfachen, absolut bestimmten, alle Subjektivität abschneidenden Anschauung bringt. Da das schlechthin Allgemeine und unbedingt Nothwendige das Objekt der Philosophie ist, so erfordert sie eben den Muth dieser Art, dasselbe anzuerkennen und vor den Resultaten, die nothwendig abweichen von der trauten, herzlichen Lieblingsansicht, sich nicht zu fürchten. Dieser Muth,

das Nothwendige und Allgemeine als das Wahrhafte und Wesenhafte in Allem anzuerkennen, gibt auch der Seele die Freiheit, dass von dem Wahren nicht das Gute getrennt ist, und dass ein Gutes, es sei auch noch so tröstend und beruhigend, das von dem Wahren getrennt ist, kein wahres Gutes ist.

Die Schranke als Affirmation.

Das Wesentliche in dem Begriffe der Schranke ist, weil die Gränze Qualität ist, weil sie eins mit dem ist, dessen Gränze sie ist, nicht bloss als Schranke, als ein Negatives und Privatives zu erkennen, sondern auch als Sein, als Positives. Spinoza sagt: Determinatum nihil positivi, sed tantum privationem existentiae ejusdem naturae quae determinata concipitur, denotat. — Quantum ad hoc, quod figura negatio, non vero aliquid positivum est, manifestum est, integram materiam indefinite consideratam nullam posse habere figuram, figuramque in finitis ac determinatis corporibus locum tantum obtinere. Qui enim figuram percipere ait, nihil aliud eo indicat, quam se rem determinatam et quo pacto ea sit determinata concipere. Haec ergo determinatio ad rem iuxta suum Esse non pertinet: sed contra est eius Non-esse. Quia ergo figura non aliud quam determinatio et determinatio negatio est, non potest, ut dictum, aliud quid, quam negatio esse.*) Kant sagt: Jede Gränze ist auch was Positives. Allerdings ist die Determination eine Gränze, Negation, aber sie ist auch Affirmation, eine sich selbst gleiche, mit sich identische, eine seiende Natur. Die Gränze ist auch Sichselbstgleichheit, Identität mit sich, Sein, Positives. Dieses bestimmte Etwas hat wohl an dieser Bestimmtheit seine Gränze, sein Ende, es ist nicht das andere, hat an dem anderen seine Gränze, wie das Weiss einer Farbe, eine Qualität, nicht das Schwarze ist; es hat an ihm seine

---

*) „Das Bestimmte ist nichts Positives, sondern bezeichnet nur eine Privation (Beraubung) der Existenz derselben Natur, welche als bestimmt gefasst wird.“ — „Was das betrifft, dass die Figur eine Negation, aber nichts Positives ist, so ist klar, dass die Materie, unendlich betrachtet, keine Figur haben kann, und dass die Figur nur in endlichen und bestimmten Körpern ihren Platz erlangt. Wer nämlich sagt, dass er eine Figur gewahre, zeigt damit nichts Anderes an, als dass er eine bestimmte Sache, und wie sie bestimmt sei, bemerke. Diese Bestimmung gehört daher nicht zur Sache nach ihrem Wesen, sondern ist vielmehr ihr Nicht-Wesen. Weil nun die Figur nichts Anderes als eine Bestimmung, und die Bestimmung eine Negation ist, so kann sie, wie gesagt, nichts Anderes sein als eine Negation.“

Gränze, es ist Beschränkung der Farbe; aber diese Gränze macht auch seine Natur aus, ist es selbst, ist eins mit dem Sein nicht nur, sondern es ist das Sein dieses Bestimmten als eines Bestimmten. Gerade diese Gränze macht sein Leben in sich, sein Insichsein aus, die Gränze ist ihm keine Schranke, es ist darin einig, mit sich selbst befriedigt. Dies erscheint überall in der Natur. Der Fisch ist im Wasser; dieses sein nur im Wasser Sein ist ein beschränktes Sein, der Fisch kann nicht über das Wasser hinaus, es ist seine unübersteigliche Gränze; mit der Aufhebung dieser Gränze hebt sich sein Sein auf. Aber eben desswegen, weil die Negation dieser Gränze sein Sein negirt, so ist diese Gränze sein Sein. Das Wasser ist ihm keine Schranke; er ist befriedigt in ihm, er begehrt nicht über es hinaus. Ebenso ist es mit dem Menschen, er geht schwer daran sich zu bestimmen, er schweift als Jüngling gerne über Alles unbestimmt hinweg, er will sich nicht in etwas Bestimmtes einlassen und einbegeben; die Bestimmung erscheint ihm als Verlust seiner Freiheit, Unbeschränktheit und Unbestimmtheit. Aber so erscheint sie nur anfangs, nur im Anfang tritt in der Determination das Moment der Negation heraus; später findet man sich selbst in dieser Gränze, wird dann heimisch, glücklich in ihr; gerade diese Gränze, in die man als ein Beschränkendes nur mit Widerwillen ging, macht dann den Hausfrieden der Seele aus, ihr Glück; sie wird nicht mehr gefühlt als Schranke, sie wird eins mit dem Selbst, eins mit dem Sein.

Die Liebe als Endlich-Unendliches.

Etwas ist ein Bestimmtes, seine Bestimmung oder seine Bestimmtheit ist seine Gränze, seine Negation — aus sich selbst geht jedes Ding zu Grunde — aber diese Schranke ist sein Wesen, seine Natur, sein Ich und Selbst; die Schranke, die Endlichkeit ist also negirt, aufgehoben; jedes Etwas ist daher schon unendlich. Das Unendliche muss als daseiend, als selbst bestimmt, die Bestimmtheit umgekehrt im Unendlichen erkannt werden; und da das Unendliche wesentlich daseiendes, und als Daseiendes wesentlich bestimmtes ist, unterschieden bestimmtes ist, so kann man alle logischen Bestimmungen insofern als Bestimmungen des Unendlichen selbst fassen. Ein konkretes, wirkliches Beispiel von der Unendlichkeit, die selbst der Qualität zukommt, ist aus dem unmittelbar lebendigen Geiste die Liebe, in welcher die Seele

die Unendlichkeit in der Qualität sinnlich erfährt, empfindet. Das Wesen der Qualität ist in der Liebe Gegenstand der Empfindung, und um die Natur der Qualität zu erkennen, brauchen wir nur die Natur der Liebe vor unser Bewusstsein zu bringen. Erst ist die Seele gleichsam in der schlechten Unendlichkeit, sie geht von Einem zum Anderen, vom Anderen wieder so fort zum Anderen; die Seele negirt ein Bestimmtes, ist dessen überdrüssig; aber die Negation desselben ist selbst wieder etwas, was negirt, worüber hinaus und weiter fortgegangen wird; so ist aber die Seele noch ganz unbestimmt. Erst durch die Liebe kommt in die Seele Bestimmtheit, Qualität, erst so bekommt die vorher eitle Seele Farbe, Geschmack und Geruch, wie im Etwas das unbestimmte weite Sein auf ein Gewisses zusammengedrängt, zusammengezogen wird. Aber die Liebe ist höchster Genuss, Seligkeit, Gefühl der Unendlichkeit; in dieser Schranke, Negation, Bestimmtheit, empfindet die Seele die Aufhebung, die Negation dieser Negation; die Seele empfindet in dieser Schranke Unendlichkeit, d. h. empirisch ausgedrückt, die Liebe ist Genuss, Seligkeit.

Der Anfang der Liebe ist sie selbst, ihr Ende und Ziel sie selbst; denn wenn sie auch in Verzweiflung endet, so endet sie doch nur in sich selbst. Die Liebe ist kein zeitlich Bestimmtes; wie der Anfang der Menschheit, das Bewusstsein im Menschen, obgleich vermittelnde Stufen als Entwicklungsstufen vorausgehen, doch ein absoluter ist, ein unendlicher, den man nicht wahrnehmen, zeitlich bestimmen, handschriftlich und urkundlich nachweisen kann, gleich dem endlichen, successiven Anfang einer Sache: so ist es mit der Liebe, die ja unzertrennlich von der Menschheit ist. Das Kind wird eben erst Mensch, wenn es liebt. Ihr Anfang ist Einmal — Einmal ist Keinmal — und dieses Einmal ist nicht das Einmal der Zahl, des Einmal Eins, worauf ein zwei- und dreimal folgt, ein diskretes Einmal, sondern ein absolutes, ununterbrochen kontinuirliches, unendliches Einmal; denn die Liebe ist immer in ihrem Anfang, ist ewig jung. Die Liebe ist ebenso wie die Vorstellung die Negativität des nur Einzelnen, Sinnlichen, Negativen an einer Sache, sie ist Abstraktion und Vergessen; sie erhebt die Sache zum Wesen und so nur als Wesen ist die Sache nun Objekt der Liebe. Das Wesen der Liebe erscheint am klarsten in einer Art der Liebe, in der des Mannes zum Weibe.

Die Liebe, sagt man in diesem Verhältnisse, ist blind, d. h.

das Negative, das Mangelhafte, das Besondere, das Einzelne an einer Person sieht sie nicht, das ist nicht ihr Objekt, verschwindet vor ihr; in dem Eindrucke der ganzen Person, in dem Wesen, das Objekt der Liebe ist, ist solche Einzelheit — Nichtigkeit.

Unsterblichkeit.

Die Unveränderlichkeit, die man von Gott aussagt, passt gar nicht auf ihn, dafern er nicht als Götze gedacht wird; denn die Kategorie passt nur auf ein Etwas, ein Quale. Eben so ist es mit der Unsterblichkeit der Seele. „Das ist was wunder Erhabenes“. Es ist ein ganz eitles und begriffloses Prädikat. Sterblichkeit ist eine Bestimmung der Sinnlichkeit; die Seele schliesst aber die Sinnlichkeit aus. Ich brauche daher die Sterblichkeit gar nicht von der Seele auszuschliessen. Unsterblichkeit ist ein blindes Fenster, durch das ich gar nicht in die Seele blicke.

Wesen und Erscheinung.

Das Schöne. Das Schöne ist nur im Vergehen, im Verschwinden schön. Nur die Coincidenz der Nacht des Nichtseins und des Lichtes des sinnlichen Daseins bringt hervor den Schein, die Farbe der Schönheit; nur an der Gränze des Daseins, d. h. im Verschwinden, ist etwas schön, wie nur an der Gränze des Prismas sich Farben zeigen. — Das Sinnlich-Unsinnliche ist das Sinnliche in seinem Verschwinden. — Schönheit ist der Geist des Sinnlichen. — Schon Göthe sagte: Das ächte geistig und künstlerisch gebildete Auge erkenne das Schöne nur in Einem Augenblicke.

Poesie.

Die Poesie setzt einen Verlust, Schmerz, Vergangenheit voraus. Nicht bei Sonnenaufgang, bei Sonnenuntergang sang die Muse ihr erstes Lied. Erst die mit dem Verlust wiedergekehrte Sonne — erst am zweiten Tage nach seiner Entstehung besang der Mensch die Wiederkehr.

Wesen der Religion und des Christenthums.

Man darf nicht sagen, Sonne, Mond und Sterne waren die Objekte vieler Religionen; also waren die Sterne, Sonne, Mond das

Wesen dieser Völker. Allerdings waren die Sterne, Sonne und Mond gewissermassen das Wesen dieser Völker, weil sie verehrt wurden, wie ein Mensch, weil ein Volk nur sein Wesen anbetet und nur das anbeten kann, was Wesen, und näher, sein Wesen ist; aber Sonne, Mond und Sterne waren nur die sinnlichen Gestalten, die objektiven Existenzen, in denen es sein eigenes dunkles und geheimnissvolles Wesen anschaute. Das Wesen solcher Völker war eben noch das einfache Naturwesen, sinnliches Wesen, der Geist ganz aufgegangen in die Besonderheit dieses Charakters des Volkes, und sein Wesen verehrte es daher in den besonderen, natürlichen Gestalten und Wesen. Das Wesen des griechischen Volkes waren seine Götter; seine Bestimmung war, die Idee des griechischen Menschen zu verwirklichen, und zwar ihn sowohl nach seiner natürlichen sinnlichen, als geistigen Beziehung, nicht nur in Beziehung auf sein moralisch-intellektuelles Innere. Die Anschauung dieses seines Wesens war eben die Anschauung Gottes als vieler Götter, als Individuen. Der ganze Mensch, mit allen seinen Fehlern, Trieben, natürlichen Neigungen, in dem freien, ungezwungenen Spiele aller seiner Kräfte und Anlagen, in der ungetrennten, unmittelbaren Einheit seines Wesens und Daseins, war das Wesen des griechischen Volkes; nicht der Mensch in der Trennung und Unterscheidung und Abscheidung seines Inneren, als des allein Wahren, von den natürlichen Trieben, Sünden und Fehlern, wie er im Christenthum das Wesen war. Dieses Wesen verwirklichten die Griechen in ihren Werken; solange dieses Wesen und Bestimmung noch nicht verwirklicht war durch den Verlauf ihrer Geschichte hindurch, war dieses Wesen in ihren Göttern Gegenstand ihrer Religion. Die Religion ist also die Anschauung des besonderen Wesens im Unendlichen, oder des Allgemeinen im besonderen Wesen; in der Religion erhebt sich daher das Volk in das Bewusstsein des Wesens überhaupt, und so sehr sie mit seiner Besonderheit zusammenhängt — denn seine Besonderheit hat ja allgemeine Bestimmung und Bedeutung, ist nicht bloss ein Unreelles — zu allgemeinem Bewusstsein.

Nach dem Untergange der alten Welt und der besonderen alten Völker, war das Wesen der sich vereinigenden und verschmelzenden Völker und der durch ihren Charakter für die neuere Zeit prädestinirten Germanen nicht das Wesen eines besonderen Volkes, sondern das reine Wesen, das moralische Wesen der Menschen. Das Wesen dieser neuen Völker und das Wesen

der Menschheit war Objekt ihrer Verehrung und Anbetung, und zwar in der Gestalt eines Menschen, Christus, weil das Wesen eben hier das reine heilige und allgemeine Wesen der Menschen war. Dadurch geschieht weder Christus in seiner Würde Abbruch, noch haben desswegen die Menschen oder der Mensch sich selbst angebetet; denn wir sind nur dem Wesen nach mit ihm identisch, das Wesen aber ist von uns selbst unterschieden — denn sonst wäre es nicht das Wesen —; dieses Wesen aber, das reine, moralische, gute, positive Wesen der Menschen verwirklichte und stellte er dar; er ist daher selbst eben so unterschieden von uns, als unser moralisches Wesen von uns.

Der Mensch, wie er Gegenstand der Theologie ist, ist weder der wirkliche, noch der wahre Mensch. Der Mensch ist da nur eine abstrakte Vorstellung; es werden nur die moralischen Bestimmungen desselben, und das Wesen desselben nur gefasst in die Vorstellung eines individuellen moralischen Wesens. Das Böse wird eben damit nur zu einem Negativen herabgesetzt, das nicht sein soll . . . . Das Böse ist ein abstraktes, ein vorgestelltes Böses.

Weltgeschichte.

Ich denke nur als ein durch die Geschichte erzogenes, verallgemeinertes, mit dem Ganzen, der Gattung, dem Geist der Weltgeschichte vereinigtes Subjekt; meine Gedanken haben ihren Anfang und Grund nicht unmittelbar in meiner besonderen Subjektivität, sondern sind Resultate; ihr Anfang und Grund ist der Anfang und Grund der Weltgeschichte selbst.

Entstehung des Schönen. Uebergang vom Triebe zur Erkenntniss.

Indem die Liebe erwacht, sondert sich die Seele, die vorher nur Trieb, Verlangen war, schon in Verlangen und Anschauung, erhebt sich der Trieb nach dem Objekte um des Objektes willen zugleich in die sichere Form der Anschauung, die aber zugleich ungetrennt gedacht werden muss von der Liebe. Der Gegenstand bestimmt sich aus einem Objekte des selbstsüchtigen Interesses zu einem schönen, indem er in der Anschauung des Subjektes von ihm zugleich in der Anschauung seiner selbst verbleibt, und nur in dieser herrlichen Illumination, in diesem

sich in Sichselbstspiegeln ist der Gegenstand Schönes. In der Begierde ist das Objekt selbst nur ein dunkles, sie unterscheidet nichts in ihm; erst in dem Lichte der freien Anschauung bekommt er Farben, wird er sichtbar und in diesem Sichtbarwerden schön. Schon die gemeine sinnliche Anschauung kann uns hiezu Beispiele liefern. Das Wasser gewährt uns einen schönen Anblick, wenn es auf der Spiegelfläche seiner sanften Wogen uns die es umgebenden Objekte, Bäume, Berge darstellt, abspiegelt; wir blicken in dem Wasser nicht bloss in es allein, sondern zugleich auf die Gegenstände zurück, die es abspiegelt. In dieser Reflexion des Wassers, in diesem Zurückspiegeln des Gegenstandes erzeugt es einen schönen Anblick; thue ich aber den Baum, der auf der Oberfläche des Wasserspiegels einen schönen Effekt uns bereitet, in das Wasser selbst, so verliert sich der Gegenstand, der Schein und das Objekt des Scheines selbst, in der Begierde der Noth; der Baum wird verzehrt von dem Wasser, er verwelkt, verfault, löst sich auf. Der Schein des Baumes in dem Wasser geht jetzt nicht mehr zurück auf ihn selbst, so dass er Objekt sei, sondern ist Auflösung desselben in die Substanz des Wassers. Dasselbe zeigt sich an den eigentlich von Menschenhänden gemachten Spiegeln. Der Mensch sieht sich nicht in dem Spiegel, um gerade jetzt einen Fleck abzuputzen, dies oder das zu richten, um durch den Spiegel das Bild seiner selbst, seiner äusserlichen Gestalt perpetuirlich zu vergegenwärtigen. Die Nothwendigkeit des sich Spiegelns und die Spiegelsucht hat in dem Gefühle ihren Grund, dass das Objekt nur schön ist in der Reflexion auf sich selbst. Die Putzsucht, Eitelkeit beruht darauf, dass der Mensch sich selbst vorstellt die Vorstellung anderer Menschen von sich; er fühlt, dass Schönheit nur ist, wenn sie gesehen wird; in seiner Eitelkeit stellt er in sich selbst das Wesen der Schönheit dar, die nur darin besteht, dass das Objekt in dem Spiegeln seiner in dem Subjekt sich selbst abspiegelt. Das Wahre erscheint aber hier im Subjekt nur auf korrupte, fehlerhafte Weise, wie denn alle Fehler, Leidenschaften, Erscheinungen der Wahrheit und des Wesens sind, aber in Korruptionen, indem die Korruption schon darin liegt, dass ein Objektives, welches nur als Objektives und in sich in seiner Wahrheit ist, in einem besonderen Subjekte zur Erscheinung kommt, wodurch es eben Fehler ist und wird. Jeder Fehler ist nichts anderes als Darstellung eines Allgemeinen, in sich Begründeten, an und in einem Subjekte, und wird dadurch Fehler, dass das Subjekt gleich-

sam ein Allgemeines in seiner Subjektivität verwirklichen will. *)

Tod und Genuss.

Die Stoiker sagten, dass wir täglich sterben, an jedem Tage dem Tode zugehen; man muss dabei den Tod sich nur nicht wie ein Ziel vorstellen, dem man sich immer mehr nähert, als wäre er dem Wesen nach vom Leben getrennt, sondern man muss einen inwendigen, einen immanenten, einen im Leben selbst eingeschlossenen, wirklich gegenwärtigen Tod annehmen. Die Annäherung an den Tod muss man nur als Vollendung eines bereits Daseienden auffassen. Alles, was innerlich, im Geheimen, an sich da ist, muss in der Zeit auch besonders auftreten, und also der geheime, ins Leben verschmolzene und verwebte Tod für sich erscheinen, sich zeigen, seine Augen aufschlagen. Der Tod, der sinnliche, ist nur ein Erwachen des im Leben schon waltenden, aber noch schlafenden Todes; wie der Embryo im Schoosse der Mutter, ungetrennt von ihrem Leben, so schlummert sanft schon während des Lebens der Tod im Leben. Wie die Blume aus der Knospe, so bricht der Tod aus dem Leben hervor; wie der Künstler arbeitend an seinem Werke sich der Vollendung nähert, so und so nur nähert sich der Tod den Lebenden; der Tod selber ist ein Künstler, der im Leben arbeitet, und der erscheinende Tod ist nur das vollendete, das fertige und gelungene Werk.

Die Zeit wird genannt die Erscheinungsform der Einheit des Seins und Nichts; sie stellt aber selbst diese Wahrheit dar. Das Jetzt ist positiv, wie das Sein, das Jetzt ist ein Ist; unser ganzes Leben ist nur ein jetziges, ein augenblickliches; das ganze Leben ist nur eine Fortsetzung von Augenblicken; wir sind immer nur augenblicklich; ich bin jetzt, im nächsten Augenblicke vielleicht nimmer, und so durch das ganze Leben hindurch. Und am Ende des Lebens kann ich sagen: Ein Augenblick nur war mein Leben. Ich bin ein einzelnes, bestimmtes Wesen, mein Sein ist also auch nur einzelnes, bestimmtes, doch der Zeit nach jetziges; das Jetzt ist daher voller Ausdruck meines Seins oder der bestimmteste Ausdruck meines bestimmten Seins; nur dadurch, dass ich jetzt bin, bin ich gewiss, dass ich bin; denn als Einzelnes bin ich nur, indem ich jetzt bin; ebenso fühle ich nur dadurch, dass ich jetzt fühle;

*) Das Bild vom Spiegel wiederholt sich kurz im „Wesen des Christenthums" S. 31.

kein Jetzt — kein Gefühl. Man stellt die Zeit nur unter der Dimension der Länge, als eine Linie vor; allein der Augenblick als ein Begränztes und ein Geschlossenes ist rund, wie der Tropfen, wie die Perle, und wie der Tropfen, aus der ebenen, gleichen, zusammenfliessenden Wassermasse herausgerissen, sich zur Kugelgestalt formt, so fühle ich nur dadurch, dass sich aus dem an sich gleichen und ununterbrochenen Laufe der Zeit ein Augenblick gleichsam absondert und zur geschlossenen Gestalt einer Kugel zusammenfliesst, auf dass in ihm das Gefühl sich spiegle und gleichsam einen geschlossenen, es ausfüllenden Raum fasse. Am bestimmtesten zeigt sich dies an den Gefühlen des Genusses. Der Genuss ist flüchtig, augenblicklich. Warum gibt es denn keinen fortdauernden Genuss? Weil ein fortdauernder, ununterbrochener Genuss kein Genuss und Gefühl mehr wäre. Gleichheit, Gleichmässigkeit, Ununterbrochenheit, Identität ist wesentliche Form oder Charakter des Allgemeinen, des Denkens, des Nicht-Fühlens. Wenn ich fühle, fühle ich immer mein ganzes Einzelsein. Auch in einem besonderen Gefühle, z. B. im Geschmacke, fühle ich immer mein ganzes Sein, nur in bestimmter Form und Weise; allein ich fühle eben nur dadurch, dass mein ganzes Sein gesammelt, getrieben und gedrängt ist in den einzelnen Punkt der Zeit, dass mein ganzes Sein in einem Jetzt geeint, gegenwärtig und wirklich ist. Ein Blitz ist der Augenblick, der mein ganzes Sein in Brand steckt. Oder wie die Sonnenstrahlen nur brennen und erwärmen dadurch, dass sie gesammelt und zusammengedrängt werden, so fühle ich nur dadurch, bekomme ich nur dadurch Feuer und Wärme, dass mein ganzes Sein auf den Brennpunkt eines Augenblicks zusammengedrängt ist. Flüchtigkeit ist daher das Wesen des Gefühls. Aber mein Gefühl ist von meinem Sein, meinem Einzelsein ununterscheidbar; ich fühle oder ich bin, ist Eins; nur im Gefühle ist mein Sein enthalten. Die Zeit ist daher auch nicht getrennt von mir selbst; sie ist in meinem Innern, sie ist die wesentliche Form meines eigenen Selbsts; und der Augenblick ist daher der volle Ausdruck meines Seins. Ganz positiv, das Jetzt ist ein Ja, im Gefühle bejahe ich mich, oder werde ich bejaht; denn ich bin ja nur fühlend, bin für mich, bin bewusst meiner, bin Selbst nur als fühlend; aber die sicherlichste, die gewisseste, die bestimmteste Form dieser Bejahung ist eben das Jetzt. Ich fühle, ich bin, ich bin bejaht, aber ich fühle jetzt, diesen Augenblick; dies ist also der gewisseste, positivste Ausdruck meines Seins. Allein was

ist flüchtiger, vergänglicher, endlicher, nichtiger, als der Augenblick? Im Jetzt ist Sein und Nichts nicht getrennt, es ist, um nicht zu sein, der Augenblick ist nur als vergehender; indem er ist, ist er nicht. Was wäre denn zwischen dem Sein und dem Nichtsein des Augenblicks? Im Augenblicke kann ja nichts in der Mitte liegen zwischen Sein und Nichtsein, sonst wäre er ja nicht Augenblick; das ist eben der Augenblick, in dem Sein und Nichts — Eins ist.

Gedanken. 1834/5.

Der Glaube ist eben eine solche Wirklichkeit, in der Gott ist, als irgend eine äussere Wirklichkeit in der Natur. In dem Glauben erkennen wir eine wesentliche Bestimmung Gottes.

Die Religion ist die Tonkunst des Geistes, die höhere Sprache der Empfindung.

Das Herz ist nichts als der Logos, der Fleisch geworden.

Das Herz ist der geistige Begattungstrieb.

Die Geschichte Gottes muss man nicht als Historiker, sondern als Metaphysiker denken. Das sei dir gesagt, lieber Daumer!

Der Sinn ist die Phantasie der Vernunft.

Das Allgemeine versteckt sich zum Zeitvertreib hinter das Einzelne: dieses ist die Lust, die es, bei scheinbarem Selbstverlust, an sich sich selbst hat.

Die Hegel'sche Logik mit ihren Distinktionen ist ein philosophisches Sprachlexikon, eine Purganz des Verstandes. Gott mag auch ein Metaphysiker sein, da er nach Platon ein Geometer war.

In der Vergleichung mit der Dicht- und Tonkunst lässt sich das Wesen der Philosophie anschaulich machen. Von der beschränkten, sich einengenden, und das Eingeengte und Beschränkte sich unbeschränkt ergehen lassenden Form der Idylle bis zur Tragödie, von einem Walzer, einem Schnaderhüpferl, einem Liede, bis

zur Symphonie eines Beethoven. — Das Schnaderhüpferl hat wohl auch sein Recht, seine Stelle, wie die beschränkte, im engen Hauswesen der empirischen Psychologie und Anthropologie sich sistirende Philosophie. Wie die eigentliche Philosophie aber ist dem zahllosen Haufen eine Shakespeare'sche Tragödie, ein Oratorium, begreiflicherweise etwas, was ihn anwidert, ein Gemachtes, nur Künstliches, oder gar ein Nichtiges, Unwahres, was ihn zu studiren ekelt.

Plebs, du gibst doch zu, dass zu einer Ode schon Klopstocks Schwung erfordert wird, noch mehr zum Fühlen und Fassen einer Tragödie, dennoch aber ein Hans Sachs oder ein Bauernstück von Voss so etwas nicht erfordert; dass dagegen die Tragödie, die höhere Poesie, die Unendliches zum Inhalt hat, die eigentliche, die wahre ist.

Fiat applicatio! Auch zur Philosophie wird Schwung erfordert, Begeisterung, Enthusiasmus; Ekstasis ist ihr Anfang; wer ihrer unfähig, unfähig der Philosophie.

Der Bauer begreift keine Ode von Klopstock, keine Tragödie von Shakespeare; der gelehrte Bauer und Handwerksmann keine Philosophie. Aber du hilfst dir damit, Sophist: die Poesie ist eben Kunst, die Philosophie soll einfache Wahrheit enthalten. Der Inhalt der Kunst ist eben so allgemein, wie der der Philosophie; die Form, die die Philosophie als System hat, ihr eben so nothwendig als der Dichtkunst die ihrige. Und eben die Einfachheit, die wahre, ist es, die dem Plebs die Philosophie unbegreiflich macht. Der Bauer fühlt und begreift den Voss, weil die Gegenstände im Kreise seiner Vorstellung bleiben.

Wir sind nur so lange mit dem Leben unversöhnt, als wir es als einen Schuldner betrachten, der unsere Forderung nicht befriedigt hat, als wir noch etwas in ihm suchen, was wir in uns selbst vermissen. Hat es uns aber die Erfüllung der theuersten, letzten Wünsche nicht gewährt, hat es uns das Einzige genommen, was wir uns von ihm als die letzte Gnade ausbaten, so versöhnen wir uns eben dadurch mit ihm, dass wir nichts mehr von ihm wünschen und verlangen.

Es ist schwach, thöricht, durch Büssungen und Entsagungen einen begangenen Fehler gutmachen zu wollen. Man macht den Fehler nur dadurch noch schlimmer, als er in der That war; denn

durch die Entsagung erneuert man fortwährend sein Andenken, feiert man ihm zu Ehren im eigentlichen Sinne Gedächtnissfeste. Die wahre Busse ist: man vergisst ihn und beginnt, als wäre nichts vorgefallen, von Neuem mit frischem Lebensmuth sein Tagewerk. Sich durch die Busse von dem Genusse und der Arbeit des Lebens abhalten lassen, das heisst, aus einem Fehler, der an sich ein Nichts war, ein bedeutungsvolles Etwas machen, ihn bewahren — nicht vernichten. Nicht durch den Fehler, durch die Busse nehmen wir uns das Recht des Genusses. Die Busse entzieht uns, der Genuss gibt uns dem Menschen. Und wahr, gut ist nur, was uns dem Leben gibt, d. h. dem Genusse der Wahrheit und Wirklichkeit. („Nov. oder Dez. 1834.“)

Die erste Existenz des Menschen ist der Blick, in dem zwei Menschen in Liebe zu einander entbrennen: das ist der erste Funke seines Lebens; — die zweite Existenz des Menschen ist ein Druck, er kommt aus dem Aether der reinen Liebe der Erde immer näher. Der Wohllust verdankt der Mensch sein Dasein, die Wohllust ist selbst seine Seele — das Gefühl der Befriedigung, der Vollendung, der Aufhebung des Unterschiedes — die G e s c h l e c h t s e i n h e i t ist die Seele . . . Der Mensch will noch einmal guter Dinge sein und sich sein Dasein recht wohl schmecken lassen, ehe er ein Anderes an seine Stelle setzt. Daher die Wohllust. Und der Mensch will nicht auf die Welt kommen, ohne dass er für die Sorge, die er ihr macht, zum Voraus eine Wohlthat erwiesen hat. Freilich geschah es wider sein Wissen und Wollen. („Okt. 1834.“)

Das sog. Entstehen und Vergehen eines philosophischen Systems stellen sich die rohen Empiristen vor etwa nach Analogie der Entstehung und Vergehung der Insel Julia oder Nerita, die im Juli 1831 erschien und den 12. Januar 1832 wieder unter den Wogen verschwand. Leider — so wenig passt auch dieses rohsinnliche Beispiel — kam aber diese vulkanische Insel 1833 wieder zum Vorschein.

D e r I n s t i n k t ist nichts Anderes als der schlechthin bestimmte, auf Einen Zweck nur gerichtete, mit dem Lebensbedürfniss identische, darum u n t r ü g l i c h e V e r s t a n d. Der Vogel baut zur Brutzeit ein künstliches Nest, dessen Bau unsere Bewunderung erregt. Aber zu einer andern Zeit oder unabhängig von diesem Zwecke vermag

er es nicht. Die Begierde, wenn wir diese als den allgemeinsten Ausdruck des Lebensbedürfnisses setzen, — die den menschlichen Verstand verdunkelt, ist das Licht des thierischen. Der Vogel wählt den passenden Stoff für sein Nest; er unterscheidet, aber auch diese Unterscheidung ist eine schlechterdings bestimmte. Der Instinkt ist ein schlechthin praktischer Verstand.

Es gibt nur eine wahre vernünftige Religion: es ist die Lebensfreude, der durch nichts sich unterbrechen lassende Genuss des Positiven im Leben.

Man muss auch in der Philosophie von Unten anfangen, von der Pike auf dienen, nicht als ein Prinz geboren werden und schon in der Windel Major, Oberst oder General sein wollen.

Der Deus Crepitus bei den Römern und Aegyptern. Auch der Gott der Pietisten ist ein Stossseufzer.*)

Die Geten glaubten nach Herodot an Unsterblichkeit — und waren desshalb tapfer. Es fehlte ihnen die Geschichte.

Die sog. unbegreiflichen Rathschlüsse Gottes sind in der That nichts als die hypostasirten Perplexitäten, in die sich das Subjekt verwickelt hat in Folge seiner Prinzipien, die es aber, ungeachtet es alle, auch die nächsten Konsequenzen in die Irre führen, nicht aufgeben will.

Es gibt Dinge, über die man nicht hinausgehen kann, ohne unter sie herunter zu kommen — ein solches Ding ist die Vernunft.

Die wahre Gränze, das Positive meiner Natur, ist die Zufriedenheit mit sich selbst, die Genügsamkeit an sich selbst, die Kant als das Ding an sich, als unerkennbar, nicht für uns seiend, abweist. Darnach ist das Erste nicht die Einsicht in die Unmöglichkeit der Erkenntniss, sondern eine Indifferenz, ein Phlegma — ein sich wohl und behaglich Fühlen innerhalb der Gränze.

Das Denken ist mehr werth als das Ding an sich. Von der andern Seite heisst es: Beschränke Dich aufs Praktische! Sei gut! Voilà tout. (Zuletzt nicht ganz buchstäblich.)

---

*) Crepitus ist Gott Berster, d. i. der Wunsch des Bedrückten. Der Gott ist die Erfüllung, wie Lucina die Entbinderin, die ans Licht führt.

Vorlesungen über Geschichte der Neuern Philosophie.
Erlangen 1835.

Die Macht der Idee.

Es sind nur die hohen Festtage im Leben, wo der Mensch Vortreffliches produzirt; es sind nur die glücklichen oder vielmehr seligen Tage, Stunden oder Augenblicke, wo er alle persönlichen Angelegenheiten beseitigt hat, wo er ledig ist aller subjektiven, ihn an sein individuelles, eingeschränktes Dasein erinnernden Beschwerungen von Innen und Aussen, wo keine Sorge, keine Leidenschaft ihn zerstreut, wo seine Seele so lauter, so klar und fleckenlos ist, als der wolkenlose Himmel. Aber warum sind es nur die hohen Festtage im Leben, wo der Mensch produziren kann? Warum kann er es nicht an jedem gemeinen Werktage? Warum nicht in jeder Stimmung? Warum gehören dazu besondere günstige Bedingungen? Nur darum, weil der Mensch, der produzirt, die sich selbst produzirende Idee ist, und die Idee nur da wirken und schaffen, Mensch gleichsam werden kann, wo der Mensch ihr Platz gemacht, wo er sich Alles aus dem Kopfe geschlagen hat, was ihr im Wege stehen und ihr den Durchgang durch ihn erschweren könnte. Wären die geistigen Werke des Menschen — es ist natürlich hier von den grossen, unsterblichen Geisteswerken die Rede — wirklich nur subjektiven Ursprungs, ach! wie bestialisch — glücklich wären dann die Menschen! In welchem leichten ununterbrochenen Flusse ginge dann die geistige Produktion von Statten; welcher Schmerzen, welcher Opfer wäre der Denker wie der Künstler überhoben! denn Subjekte sind wir immer; sie hinge bloss von unserem Willen, unserem Fleisse ab. Aber wie wir in materieller Hinsicht keine Nürnberger Dukatenmacher sind, sondern sauer der Erde ihr Metall abgewinnen müssen, abhängen von einer fremden Macht ausser uns, so sind wir auch im Geistigen keine Dukatenmacher, nur dass wir hier von einer Macht in uns abhängen.

Giordano Bruno und Campanella über die höchsten Prinzipien.

Der Traum des Monismus.

Intelligentia est divina quaedam vis, insita rebus omnibus cum actu cognitionis, qua omnia intelligunt, sentiunt et quomodocunque cognoscunt. In omnibus vel minimis est cognitio, quamvis in-

telligentiam in quibusdam propter defectum organorum non videmus actu.

„Die Intelligenz ist eine gewisse göttliche Kraft, allen Dingen eingepflanzt, vermöge deren sie Alles verstehen, empfinden und in irgend einer Weise erkennen. In allen, auch den geringsten, ist Erkenntniss, obgleich wir in einigen die Intelligenz, wegen des Mangels an Organen, nicht thätig erblicken". (Giordano Bruno.)

Alles ist der Substanz nach Eins, sagt Giordano Bruno; die geistige und körperliche Substanz, obwohl verschieden, reduziren sich doch zuletzt auf Ein Sein und Eine Wurzel. Die Materie ist nicht ausgeschlossen von den unkörperlichen Dingen, und der Geist nicht von den materiellen. Nein! der Geist findet sich vielmehr in allen Dingen; jedes Ding, sei es auch noch so gering, hat etwas Geistiges in sich, alle Dinge sind belebt und beseelt, wenn auch nicht der That, der Erscheinung, so doch dem Wesen nach. Die Welt, sagt Campanella, ist ganz Sinn, Leben, Seele, alle ihre Theile empfinden und erfreuen sich des gemeinsamen Lebens. Können, Wissen, Lieben oder Wollen (zuerst die Potentia, das Daseinkönnen, dann die Sapientia oder Intelligenz, zuletzt der Amor, das Verlangen) ist das Wesen aller Dinge; denn Alles was ist, kann sein, will und weiss, dass es ist. Was nicht weiss, was ihm zuträglich oder verderblich ist, kann nicht existiren. Selbst die Pflanze unterscheidet die assimilirbaren Stoffe von den unbrauchbaren, den auszuscheidenden; selbst der Knochen fühlt, denn er ernährt sich und wächst. Keine Ernährung ist aber möglich ohne Wahrnehmung, ohne Empfindung der passenden Nahrungsmittel; ja selbst die härtesten Dinge, die Steine, sind nicht ganz empfindungslos.*)

So schreibt der Italiener allen Dingen Seele, allen Objekten Subjektivität zu. Er kennt keinen Unterschied zwischen sich und dem Objekt,**) keinen Gegensatz zwischen Mensch und Natur,

*) Der Glaube des Volkes an Nixen, Feen, Kobolde u. dgl., die ganze ehrbare Märchenwelt des Volkes ist nicht ein abergläubisches, sondern tiefes Naturgefühl von der Alleinheit und Allgegenwart des Geistes, das darin kindlich ist, dass es den Geist der Natur in der Gestalt und Bestimmtheit der Persönlichkeiten fasst. Note v. F.

**) Gleichwohl sagt Campanella, dass alle Irrthümer davon herrühren, dass wir die Dinge so denken, wie wir sind. Aber wie dies zu verstehen, ergibt sich sogleich aus dem folgenden Beispiel: Ventos nil videre putamus, quoniam oculos non habent, sicut nos. „Wir glauben, die Winde sehen nichts, weil sie nicht Augen haben wie wir." De Sensu rerum et Magia II. c. 21. Note v. F.

zwischen Geist und Materie: er lebt und webt nur im Gedanken der Einheit. Und er bleibt nicht nur bei dem Allgemeinen dieses Gedankens stehen: er führt die Identität des Geistes und der Materie, der Vernunft und Sinnlichkeit, bis ins Spezielle durch.

Es gibt nicht, sagt Campanella, eine vernünftige, eine zürnende und eine begehrende Seele: es gibt nur Eine Seele; die sinnliche Begierde ist nicht unvernünftig oder der Vernunft entgegengesetzt, denn sie hat einen vernünftigen Zweck, die Erzeugung, und wird durch den Anblick der Schönheit erweckt; aber die Wahrnehmung der Schönheit ist eine Sache der Vernunft. Eben so wenig ist der Sinn der Vernunft entgegengesetzt: der Sinn ist vielmehr Weisheit oder ein Funke der göttlichen Weisheit. Nur das sinnliche Wissen ist gewisses, zweifelloses Wissen. Der Sinn braucht keinen Beweis, er ist selbst der Beweis. Der Sinn ist das vorzüglichste Licht, nur er klärt alle Dunkelheiten und Zweifel auf. Niemand fragt, disputirt und räsonnirt jetzt noch darüber, ob es eine neue Welt gibt, nachdem sie von Columbus entdeckt worden.

Der pantheistische Geist der Neueren Zeit.

Der negativ-religiöse Geist, der einen ausser- oder vielmehr gegenweltlichen Gott zu seiner Basis hatte und daher auch ein ausserweltliches, ein betendes und fastendes, sich kasteiendes, von der Wirklichkeit abgezogenes, kloster-geistliches Leben als das gottselige Leben, d. h. als das Muster des wahren Lebens ansah, betrachtete die Welt nur als eine Station auf der Fahrt des Lebens. Wie kann man aber da Städte bauen, den Boden veredeln, Bäume pflanzen, wo man sich nicht zu Hause findet und festen Fuss fassen will? Eine ganz andere Anschauung der Welt, eine andere Bedeutung des Lebens, als es, wenn auch nicht in den Augen, doch im Sinne des negativen Christen hatte, war daher vonnöthen, um alle jene grossen Entdeckungen und Erfindungen der neueren Zeit hervorzubringen. Wie hätte man solche grossen Unternehmungen beginnen, solche rastlose Thätigkeit entwickeln, solche schwere Opfer bringen können, um solch' geringen Preis, als die Welt in jener Anschauung hatte? Und diese neue Bedeutung des Lebens war die Bedeutung desselben als Selbstzweck. Die Welt wurde als göttlich und unendlich, sie wurde nicht mehr als eine transeunte, sondern als eine immanente Wirkung Gottes angeschaut — eine Anschauung, die es nothwendig

mit sich brachte, dass nun auch die *Materie* — als die allgemeine sinnliche Basis der Welt — eine wesentlich von ihrer früheren Stellung verschiedene Bedeutung erhielt. Der Geist des früheren Christenthums war — betrachtet in und nach seinem Wesen — ein *abstrakt* un- und übersinnlicher Geist. Der *metaphysische* Ausdruck dieses Geistes war unter anderem hauptsächlich die Lehre von der Schöpfung der Welt aus *Nichts*. Gott schuf die Welt aus nichts, nicht aus einer vorhandenen Materie, und dieses Nichts war das *Nichts* der *Materie*. Der praktische Nihilismus des materiellen Lebens, der auf mannigfaltige Weise in der Periode des negativen Christenthums zum Vorscheine kommt, war nur ein Ausfluss oder die Verwirklichung jener metaphysischen Ansicht, gleichwie die Metaphysik der Scholastiker mit ihren abgezogenen Universalien aufs Innerste mit jenem abstrakt-unsinnlichen Geiste des Christenthums zusammenhing.

Mit der veränderten Anschauung von der Welt erhob sich daher jetzt auch die Materie wieder aus dem Staube, in dem sie unter den Folianten der Mystiker und Scholastiker des Mittelalters begraben lag; aus dem elenden Knochenskelette, das sie ihnen war und ihnen nur das *Memento mori* vergegenwärtigte, entstand zur Verwunderung und zum Entzücken der Menschheit eine Göttergestalt in Fleisch und Blut, d. h. in bildlosen Ausdrücken: Die Materie wurde in ihrer *Substanzialität* und Realität, sie wurde nicht als von Gott negirt, sondern von ihm bejaht, nicht als von ihm durch seinen grundlosen Willen geschaffen, sondern als in ihm begründet angeschaut. Die grossen Fortschritte der Erfindungen im Gebiete der Mathematik, Physik und Astronomie, die uns sogleich am Eingang der neueren Zeit in Erstaunen setzen, lassen sich nur dadurch genügend erklären, dass man erkennt, wie die Materie und hiemit auch der *Raum*, der die allgemeine Form aller Materialität, und mit der *Zeit* die Basis oder das Medium der Mathematik ist, als ein reales, wesenhaftes Objekt sich im Geiste der Menschheit fixirte, und so der von der Materie abgezogene und abstrahirende, sie nur als Nichtiges setzende Menschengeist, der daher auch in dieser Ein- und Abgezogenheit nicht fähig war, sogenannte *reale* Wissenschaft zu erzeugen, sich mit dem Weltgeiste der schaffenden Naturvernunft, die in Mass, Gewicht und Zahl Alles gesetzt hat, wieder versöhnte, und so eine die Realität selbst bestimmende und umwandelnde Macht wurde. *Δός μοι ποῦ στῶ καὶ κινήσω τὴν γῆν.* Gib mir wo ich stehe, und ich werde

die Erde bewegen, sagte Archimedes. Die Männer, die sich im Mittelalter mit Erfolg auf Chemie und Mechanik legten, wie der englische Mönch Roger Baco, Gerbert, nachheriger Papst Sylvester II., galten wegen der ihre Zeit befremdenden Wirkungen für Zauberer, die mit bösen Geistern im Bünde standen. Dieser böse Geist, diese dem Mittelalter unbekannte, dunkle Macht war aber nichts Anderes als die materielle Macht, die Macht, der Geist der Natur, mit dem sich jetzt wieder der Mensch verbündete, und in dem er das *δός μοι ποῦ ςῶ* des Archimedes und damit das Mittel fand, die Erde, die dem Menschengeiste in früherer Zeit eine unbewegliche, unüberwindliche Masse war, in Bewegung und gleichsam in Fluss zu bringen. Die Entdeckung, dass die Erde um die Sonne kreist, war vor Allem der grosse kühne Schritt, durch den sich der menschliche Geist in Freiheit setzte, die Fesseln seiner bisherigen Denkart und Anschauungsweise der Welt zerbrach, sich mit Adlerflug zur Anschauung der weltbeherrschenden himmlischen Mächte und Gesetze erhob, und dadurch sich die Herrschaft über Erde und Materie überhaupt erwarb.

Es war daher eine nothwendige Folge, dass, wie wir bei Cartesius sehen werden, die mathematische und materielle Anschauung überhaupt in den ersten Jahrhunderten der neueren Zeit bis auf Leibnitz, ja zum Theil noch selbst in diesem, und noch in Kant, die allgemeine, die Geister beherrschende Anschauung wurde; dass ferner Gott nicht mehr als ein fernes, jenseitiges, sondern als ein unmittelbar präsentes Wesen, und der Raum selbst als die unendliche Gegenwart Gottes erfasst wurde. So nennt der berühmte Mathematiker Newton, dessen Erfindungen die allgemeinen wurden, den man für den mathematischen und physikalischen Genius ansah, den Raum das Sensorium Dei, das Wahrnehmungs-Organ Gottes, indem er in seiner Optik, Quaest. 26 sagt: dass das allgegenwärtige Wesen in spatio infinito, tanquam sensorio suo, res ipsas intime cernat, totasque intra se praesens praesenter complectatur, — dass also „das allgegenwärtige Wesen im unendlichen Raume, gleichsam seinem Wahrnehmungs-Organe, die Dinge selbst innerlich anschaut und als gegenwärtiges sie in sich erfasst" — eine Behauptung, die Leibnitz dann anfocht und darüber mit dem Engländer Clarke, einem Freunde und Anhänger Newton's, der den unendlichen Raum eine propriété de Dieu nennt, in Streit gerieth. Das Wort Sensorium ist, so viel als das griechische *αἰσθητήριον*, das Organon sensationis. So beherrschte

auch den englischen, mehr mystischen als philosophischen Metaphysiker, den Henricus Morus, der Begriff der Ausdehnung als eine absolute Macht. Er unterscheidet sie zwar scharf von der Materie als ein unterschiedenes Wesen, aber die Ausdehnung ist doch der abstrakteste, übersinnlichste Begriff der Materie, sie ist die letzte, dem Geiste nächste Form, oder Attribut der Materie; daher sie auch für Cartesius, wie wir später sehen werden, die letzte Eigenschaft ist, von der wir nicht mehr abstrahiren können, ohne die Materie aus dem Gesichte zu verlieren, und desshalb von ihm zur einzigen, wesentlichen Bestimmung der Materie gemacht wird. Von dieser Ausdehnung sagt nun Morus: Extensum illud immobile, quod demonstratum est a materie mobili distinctum, non est Imaginarium quiddam, sed Reale saltem, si non Divinum. „Jenes unbewegliche Ausgedehnte, von dem gezeigt wurde, dass es von der beweglichen Materie verschieden sei, ist nichts Imaginäres, sondern mindestens Real, wo nicht Göttlich". Ja diese Ausdehnung hat so seinen Geist fascinirt, dass er selbst sagt: Jeder Geist ist ausgedehnt, unter welcher Ausdehnung er natürlich nicht eine sinnliche, theilbare, bestimmte Ausdehnung, d. i. Grösse verstand. Aber diese Ausdehnung ist doch nichts anderes als die Materie, wie sie zwar nicht in Fleisch und Blut, aber als ein Gespenst im Kopfe des englischen Metaphysikers herumspukt. So ist es der Hauptpunkt in der Baconischen Restauration der Wissenschaft, die er lediglich von der wahren, auf Erfahrung gegründeten Naturphilosophie abhängig macht, dass man nicht abstrakte, übersinnliche, sondern selbst materielle Prinzipien zum Prinzip der Natur nehmen muss. Daher er auch den Prinzipien der Atomisten, die untheilbare Körperchen von bestimmter Grösse und Gestalt bei ihrer Anschauung zu Grunde legen, den Vorzug vor den Aristotelischen gab, was dieser in die Materie versenkte, die Dinge in ihrer konkreten materiellen Einheit zu erfassen bestrebte Geist dadurch besonders zeigt, dass er die Materie des Aristoteles, als eine Materie ohne Form und Bewegung, für eine Fiktion erklärt, und dazu geltend macht, dass man die ursprüngliche Materie mit der Form und Bewegung in ursprünglicher Einheit denken müsse, sie wohl unterscheiden aber nicht trennen dürfe. Bacon setzte daher auch die allgemeinen Gesetze und Formen, nicht das Besondere, als das wesentliche Objekt der Naturphilosophie, aber solche Formen, die wesentlich materiell-bestimmt sind. So war es auch im innersten Zusammenhange mit diesem Geiste,

wenn Bacon und Andere der Wissenschaft wesentlich materielle Zwecke als eine nothwendige Aufgabe stellen wollten.

„Der wahre und vernünftige Zweck der Wissenschaft ist, dem menschlichen Leben Nutzen zu bringen, es mit neuen Erfindungen und Schätzen zu bereichern. Ihr Zweck ist daher nicht etwa Befriedigung der Neugierde oder Amusement, oder Ruhm und Talent, oder die Fertigkeit gut parliren und disputiren zu können, oder Geld und Brod uns zu verschaffen. Die Wissenschaft soll nicht sein ein Ruhebett für den von Neugierde beunruhigten Geist, oder ein Spaziergang zum Vergnügen, oder ein hoher Thurm, von dem man verächtlich herabblickt, oder eine Burg und Schanzwehr für Wortstreit und Hader, oder eine Werkstätte für die Gewinnsucht und den Wucher; sondern ein reicher Waarenbehälter, eine Schatzkammer, zur Ehre des Werkmeisters aller Dinge, und zum Nutzen der Menschheit. Der Zweck der Wissenschaft ist daher die Vereinigung der beschaulich spekulativen Thätigkeit mit der praktischen, eine Verbindung, die der Konjunktion der beiden höchsten Planeten gleicht, des Saturnus, des Fürsten oder Prinzips der ruhigen Beschauung, und des Jupiter, des Fürsten des thätigen Lebens. Die Naturwissenschaften haben daher keinen anderen Zweck, als die Macht und Herrschaft des Menschen über die Natur zu erweitern und fester zu gründen. Denn die Herrschaft des Menschen über die Natur besteht nur in der Wissenschaft."

Spinoza: Gott als Naturseele.

Spinoza erkannte Gott in Bestimmungen der Natur, oder den Geist in der Form der Natur. Das lautet paradox: Der Geist in der Form der Natur! Wie kann der Geist, der Geist in der Form der Natur sein? Was soll das bedeuten; heisst das nicht eben so viel, als eine Pflanze in Form des Wassers, oder Licht in Form der Finsterniss? Kann man so Entgegengesetztes zusammenreimen? Milder wird es schon erscheinen, wenn ich sage: Gott oder Geist in der Form der Seele, oder als Seele. Die Natur in ihrer Wahrheit, d. h. in der Vernunft geschaut, oder die Natur, wie sie Gegenstand nur der Vernunft ist, ist nichts als durchaus lautere Seele. Die Natur ist der Geist überhaupt als Seele, oder in der Form der Seele. Der Mensch unterscheidet sich nur durch sein Bewusstsein als persönlicher von der Natur. Seine Seele ist nicht unterschieden als Seele von der Natur, wie wir denn täglich

im Schlafe aus dem Bewusstsein in die blosse Seele zurückkehren. Dass allerdings die Seele der Menschheit, inwiefern sie Seele eines bewussten Geistes ist, also auch im Schlafe noch durch bewusstes Denken bestimmt ist, und insofern wohl unterschieden ist von der Natur, ist nur zu erwähnen, gehört aber weiter nicht hieher. Was ist aber die Seele? Die Substanz ihres Körpers, das Wesen des Körpers, in dem alle seine Theile nicht getrennt, unterschieden, nicht selbständig sind, wie das Auge, die Eva des Geistes uns dies zu glauben verführt, sondern alle zugleich beisammen ein göttliches Leben sind; in der die Theile als besondere, selbständige aufgehoben, verschwunden sind. Der Körper stirbt daher nur desswegen, weil er eine Seele hat, seine Substanz die Seele ist, d. h. weil er an sich, dem Wesen nach, schon vor dem sinnlichen Tode gestorben, idealiter, geistig auf unsichtbare Weise vergangen ist, mit andern Worten, weil in der Seele das, was man eigentlich Materie, Körper nennt, Theilbarkeit, selbständige Trennung der Theile, das Aussereinandersein, aufgegeben ist. Was ist nun aber die Pflanze? Ist das etwa ein materielles, todtes Ding? Sie ist lauter Leben! Was ist sie? Substanz. Die materiellen, sinnlichen, unterschiedenen Theile sind nur Ein Sein, Ein Leben, machen zumal, zusammen, nur Ein Wesen aus. Ganz ist die Pflanze Leben, ganz Wesen, ganz Seele, nicht hie oder da. Und die Substanz dieser Theile, dieser sichtbaren Materie ist eben das, was sie zum innigen Leben, zur Pflanze macht, ist die Natur der Pflanze, ist ihre Seele. Das Wesen der Pflanze ist Pflanze zu sein, ihrer Substanz nach sind die Theile nicht ausser einander, nicht materiell; diese Substanz aber ist eben die Seele, die Pflanze ist Seele. Die Seele ist aber auch Geist, nur noch der einfache, der nicht im Wissen und Bewusstsein getrennte und unterschiedene, der noch nicht sich selbst Gegenstand seiende, sich ausser der Materie setzende Geist; sie ist selbst nichts als lautere, reine, geistige Natur.

So ist, im Sinne Spinoza's, Gott selbst lautere Wesenseinheit, reine Natur, nichts als Seele.

Spinoza der Vater des Sensualismus.

So entgegengesetzt auch der praktische, die Spekulation verschmähende Realismus in den Systemen des sog. Sensualismus und Materialismus der Engländer und Franzosen dem Geiste des ganzen Spinoza ist, so haben sie doch ihren letzten Grund in

jener Anschauung von der Materie, die Spinoza als Metaphysiker in dem berüchtigten Satze aussprach: Die Materie ist ein Attribut Gottes. Es war nothwendig, dass in dem Charakter der Engländer und Franzosen, ohne dass sie selbst sich natürlich dieses Grundes bewusst waren, jene metaphysische Bedeutung der Materie sinnliche Bedeutung und Gestalt annahm, dass die Materie für sich selbst, nicht als Attribut Gottes, sondern als selbständiges Subjekt das oberste und wesenhafteste Objekt und Prinzip ihres Denkens und Lebens wurde; es war eine nothwendige und insofern nicht zu beklagende Folge, dass die Materie, und zwar nicht blos in abstracto, wie z. B. durch Hobbes bei den Engländern, sondern in concreto die sinnliche Materie zum Kriterium der Wirklichkeit selbst erhoben wurde; dass nur, was materiell, was sinnlich und sinnfällig, für wahr und wirklich, was nicht materiell, für unwirklich galt. Der oberflächliche, alle Metaphysik und Spekulation verlachende Verstand eines Voltaire, der übrigens seine grossen Verdienste hat, sammt dem grossen Beifall und Anhang, den er in ganz Europa fand, war hiervon ein unausbleibliches Phänomen; denn wenn das Sinnliche als solches, folglich das Handgreifliche, das Augenscheinliche, zum Kriterium der Realität erhoben wird, was hat das tiefere Denken noch für eine Bedeutung?

Voltaire machte sich lustig über den Pantheismus des Spinoza als eines metaphysischen Träumers. Er sah nicht ein — und Keiner sieht es ein, wenn er nicht die Erscheinungen in ihrem grossen Zusammenhang betrachtet — dass er eigentlich nur ein Kind des Spinoza, oder wenigstens des Geistes, der sich in einem Spinoza ein reelleres Dasein gab als in ihm, und zwar ein recht loses, ungezogenes, ausgelassenes Kind war, das sich desswegen selbständig dünkt, weil es zu kurzsichtig ist, um seinen Vater zu erkennen. Ja, es fragt sich, ob wir ihm die Ehre der Kindschaft lassen können, wenn wir näher auf seine und seines Gleichen Abstammung eingehen.

Die Materie war die Mutter des Spinoza, den sie nach der Vereinigung mit dem denkenden Geiste aus ihrem geheimnissvollen Schoosse gebar; denn die Materie ist mit dem Denken nur Attribut der Substanz. Aber Voltaire hatte nur die Mutter mit dem Spinoza gemein; er war eine Frucht der Lust. Der Vater war nicht der wahre, rechtmässige Vater, sondern der gemeine Menschenverstand. Die Materie, die bei Spinoza die Frucht des tiefsten Denkens war, die er daher auch nur als eine Species fasste, und auf eine höhere

Gattung reduzirte, wurde bei Voltaire und den französischen Materialisten in dem Masse Gegenstand ihrer Anschauung, dass sie sich ganz und gar in sie vergafften, sie für ein Wesen hielten, das gar nicht im Verhältnisse der Art zu einem höheren Gattungs-Begriffe stände.

Schelling und die „intellektuelle Anschauung".

Schelling forderte als Bedingung seiner Philosophie eine unmittelbare Naturgabe, den Sinn, die intellektuelle Anschauung; wer das Absolute nicht erblickt, nicht sieht, dem kann ich nicht helfen, der mag sich weiter begeben! Das war hart. Aber man konnte sich darüber noch beruhigen und trösten; fehlt es mir am Sinn: nun gut, so kann ich nichts dafür. Alle Menschen können nicht Neujahrsnachtkinder sein. Ist die Philosophie ein Geschenk des Glückes, der Philosoph ein Philosoph von Gottes Gnaden, so wird sie ohne eigenes Verdienst und Arbeit erworben, aber auch ohne besondere Gemüthsschmerzen entbehrt. Sie ist ein individuelles Gut. Aber die Forderung des Denkens stösst den Menschen aus dem Paradiese oder der Einfalt, oder wenn man lieber will, dem vornehmthuenden Dünkel der intellektuellen Anschauung, wo man dem absoluten Wesen vertraulich in die Augen guckt wie einem seines Gleichen, in eine Welt unendlicher Noth, aber auch unendlicher Kraft und Thätigkeit, verweist den Menschen auf sich selbst. Sie ist die Forderung des konsequenten, mit eiserner Strenge durchgeführt und geltend gemachten Idealismus, des Inhaltes, dass die Wahrheit dem Geist kein Unmittelbares, kein Positives, Gegebenes, sondern nur durch Selbstthätigkeit Vermitteltes und Hervorgebrachtes ist. Schelling erhob sich auf den Pfauenaugen der ästhetischen Anschauung empor zu dem Gipfel der Philosophie und des Ruhmes. Schön ist seine Darstellung, schön wie eine Braut, die eben zum Altare geführt wird; Anschauung die subjektive Bedingung der Philosophie; Aesthetik, als der höchste Gipfel der Philosophie, die absolute Thätigkeit — die Synthesis der bewussten und bewusstlosen Intelligenz. So sehr die Forderung der intellektuellen Anschauung bei Vielen Anstoss erregte, so lag sie doch wie die Bedeutung, die dem Aesthetischen gegeben wurde, ganz im Sinne der Zeit. Jakobi schon macht das Gefühl, die unmittelbare Ueberzeugung, den Sinn, mit anderen Worten die intellektuelle Anschauung, zum Organ des Absoluten. Kant schob allen Inhalt, alles Positive der Anschauung in den Sack, und er-

klärte das Denken, im Widerspruche mit seiner Erkenntniss der Kategorien als immanenter Bestimmungen, für leer, als könnte das Denken denken, wenn es nicht sich selbst bestimmende und erfüllende Kraft wäre, als könnte eine leere Kraft wirken, thätige Kraft sein. Selbst der entschieden idealistische Denker Fichte macht die intellektuelle Anschauung zur subjektiven Bedingung, wenigstens des Anfanges seiner Philosophie. So arbeiteten die Philosophen den Poeten alle Realität in die Hände. Die Zeit, wo der denkende Geist selbst von sich alle Realität in die Anschauung verwies, war es daher, wo sich alle Kraft der ganzen Menschheit in die Poesie versenkte und konzentriren konnte und in ihr Heil und Ruhe fand. Nur diese Zeit konnte einen Göthe und Schiller hervorbringen. Die Kunst war das Etre suprême. Schiller stellte die ästhetische Bildung als die wahre Bildung hin. Im Zusammenhang mit dieser Zeit ist die Bedeutung zu erkennen, die Schelling in der Philosophie der Kunst gibt, der leichte Eingang zu Beifall und Ruhm, die Schelling bei den jungen Geistern so schnell fand. Was Wunder, wenn das ästhetische Gefühl, die Anschauung, das Prädominirende wurde, das Interesse am Gedanken, der Sinn für das ernste Denken zurückstand. Hegel trat darum in absoluten Gegensatz mit seiner Zeit mit dem kategorischen Imperative: Denkt! nur im Denken ist die Wahrheit in ihrer wahren Gestalt zu finden! Die Forderung zu denken war den Leuten ein wahres Memento mori. Sie erschraken und entsetzten sich vor ihm, als wäre er der Sensenmann. Selbst jetzt haben sie sich noch nicht erholt; als ein Knochengerippe schwebt der „Begriff“ noch immer vor ihrer Phantasie. Sie haben keine anderen Namen für ihn, als: todt, dürr, abstrakt, scholastisch. Worte, die trivial und nichtssagend sind in Bezug auf die Philosophie; denn jede Philosophie, die auftritt, muss neue Begriffe unterscheiden, die zunächst als scholastische Distinktionen erscheinen; jede neue Philosophie, abgesehen davon, dass die Philosophie an und für sich insofern abstrakt ist, als die Abstraktion ein unerlässliches Moment der Erkenntniss bildet, ist abstrakt, denn sie geht über das hinaus, was bereits bekannt, ausgemacht, in die Anschauung übergegangen ist. Mundus vult decipi. Die Welt wird nur durch den Schein für das Wesen einer Sache gewonnen. Aber so einfach, schlicht und anspruchslos Hegel im Leben war, so resignirt war er auch als Schriftsteller. Es ist ihm um nichts, als um die Sache zu thun. Seine Sprache ist die Sprache der Wahrheit und Nothwendigkeit; sie ist nicht reizend

und lockend, aber voll Energie; nicht milde und weich, wie Speckstein, sondern hart, granitkörnig.

Die Kanzel-Moralisten.

Die Moralisten auf der Kanzel gleichen den Rhetoren der Alten, die hauptsächlich nach dem Untergange der ächten Redekunst erdichtete Fälle, willkürlich ersonnene Verhältnisse, oder auch längst vergangene Ereignisse so behandelten, als wären sie Ereignisse ihrer Zeit und ihrer nächsten Umgebung. Es lässt sich leicht vorstellen, wie unappetitlich, wie eindrucks- und bedeutungslos diese Reden über fingirte Fälle waren, zumal wie hohl deklamatorisch diese Versetzung einer Vergangenheit in die Gegenwart, dieser blinde Feuerlärm über einen längst verwesten Philipp oder Catilina, diese Vorstellung von fürchterlichem Unheile und Gefahren, welche jedoch weiter nichts in Bewegung setzen als die beiden Lungenflügel und den Unter- und Oberkiefer des muthigen Rhetors. Nichts anderes und nichts besseres thut der moralisirende Redner auf der Kanzel. Gewaltig drängt sich aus seinem Munde der Strom seiner Rede hervor; alle Springbrunnen, Wasserleitungen, Kanäle und Schleussen werden wie Gefangene in Freiheit gesetzt; es blitzt und donnert; er droht und beschwört; er klagt und frohlockt; er schildert und verheisst; er demonstrirt und deklamirt, aber worüber? Ueber ganz unschuldige, unschädliche Dinge, die im friedlichen Gehege leerer Abstraktion ihr stilles Schattenleben führen und mit ihrer Gegenwart so wenig je die Welt inkommodiren werden, als ein Catilina im zweiten Jahrhunderte nach Chr. Geburt den römischen Staat, so gefährlich auch ein müssiger Thor ihn schildert; über zwar gedachte, aber sofern sie aller Existenz ermangeln, nur erdachte Dinge, über ein Gesetz und eine Pflicht, die nie wirklich sind, nie wirklich werden, und eigentlich auch, wenn man so recht darauf eingeht, nie wirklich werden sollen. Denn sollte sich einmal der unglückliche Fall ereignen, dass Pflicht und Gesetz von einem Individuum vollkommen erschöpfend, ganz und rein erfüllt würden, so wäre ja damit das S o l l e n, die wesentliche Bestimmung der Pflicht, a u f g e h o b e n; die erfüllte Pflicht ist keine Pflicht mehr; in seiner Erfüllung hat das Gesetz sein Ende. Der Moralist predigt also nicht über etwas Wirkliches, über Etwas, was ist und besteht, über ein daseiendes Reich Gottes, über einen sichtbar gewordenen, im Fleische erschienenen Sohn Gottes, eine vorhandene, festgesetzte

und bestimmte himmlische Welt, nicht über etwas Gegenwärtiges; denn entweder rhetorisirt er über den demoralisirten Zustand seiner Gemeinde, oder der ganzen Zeit, über die Verletzung und Uebertretung, also über das Nichtdasein des Pflichtgesetzes in den Gesinnungen und Handlungen der Menschen, oder über Etwas, was noch nicht ist, über etwas Zukünftiges, das erst werden und geschehen soll und immer werden soll, aber nicht ist, über die Pflicht und deren Erfüllung. Wahrlich ein possirlicher Aufenthalt und Standpunkt auf einem reinen Nichtsein und einem Nochnichtsein! Zwar greift der Moralist auch in die blaue Zukunft hinein, er antizipirt den Fall, dass die Pflicht erfüllt werde, denn sie könne und müsse erfüllt werden, weil sie es solle; und dass auch dann, wenn sie erfüllt worden, auf das Bewusstsein des Verdienstes, die Pflicht mit Selbstaufopferung und arbeitsvoller Thätigkeit gethan zu haben, Ruhe, Befriedigung und Seligkeit so gewiss erfolgen werden, als die Wetterprophezeiungen des Kalenders eintreffen. Doch mit dieser Pflichterfüllung ist's nicht Ernst; das ist nur so hingesagt, ohne selbst vom Moralisten, wenn er sich auf's Gewissen fragt, geglaubt zu werden; sie ist eine von den vielen Möglichkeiten, mit welchen sich der Moralist zwar viel herumtreibt, welche aber so wenig zur Existenz gelangen, als die vielen als möglich angenommenen und vorgeschlagenen Mittel und Wege, in den Mond hinauf- oder in die Erde hinabzusteigen. Er muss daher einen anderen Weg einschlagen, um seinen Jüngern für das gespenstische Schweben von einem Nichtsein zu einem Nochnichtsein den Besitz von Etwas zu verschaffen, was so ziemlich die Art, den Schein und die Materie von einem Wirklichen hat; der grossmüthige Moralist erlässt daher seinen Zuhörern, das unauflösliche Problem einer Pflichterfüllung aufzulösen; man braucht nicht nach dem zwar ausgesprochenen, aber nicht so gemeinten Comment das ganze Massglas auszuleeren; der humane Kanzelpräses ist schon zufrieden gestellt, wenn man nur so viel daran genippt und geleckt hat, als in Kräften stand. S t r e b e t nur redlich, gewissenhaft und ernstlich nach der Pflicht; euer S t r e b e n ist schon genug, sowohl für die Pflicht, als auch für euch, für euer Wohl und Heil; in euerem S t r e b e n habt ihr eine reichliche Schuldentilgungskasse für den strengen Gläubiger, das G e s e t z, und zugleich ist es für euch mit dem honigsüssen Bewusstsein verknüpft, gethan zu haben und zu thun, soviel als ihr konntet und könnt, und in diesem Bewusstsein ist wieder Ruhe und Befriedigung, mit diesen wieder Seligkeit euer Theil.

III. Periode.

Von 1840 — 1850.

Die eigene Philosophie Feuerbachs im spekulativen Gewande. Das „Wesen des Christenthums“, die „Thesen“, die „Grundsätze“, das „Wesen der Religion“. Klärung in den Heidelberger „Vorlesungen“.

Fast Alles, was sich aus dieser Periode zur Biographie beibringen lässt, geht aus den folgenden Mittheilungen von selbst hervor.

Feuerbach arbeitete in stiller Zurückgezogenheit, wanderte viel in seinem Paradiese umher, auch bisweilen über dessen Gränzen hinaus, an den Rhein, nach Freiburg zu Anselm — stets in Begleitung seines getreuen Steinhammers. Neben der Botanik trieb er eifrig Geognosie und Mineralogie, legte sich eine hübsche Mineraliensammlung an, in welcher zahlreiche Versteinerungen aus den Solnhofer Steinbrüchen und manche Krystalle figuriren.

Im Jahre 1844 wurde der Himmel durch die Krankheit und den Tod seines Töchterchens Mathilde getrübt — ein Verlust, der ihn tief erschütterte.

Für seine Philosophie war die Zeit der Thesis und der Thesen gekommen, die er auch richtig an den Thüren der Universitäten und Akademieen anschlug. Am 4. Jan. 1841 trug er O. Wigand das „Wesen des Christenthums“ an: das Werk sollte zuerst anonym und unter ganz anderm Titel erscheinen. — Am Schlusse des Jahres, als sein erstes Hauptwerk bereits das Licht erblickt hatte, muthete man ihm die Autorschaft der „Posaune des jüngsten Gerichts über Hegel“ zu. Dagegen remonstrirte F. in der Augsb. Allg. Zeit.: Die Posaune sei für, er aber gegen Hegel! In dem

Begleitschreiben an die Redaktion der A. A. Z. heisst es: „Ich sehe der Aufnahme dieses „Wunsches“ in Ihrer Zeitung um so zuversichtlicher entgegen, als schon mehrmals in derselben (so namentlich in einem Artikel aus Berlin) mein Name auf die schnödeste, böswilligste Weise verunglimpft wurde“.

Das Jahr 1848 lockte Feuerbach aus seinem Verstecke hervor; wir sehen ihn in Leipzig, Frankfurt, Heidelberg. Die Studenten schrieen allenthalben nach den Geächteten, der Drang nach Einheit und Freiheit war mit dem Durste nach Wissenschaft gepaart. Die Regierungen zauderten, sie zauderten glücklich — die Reaktion herbei. Feuerbach zimmerte sich für kurze Zeit sein freies Katheder in Heidelberg und — zog sich deprimirt wieder in sein Asyl nach Bruckberg zurück.

Die Bewegung der Geister im sog. tollen Jahre kam zu einem nicht geringen Theile auf seine Rechnung, auf Rechnung wenigstens seiner damals populären Schriften. In den Kreisen der strebenden Gebildeten, auch bei zahlreichen Frauen und Mädchen, hatte Feuerbach einen idealen Radikalismus entzündet, der unbedingt bis zur Republik ging, sich aber auch vielfach, gestützt auf sein „Ich und Du“, auf seinen dem „Egoismus“ entgegengesetzten „Kommunismus“, auf das soziale Gebiet erstreckte und hochfliegende theoretische Ansprüche steigen liess. Die 40er Jahre waren eben in Deutschland eine Periode intensivster Begeisterung, eines lauteren, desshalb rücksichtslosen Enthusiasmus. Frankreich läutete zwar im Februar 1848 die Sturmglocken; aber das Signal will nicht mit der Vorbereitung und den wahren Motiven verwechselt werden.

Indessen Feuerbach wie die ganze Bewegung waren Theoretiker; die Gegner brutal praktisch. Feuerbach hielt sich für revolutionär — und auf dem Felde des Denkens war er es auch — und sein ganzes Wesen ging doch nur auf Evolution. Er philosophirte über die handelnden Personen und fand sie meist unter seinem Masse. In Gedanken schob er die Revolution auf spätere Zeiten hinaus, d. h. er gab sie auf.

Feuerbachs „Betheiligung“ an der Bewegung von 1848 war, wie schon gesagt, eine rein theoretische, anschauende und anhörende; aber sie war, wie Alles, was er that, warm und innig. Der Zweifel, ob der Philosoph jemals ins politische Leben hätte aktiv und mit Erfolg eingreifen können, bleibt angesichts der Aktenstücke sicherlich erlaubt. Die Folgen des Rückschlags hat er dafür passiv mit uns Allen um so nachdrücklicher empfunden

und erduldet. Darnach mag man auch die Stelle im „Vorwort“ zu den Heidelberger Vorlesungen*) beurtheilen, welche so zu sagen sein Schlusswort über die bereits gänzlich erstickte Aufwallung enthält.

„Ein bekannter Franzose hat unlängst die Frage an mich gestellt, warum denn ich mich nicht an der revolutionären Bewegung von 1848 betheiligt hätte? Ich antwortete: Hr. Taillandier! wenn wieder eine Revolution ausbricht, und ich an ihr thätigen Antheil nehme, dann können Sie zum Entsetzen Ihrer gottesgläubigen Seele gewiss sein, dass diese Revolution eine siegreiche, dass der jüngste Tag der Monarchie und Hierarchie gekommen ist. Leider werde ich diese Revolution nicht erleben“...„Nach meiner Lehre... sind Raum und Zeit die Grundbedingungen alles Seins und Wesens, alles Denkens und Handelns, alles Gedeihens und Gelingens. Nicht weil es dem Parlament an Gottesglauben fehlte, wie man lächerlicher Weise in der baierischen Reichsrathskammer behauptet hat — die Meisten waren Gottesgläubige, und der liebe Gott richtet sich auch nach der Majorität — sondern weil es keinen Orts- und Zeitsinn hatte, desswegen nahm es ein so schmähliches, so resultatloses Ende“.

*) VIII. S. VII. (1. Januar 1851).

Briefe.

Ruge an Feuerbach.

Halle, den 17. Juli 1840.

Mein theurer Freund! Wie selten lassen Sie von sich hören, und wie nothwendig ist Ihr Sukkurs in dieser Kriegszeit! Ich kann noch immer nicht davon lassen, dass Sie nicht das verstockte Muckernest, das Erlangen, ordentlich ausklopfen sollten. Es ist gar nicht nöthig, dass jedes Pferd einzeln zur Parade geritten wird, wie verdienten sie das auch wohl! Aber es ist wichtig, den ganzen Zug, den diese Anstalt hat und schon so lange hat, recht an die Luft zu setzen und wenn nicht ihr selbst, doch anderen Leuten zur Kritik zu verhelfen. Schreiben Sie die ganze Geschichte ins Wastebook, wie neulich mit Königsberg auch geschah. Mögen dann dergleichen Eulennester gegen die ausführlichen Darstellungen anderer Universitäten selbst ein Gegengewicht suchen, wenn sie können.

Hoffentlich sind Sie bald mit Ihrem Buche fertig, um öfter Theil nehmen zu können. Jedes Blatt von Ihnen ist mir sehr werth, auch dem Publikum, und es liegt gar sehr daran, dass Sie Sich womöglich immer unterschreiben, um durch Ihren Namen das Blatt zu ehren und zu heben.

Ueber Erlangen können Sie ja durch Leutbecher und Ihren Bruder alles Mögliche extrahiren. Ihr letzter Brief macht mir Hoffnung, indem ich ihn wiederlese und die Worte finde: „Allerdings verdiente das Sodom den Feuerregen des Wahrheitszornes“.

Die Philosophie ist jetzt völlig in der Opposition, d. h. an ihrem Platze. Lassen Sie bald Nachricht kommen.

Ihr Ruge.

Derselbe an denselben.

Halle, den 14. Oktober 1840.

Lieber Freund! Mit genauester Befolgung Ihrer Vorschrift ist Ihr Aufsatz über Lützelberger aufgenommen worden.

Ich wünschte nur, dass Sie recht bald wieder etwas einschicken, wo möglich nicht anonym. Ihr Name hat einen guten Klang und ist eine Drommete aus Jericho. Man respektirt ihn nicht wenig und Viele lesen das 2—3 mal, was Sie unterschrieben haben, bloss weil sie einmal wissen, dass etwas Werthvolles dahintersteckt, wenn sie Ihren Namen sehen. Kundige kennen Sie gleich, denn Sie sind sehr eigenthümlich und von so ganz besonderer Anregung, dass es Jeder fühlt, der einen Sinn und Geschmack für Geist und Gedanken hat.

Bayrhoffer ermahnt mich, die grossen Männer nicht zu kritisiren, als da sind Hegel und Göthe, als wenn diese nicht grösser würden, wenn man ihnen ihre Maske abzieht und auf den wahren Grund geht, das freie Auge und die freie Seele. Aber Sie haben Recht, jeder Orthodoxismus ist die inkurable Natur eines servum pecus.

Schreiben Sie bald wieder ein Stückchen Feuerbach zum Fegefeuer des Phlegma's unserer Zeit. Von ganzem Herzen der Ihrige

A. Ruge.

Reiff hat Sie gebeten, sein Buch „Anfang der Philosophie“ zu kritisiren. Sie werden es doch thun?

Feuerbach an O. Wigand.

Bruckberg, bei Ansbach, den 4. Jan. 1841.

(„Wesen des Christenthums“.)

Euer Wohlgeboren! ... Erstens wünsche ich mich nicht als den Verfasser zu nennen, keineswegs aus politischen, sondern subjektiven Gründen. Ich glaube keineswegs die Anonymität im Widerspruche mit Ihrem eigenen Interesse. Die Anonymität übt einen mächtigen Reiz aus, zumal wenn sie, wie in diesem Falle, zu dem Inhalte passt. Jeder Name hat seine Feinde, die Namenlosigkeit nicht. Nur an sich gleichgiltige Schriften müssen durch den Namen gehoben werden. Anonyme Schriften aber bedürfen nichts als einen pikanten Titel. Auf den Fall der Anonymität berechnet ist der Titel: *Γνῶθι σαυτόν* oder das Geheimniss der Religion und die Illusionen der Theologie. Uebrigens

bestehe ich nicht unabänderlich auf der Anonymität. Aber im anderen Falle muss ein anderer Titel gewählt werden, etwa: Analysis der Geheimnisse der christlichen Dogmatik, oder: Religionsphilosophie vom Standpunkte eines spekulativen Rationalismus, oder: im Sinne der genetisch-kritischen Philosophie ... Euer Wohlgeboren ergebenster L. Feuerbach.

Ruge an Feuerbach.

Halle, den 11. Februar 1841.

Lieber Freund! Sie wissen es selbst am Besten, wie wenig ich mit meinen Briefen bei Ihnen ausrichte. Dennoch werde ich nicht müde, Gutes zu thun und mitzutheilen, aufzufordern und zu suppliziren. Diesmal gelingt es mir aber vielleicht dennoch. Schelling ist nach Berlin berufen: Schelling nach Hegel! Ich kenne nun Ihre Auffassung des neuen oder vielmehr des verschimmelten Propheten; es wäre daher von der grössten Wichtigkeit, wenn Sie Sich jetzt zu seiner Charakteristik entschlössen. Kapp kann es nicht, der ist zu nichts zu brauchen, er hat keine Form, keinen Takt und keine Sicherheit. Ich weiss, dass Sie eine gewisse Praxis lieben und mache Sie daher aufmerksam auf diese Gelegenheit. Wie pikant ist das Verhältniss und wie unverantwortlich wäre es, wenn man diese Herausforderung der Reaktion nicht mit Bomben und Kartätschen begrüsste. Wollen Sie, so schreiben Sie mir und ich will daraus sehen, dass ich noch gut bei Ihnen angeschrieben bin. Wollen oder können Sie nicht, so lassen Sie mich's auch bald wissen, dass ich dann aus dem Schiffbruche meiner Hoffnung doch noch rette, was zu retten ist. Aber welch' ein Glück, dass die Sache sich so lange verzögert hat, bis das Unglaubliche wirklich geworden ist.

Damals als das Pferd Gabler gerufen wurde, waren Steffens und der damalige Kronprinz, sein Freund und Bruder in Christo, schon für Schelling, den Abtrünnigen. Das hintertrieben die Althegelianer beim König um, Gott lohn' es ihnen! das arme Schulmeisterlein Gabler auf den Thron zu setzen. Die Folge ist, dass Steffens und der König nun doch noch thun, was Steffens und der Kronprinz nicht konnten, und was leider durch Gabler nicht überflüssig geworden ist. Denn, dürfen sie sagen, der Hegelsche Lehrstuhl ist dadurch nicht besetzt worden, dass der allerblamabelste Schüler darauf sitzt. Ganz der Ihrige A. Ruge.

Derselbe an denselben.

Dresden, den 10. Oktober 1841.

Lieber Freund! .... Schliesslich noch eine Frage. Sie erinnern sich, dass ich Ihnen vor Jahr und Tag von dem Plane, hier eine Universität zu errichten schrieb. Natürlich ist die Geschichte, da die Herrn keine Courage und keine Selbständigkeit haben wollen, im Gesammtministerium durchgefallen. Einige nicht unbedeutende Freunde hat sie sich indessen erworben, und da sie hier den nordamerikanischen Grundsatz haben, Alles werden zu lassen, was wird, so wäre es jetzt immer noch möglich, diese Sache aus dem Embryo zur Geburt zu treiben. Nothwendig dazu wäre — dass sich die ganze Ultraphilosophie hieher übersiedelte und dann ohne Weiteres Vorlesungen ankündigte und hielte. Sie müssen nicht denken, dass hier keine Zuhörer zu haben wären, es wird hier fortdauernd von Laien — wie Chalybaeus einer war — gelesen, und vor grossen Auditorien. Mit diesem Pöbel der Wissenschaft — denn das ist er — könnte man anfangen. Im nächsten Semester würde schon eine Anzahl Studenten und Kandidaten zuströmen.

Ich denke, dass es möglich ist, Strauss für den Plan zu gewinnen, und möchte nun wissen, ob Sie im Stande und geneigt wären, hieher auszuwandern, um auf gut Nordamerikanisch und Demokratisch eine Universität nach neuem Schnitte gründen zu helfen — ein Schrecken der Pharisäer und eine Hoffnung der freien Heiden. Ich halte Ihre Verhältnisse für so günstig, dass Sie so etwas unternehmen könnten, wobei Sie nur wissen müssen, dass es hier keineswegs theuer zu leben ist, um keinen Groschen theurer als in Halle, dem Drecknest. Wenn Sie nur irgend Sinn und Geschmack für das Projekt haben, so will ich alle Materialien und Vorbereitungen zusammensuchen und zu Ihnen kommen, da natürlich die Sache schriftlich nicht sogleich abzumachen geht, und viele Wenn und Aber erledigt sein müssten, ehe man sich definitiv entschliessen kann. Schreiben Sie mir also nur im Allgemeinen, ob Sie sich interessiren, dann will ich weiter prozediren. Mit bestem Grusse Ihr A. Ruge.

Derselbe an denselben.

Dresden, den 26. Oktober 1841.

Mit grosser Spannung, lieber Freund, hab' ich Ihren Brief gelesen; denn es kam mir ungemein viel darauf an. Ich freue

mich nun herzlich über das, was Sie im Allgemeinen herauslassen und sehe, wenn auch nicht gleich die Wahrscheinlichkeit, doch die Möglichkeit, Sie hieherzubringen. Dies wäre aber mündlich zu verhandeln und es muss noch dies oder jenes vorhergehen, ehe die Sache sich macht. Sie wissen aus den Jahrbüchern, dass Bruno Bauer wahrscheinlich förmlich von der Bonner Universität entfernt werden wird. Daran könnte sich manches anknüpfen; ich rechne auf ein grosses Interesse im Publikum, weil der Akt ein Pietistenstreich und zugleich ein Schwabenstreich der alten Universitäten wäre. Ich habe halb und halb Lust, bei der Gelegenheit mit einem Plane hervorzutreten zur Fundirung einer Nationalakademie im Gegensatze zu den alten Staatsanstalten, und es wäre möglich, dass sich die Fonds fänden, um das Ding anzufangen. Doch werd' ich nichts übereilen. Herzliche Grüsse von Ihrem Arnold Ruge.

Derselbe an denselben.

Dresden, 24. Nov., am Geburtstage Spinoza's, 1841.

Verehrter Freund! Haben Sie die „Posaune“ schon gelesen? Sie ist bei Wigand erschienen. Ein wichtiges und merkwürdiges Dokument; der nothwendige Bruch mit der ganzen alten Tradition in der Hegelei. Vielleicht gibt sie Ihnen Gelegenheit zu allerlei Erörterungen, auch nach den vorläufigen Gesichtspunkten, die die Jahrbücher nächstens bringen werden. Wenn Sie das wollen, geniren Sie sich gar nicht, weder in Bezug auf alte, mittlere, noch junge Hegelei. Die Racker werden nicht wissen, wo ihnen der Kopf steht, wenn Sie nirgends eine Mauer haben, gegen die sie ihn rennen können. Ich freue mich unendlich auf diesen Tumult in Israel.

Die berliner Hegelianer blamiren sich in Einem fort, theils schriftlich, wie neulich Gabler, theils persönlich, namentlich Schelling gegenüber. Diesem armen schwachen Alten schmeicheln sie, und er tritt sie dafür mit Füssen. Die Anekdoten aus Berlin sind unendlich lächerlich: So Henning und Hotho bei einem Gastmahle, stossen mit Schelling an und sagen ihm: „Der Meister hat uns immer Pietät für seinen Meister gelehrt, und wir werden dem jetzt nicht untreu werden“. Förster hat ihn „auf dem Throne Hegels“ bewillkommt, Gabler desgleichen. Er aber, nach seinem bekannten Charakter, ist grob gewesen und hat gemeint „es wäre nichts mit ihrem Meister und mit ihrer Philosophie, sie verrännten sich Alle

in eine Sackgasse" — ein Phänomen, das auch ein Esel erkennen könnte, so deutlich ist es, wenigstens das totale Malheur der Althegelei.

Unser Plan, hier eine grössere Gesellschaft Gelehrter von der freien Richtung zu versammeln, scheitert zunächst vollständig an den Elementen und Männern der Richtung selbst, und an den armseligen Aeusserlichkeiten, dass die Einzelnen nicht Geld genug haben, um einen beliebigen Aufenthalt zu wählen. Das ist dumm.

Strauss ist, wie es scheint, von meinem Einfall unangenehm berührt worden, und geht nicht im Entferntesten darauf ein, auch nicht einmal so weit, dass er etwa sagte, das sei im Allgemeinen gut, nur müsse man lieber Stuttgart oder Frankfurt oder was sonst wählen. Er hat mir nur sagen lassen, „er käme nicht nach Dresden". Enfin Strauss hält es immer noch für möglich, selbst nach der Dogmatik und selbst nach dem 2. Theil der Dogmatik, eine theologische Professur zu bekommen. Kurz, Strauss irrt sich in dem Politischen. Er hat keinen Blick für diese Entwicklung, so deutlich es auch ist, dass die Politik sich überall an den Pöbel wendet, um mit Hilfe des Pöbels die Bildung zu zerstören, wenigstens die höchste, die Philosophie. In den nächsten 10 Jahren — ehe dieses System zuerst erschienen und dann gestürzt ist — darf Strauss selbst an gar keine Anstellung denken . . . . .

. . . Wenn Sie aber doch einmal ändern, überlegen Sie sich doch den Schluss (vom „Wesen des Christenthums"), der ohnehin in der Vorrede wiederkehrt und ein Haupthebel bei den Pietisten ist, um das Buch zu verschreien als frivol und oberflächlich. Tholuck liest immer den Schluss vor und fügt dann bei, so wäre auch das Uebrige. Diesen Betrug will ich nun wohl entlarven. Ich halte aber auch den Schluss für verfehlt. Man erwartet ein ernsthaftes Prinzip in ernsthafter Form, wie man sich denn überhaupt an aller Frivolität gewaltig ärgert.

Derselbe an denselben.

Dresden, den 14. Dezember 1841.

Verehrter Freund! . . . Ueber den Schluss Ihres Buches habe ich neulich zu unbestimmt mich ausgedrückt. Ich meinte, S. 376 mit den Worten: „vor unsern Augen" hätten Sie den Text des Buches schliessen, und den an sich sehr hübschen jetzigen

Schluss, das Beispiel der Taufe und des Abendmahls, in die Anmerkungen des Anhangs setzen sollen. Die Sache ist so. Sie machen die verdeckten Mysterien der Taufe und des Abendmahls zu offenbaren Mysterien und die Symbole zu natürlichen Symbolen. Sie reden dabei von „Anbetung“ der „Naturkraft“, die das Wasser bedeutet, und von „Anbetung der übernatürlichen Kraft des Geistes“, die Wein und Brod bedeuten. Sie reden von „Heiligkeit“ und religiöser Bedeutung dieser natürlichen Dinge — und Alles das am Schluss dieses ins Innerste der jetzigen gedankenlosen Welt einschneidenden Buches. Man hält also, und Tholuck macht's den Studenten so weis, diesen Schluss für gleich dem neuen Kultus, kurz für das sog. Positive zu dem bisherigen Negativen. Um dies zu vermeiden, meinte ich, mussten Sie einestheils nicht so deutlich werden, dass selbst die ungarischen Ochsen direkt vor den Kopf gestossen werden, nämlich mit dem Beispiel; andererseits noch deutlicher, indem Sie sich mit der Aufhebung der Illusion allgemein auf Ihre ganze Ausführung zurückzögen, und den Kardinalpunkt: „dass dem Menschenleben die Kraft zu Gute kommen werde, die jetzt das bedürfnisslose Wesen absorbirt“, vielmehr als die praktische Konsequenz und den neuen Kultus hinstellten — ausdrücklicher als den Schluss und die Konsequenz des Ganzen hinstellten.

Wollen Sie diese Rücksicht nehmen, so werden Sie den Theologen einen Streich spielen, nämlich den, dass sie es nicht werden leugnen können, diese Konsequenz tritt wirklich ein, die Kirchen werden leer und der Markt voll werden, und immer mehr, je freier der Mensch wird.

Die Taschenspielerei dagegen, dummen Studenten Ihre Umdeutung als den neuen Kultus der Naturreligion aufzuheften — haben Sie den Heuchlern und Betrügern durch jenen Schluss leicht gemacht....

Eben fällt mir eine Anekdote ein, die Sie betrifft. O. Wigand korrespondirt mit einem Ungarn, der Ihr Buch gelesen. Der Ungar ist ganz voll davon und sagt: „Wäre dies Buch in einer verständlichen (populären) Sprache geschrieben, es würde die ganze Welt umkehren.“ So schlimm sind wir dran. Wenn ihnen die Bildung zur Sache fehlt, schieben sie es getrost auf die Sprache.

....Die Unmöglichkeit der Akademie, wenigstens vor der Hand und an diesem Orte, seh' ich jetzt ein. Strauss hat meine Mittheilung sogar übel genommen — denken Sie sich diese kuriose Thatsache! — und sich in einer sehr förmlichen Antwort, worin

nur die Notiz enthalten war, „er sage sich von den Jahrbüchern los", vernehmen lassen. Er muss irgend eine Demagogie oder Anmassung, oder Gott weiss was, in meinen Vorschlägen und Explikationen gesehen haben. Ganz klar ist mir die Affaire durchaus nicht. Gewiss ist nur das, was man aus der Annahme der Züricher Professur und aus dem spekulativ- theologischen Reste seines Bewusstseins schliessen kann. Persönlich glaub' ich ganz unschuldig zu sein. Vielleicht klärt die Zeit dies noch mehr auf; sie offenbart ja Alles. Ihr Ruge.

An die Augsb. Allg. Zeitung.

Höchst bescheidener Wunsch.

Ein Korrespondent aus Frankfurt a. M. vom 6. Dec. (in der „Allgem. Zeit." 11. Dec.) erklärt den Verfasser der „Posaune des jüngsten Gerichts über Hegel" desswegen, weil diese Schrift nicht gegen Hegel gerichtet sei, für identisch oder doch für geistesverwandt mit dem Verfasser der Schrift: „Das Wesen des Christenthums". Hätte derselbe aber auch nur die Vorrede zu dieser letzteren Schrift gelesen oder verstanden, so würde er erkannt haben, dass der Verfasser derselben einen eben so wohl der sogenannten positiven, als der Hegel'schen Philosophie entgegengesetzten, auf die einfache Wahrheit der Natur gegründeten Weg geht. Möge derselbe daher erst meine Schriften und Kritiken (z. B. die Kritik der Hegel'schen Philosophie, Hallische Jahrb. 1839, Juli) lesen, ehe er sich ein öffentliches Urtheil über meine Stellung in der philosophischen Literatur anmasst!

Ludwig Feuerbach.

Ruge an Feuerbach.

Dresden, den 25. Dezember 1841.

Lieber Freund! Vorgestern wurde mir der Verweis, den unser Zensor über zu grosse Nachsicht vom Minister des Innern erhalten, mitgetheilt. Der erste Rath in diesem Ministerium ist mein Nachbar; ich sprach mit ihm und erfuhr denn, „dass Sachsen gern alles Mögliche thäte, der Druck der Verhältnisse aber — stark sei". Preussen wirkt aller Freiheit entgegen und seine indolenten Einwohner sinken immer tiefer in den Schmutz des Obskurantismus hinein, ohne diese allmähliche Degeneration aller Kräfte zu merken. Die Behörden sind hier in Sachsen human und vernünftig, leider

zu wenig au fait über die rein geistigen Mächte. Doch darf man annehmen, dass die ganze Richtung des Landes und der Regierung die theoretische Ohnmacht des preussischen Unwesens gerne ans Licht gesetzt sähe. Nur wollen die Herrn über den Parteien stehen, und die beiden deutschen Grossknechte nicht erzürnen. Ihre vortreffliche Kritik J. Müller's, die ihn ungemein blosstellt und sehr nützlich einwirken wird, — sie erinnert mich an Lessings Verfahren mit dem bornirten Götze — wollen wir ja in die Jahrbücher einrücken. Es ist mir wichtig, wenn die Kritik Ihres Buches dadurch vorbereitet und die Menschen an diese Sprache auch an diesem Orte gewöhnt werden. Ihr Freund Arnold Ruge.

Daumer an Feuerbach.

1842.

Lieber Feuerbach! Für Deine Arbeit über mein Marienbüchlein bin ich sehr dankbar, und es schmälert diese Dankbarkeit nicht, dass Du Opposition gemacht; jedenfalls ist nun doch das Werkchen auf eine geistvolle und Aufmerksamkeit erregende Weise besprochen, und ich wollte nur vor dem Ignorirtwerden geschützt sein, keineswegs aber, dass Du irgendwie Deine selbständige Ansicht verläugnen solltest. Habe ich Deinen Aufsatz gelesen, so gedenke ich Dir darüber zu schreiben. Dass Du mir endlich Deine Vermittlung rücksichtlich des zum Drucke zu fördernden Moloch anbietest, hat mich sehr angenehm überrascht; denn eben dachte ich darüber nach, ob ich mir verstatten könne, Dich darum anzugehen. Ich liefere Dir im Beiliegenden eine Beschreibung des Werkes, die ich Dich bitten möchte, dem Otto Wigand vorläufig mitzutheilen; auch bin ich erbötig, das Manuskript zur prüfenden Einsicht vorzulegen; nur müsste sich Otto Wigand hüten, einen irgendwie Befangenen darüber zu Rathe zu ziehen, da dessen Ausspruch natürlich ungünstig ausfallen würde. Namentlich sind auch die Rationalisten Pfaffen in ihrer Art, und werden sich zu dem Werke feindselig verhalten. Dein Daumer.

Da Du von einer Umarbeitung Deines Buches sprichst, so möchte ich Dir Eisenmengers „entdecktes Judenthum" ans Herz legen; Du kannst darin köstliche Belege zu einer Darstellung des Judenthums als der Religion des Egoismus finden.

Ich bin überzeugt, dass man unsere ganze Theologie auf rein historischem Wege in die Luft sprengen und für immer ver-

nichten kann. Und vielleicht nur so werden der von neu aufgährender Barbarei immer wieder in den Staub getretenen Philosophie die Wege zu bleibendem Erfolg und Bestand gebahnt.

Derselbe an denselben.

Lieber Feuerbach! Meinen „Feuer- und Molochdienst" konnte ich Dir nicht übersenden, da ich von Otto Wigand nur ein einziges Exemplar erhalten. Du würdest aber bei Deiner Verbindung mit Wigand von diesem vielleicht ein Freiexemplar bekommen, wofern Du Dich näher damit bekannt machen willst, wobei Du Dich zum Ueberfluss auf meinen Wunsch beziehen könntest. Ich bin in Verlegenheit, wo ich mich mit meinem neuen Buche, einer Fortsetzung des vorigen, das mehr die späteren Phänomene des Judenthums und Christenthums bis auf die Gegenwart in derselben historisch-kritischen Manier behandelt, das aber auch wieder einen gescheidten und freisinnigen Verleger erfordert, hinwenden soll. Es wird unerhörte Dinge zu Tage fördern, wird zeigen, in welchem unglaublichen Grade die negative abstrakte Basis, auf der Alles ruht und die ich zunächst in jenem Werke nachgewiesen, noch bis auf die neueste Zeit herein zur Erscheinung kommt. Es scheint mir durchaus nöthig, dass der Philosophie mehr historisches Material geliefert werde, um völlig zu ihrem Zwecke zu gelangen; ihr das zu schaffen, ist mein Bestreben. Ich bin hinter wunderliche Geheimnisse gekommen. Unter den jüdischen Sekten, so weit ich sie kenne, sind die karäischen rein von Gräueln, auch sonst brave Leute. Die rabbanitischen und talmudischen aber, die sabbathianischen, die sich ins Christenthum hineinerstrecken und die in slavischen Ländern so gewaltig vorherrschenden chassidäischen haben ihre blutigen Mysterien. Diese Juden schlachten fremde und eigene Kinder, wie noch im vorigen Jahrhunderte zu Offenbach im Hause des sabbathianischen Priesterfürsten Frank junge Juden zum Opfer fielen, auch ihre geistlichen Häupter und Sektenstifter. Die Chassidäer haben eine Art von präsentem Christus und hohenpriesterlichem Heiland, den sie göttlich verehren, der unbedingt herrscht, im Ueberflusse schwelgt und kein anderes Amt hat, als sich für seine Gemeinde zum Opfer zu bringen und sie durch sein Blut mit Gott zu versöhnen, worauf sein Grab und seine Reliquien verehrt werden und von Sünden reinigen. Solltest Du bei Deinem Werke etwas von diesen Dingen, etwa die zuletzt an-

geführte merkwürdige Analogie (für Deinen Anhang) brauchen können, so erbiete ich mich, Dir die Nachweise (mitsammt den Quellen, wenn Du willst; es sind jüdische) zu liefern. Auch das Christenthum, eine Art Sabbathianismus und Chassidäismus der früheren Zeit, hatte in seinem Schoosse lange noch Menschenopfer, die nur in die Vergessenheit gekommen; es wurden in seinen Mysterien, von denen es selbst im neuen Testamente Spuren gibt, Kinder getödtet und mit deren Blute das heilige Brod bereitet, wie man es jetzt noch den Juden vorwirft (Passah-Abendmahl, dieselbe Sitte in Amerika). Noch die katholische Kirche hielt in den ältesten Zeiten in ihren Kirchen heilige Knaben, die zu einer gewissen Zeit geopfert wurden, was den Namen der himmlischen Hochzeit oder Vermählung führte. Die heiligen Knaben wurden der — allerdings, und wie ich nie läugnete, auf einem rein negativen Grunde stehenden, daher auch der Farbe nach schwarzen — Maria vermählt und erhielten den Namen Joseph, wie in Köln; auch wurden sie wie Christus als Opferlamm (Oster- oder Passah-Lamm) betrachtet und Lämmlein, agnellus geheissen. Die Gebeine der Geopferten wurden in den Kirchen als Reliquien bewahrt und verehrt; wie gleich bei uns in Nürnberg geschah. Die Nonnen wurden Christo vermählt und zur Vermählungsfeier mit ihm gekreuzigt, wie selbst noch in alten Bildwerken vorgestellt. Diese so sehr ins Dunkle geschobenen Dinge klar zu machen, bedürfte ich jedoch der Sammlung von R. und B., wo sich Einiges der Art aufbewahrt findet, was ich früher nicht verstand und erst jetzt zu beurtheilen und zu gebrauchen weiss. Willst Du mich daher verbinden, so habe die Güte, mir diese Legendensammlung noch einmal zukommen zu lassen.

Wollte ich Dir so abgerissen und ohne Nachweis erzählen, was ich Alles neuestens in der Bibel und sonst für Sachen entdeckt, Du würdest mich für rein toll halten. Es wird von ihnen die wildeste, wüsteste Phantasie eines Fiebertraumes übertroffen. Das jüdische Purim oder Hamansfest — ich kann doch nicht ganz schweigen — war ein Kelterfest, wobei man Menschen kelterte und deren ausgepresstes Blut als Festwein trank, wie noch die Juden im Mittelalter einzeln gethan haben sollen.

Die Bibel ist voll von Anspielungen auf diese Abscheulichkeit. Manches Erstaunliche der Art verhüllen die Uebersetzungen. Der Talmud redet von ihr. Wenn Du nach Nürnberg kommst, so will ich Dir in der Lorenzkirche ein altes Gemälde zeigen, wo

Christus Blut keltert, Papst und Kardinäle dasselbe auffangen und in Fässer bringen — ein solches liegt auf einem Wagen, mit den Symbolen der vier Evangelisten bespannt — Könige als Kellerknechte dienen und Fässer aus dem Keller herausziehen und die ganze Kirche mit Kelchen in den Händen ein Trinkgelag im Blute hält. Wenn Du meinst, ich träume, so komm und siehe!*) Du hast hier ein Pröbchen von dem, was historisch zu enthüllen ist. Es wird einmal ein fürchterliches Licht aufgehen. Was für Kannibalismen im Talmud stehen, davon hat Niemand eine Ahnung.

Während Du den feineren philosophischen Weg gehst, bin ich getrieben einen ganz äusserlichen, derb empirischen einzuhalten und denke, was das Gift nicht tödtet, das wird die Keule zerschmettern. Dieser freilich suchen die Bedrohten durch Ignoriren auszuweichen, und ich stehe leider sehr allein; käme es zu einem tüchtigen Zusammenwirken von unserer Seite, man würde allmächtig sein, unsere Gegner müssten im Innersten erbeben, müssten trotz aller äusseren Vortheile über uns zu Grunde gehen, und wenn uns auch nicht das Herz, das menschliche Bedürfniss drängt, so sollte uns jene Politik, die unsere Feinde üben, die im Auslande auch die Freisinnigen zusammenhält, zur möglichsten Einheit bestimmen.

Ich habe Jehovah als das, was er urkundlich und nach wörtlichem Zeugnisse der Bibel ist, als einen Gott der Nacht und Finsterniss, als ein zunächst rein negatives Prinzip gefasst. Sonne ist Jehovah nur, wenn sie verderblich, typhonisch wirkt; dann hat sich nach Vorstellung des Alterthums der böse Typhon (gleich Moloch, Jehovah, Saturn) des belebenden Lichtquells bemächtigt und sendet von dort her seine schrecklichen Wirkungen; dann fallen der Sonne auch Menschenopfer. Das höchste Alterthum verehrte gottesdienstlich, wie jetzt noch viele wilde Völker, nur das negative Prinzip, den Teufel, den man zu begütigen, zu versöhnen, durch Blut und Mord zu besänftigen sucht; das gute Wesen wird anerkannt, aber nicht verehrt, weil es „ohnedies Niemanden etwas zu Leide thut". In Amerika gibt es noch jetzt besondere Priester des bösen Prinzips, Zauberer und Giftmischer, fürchterlich dem Volke und von grosser Macht. Nur die Energie des Bösen flösst dem rohen Menschen Achtung ein, nur das Böse erkennt er als das Sein, als seinen Herrn und Gott, mit dem er zugleich identisch und in absolutem Gegensatze ist, in welchem Wahnsinn er unauf-

*) Jes. 49, 26. Jes. 63. Offenb. Joh. 19, 15, cf. V. 13; 14, 20 u. s. w. D.

hörlich mit sich selbst Ball spielt, sich in die Höhe wirft und aus ihr sich wieder in sich selbst zurückfallen lässt.

Ich habe jüngst in Nürnberg die alten Keller und unterirdischen Oefen der Juden untersucht und merkwürdige Resultate gefunden. Ein Ofen lieferte Gebeine, und eine Tradition lässt einen grossen Rabbi in der Ofenkammer der alten Synagoge begraben sein.

Mit freundlichem Grusse Dein Daumer.

Feuerbach an Daumer. „Nicht abgeschickt“.

(Daumer, „Die Religion des neuen Weltalters“. Hamburg, Hoffmann u. Campe. 1850.)

Freunde dürfen sich nicht nur, sondern sie sollen sich auch die Wahrheit sagen, wenn anders ihre Freundschaft selbst eine wahre ist, nicht auf subjektiver Zuneigung bloss, sondern auch auf objektiven geistigen Interessen beruht. Du wirst daher auch den Brief, wenn er gleich manche starke Aeusserungen und derbe Vergleichungen enthält, so aufnehmen, wie ich es von Dir erwarte.

..... Nachträglich. Dass Deine wesentlichen Individualitäten im Wesen nichts anderes sind, als die Engel und Geister der Christen, als die von allem Gênanten, auf Deutsch allen Verdriesslichkeiten und Beschwerlichkeiten des Lebens und Leibes befreiten Individuen sind, dass dieser Deiner Ansicht die alte Vorstellung der abstrakten Vollkommenheit und Idealität zu Grunde liegt, gegen die Noth, Elend, Mangel, Bedürfniss, kurz alles Negative und Endliche, das doch der Impuls des Lebens ist, sich als ein nur Negatives, daher einst Aufzuhebendes bestimmt, liesse sich nachweisen. Dein System ist daher kein System der Philosophie, sondern der Mystik, und zwar einer Mystik, die nicht die Resultate und den Geist der neuen Philosophie in sich enthält. Denn das spinozistisch-pantheistische Prinzip ist dem Systeme nur aus der traurigen Nothwendigkeit und dem Schmerze und der Wehmuth darüber, dass leider! auch der Pantheismus etwas Wahres ist, aufgezwungen, daher es auch am Ende der Entwicklung wieder verschwindet.

Du bist in der Gegenwart ein Antichrist, in der Zukunft aber ein Christ. „Aber jener Himmel soll hier realisirt werden durch die That und Arbeit des Geistes.“ Was soll dadurch aber für ein wesentlicher Unterschied von der alten, christlichen, innerlichen und subjektiven Vorstellung entstehen? Für die Glücklichen und durch eine unbegreifliche Gnadenwahl, so zu sagen, Auserkorenen, die

in den Genuss jenes absoluten Weltalters kommen, ist dieser Genuss ein Besitz, ihr Himmel ein eben so Fixes, Ungeistiges, Bestehendes, wie es der alte Himmel für die Christen war.

Du sagst, das Ideal soll realisirt werden durch die That des Geistes, und doch einst äusserliches Sein und Bestehen bekommen; liegt darin nicht der grösste Widerspruch? Der Geist des absoluten Weltalters, wenn er anders noch Geist ist, würde auch diese Welt endlich im Unmuth wieder zertrümmern und jene unsterblichen Individuen, denen, wie im Jenseits der Christen „die Tauben gebraten ins Maul fliegen" (Verzeihe das derbe Bild!), stünden weit unter uns sterblichen, für die Gott und Geist auch ist, aber nur ist, wenn sie ihn durch Arbeit im Schweisse ihres Angesichtes verwirklichen und gegenwärtig machen.. Nur diese Realität ist die wahre. Du gehst in Deinen Anschauungen Gottes zur Einheit des Geistes und der Natur, als einem absolut wesentlichen Momente über, und hebst doch diese wieder gänzlich auf in Allem, was Du über Zukunft und Realisation des Geistes und Ideellen sagst.

Du sagst, es sei unbegreiflich, dass der Organismus aus sich selbst sterbe, es liege in ihm nicht das Prinzip des Todes. Lieber Daumer, mit jedem Bissen, den Du in den Mund nimmst, mit jedem Athemzug, den Du thust, widerlegst Du diese Behauptung. Ist denn das Leben in seiner göttlichen Fülle und Selbständigkeit nicht zugleich absoluter Mangel, Hunger, Bedürfniss, Abhängigkeit, Bestimmtsein von dem Unorganischen? Ist denn nicht das Leben eine Einheit der mechanischen, physikalischen, chemischen Potenzen, Prozesse oder Momente, die ausser dem Organismus besondere, selbständige Realität und Gestalt haben, und daher auch in ihrer Spezifikation und Verwandlung zum Organismus, in ihrer Einheit, das Prinzip der Auflösung und Trennung enthalten? Der einfache Menschenverstand fasste daher bei allen Völkern fast das Sterben so auf, dass man im Tode die Schuld der Natur bezahle. Ist denn nicht gerade die Reproduktion ein Beweis, dass das Leben sich aufreibt? Von einer Reproduktion des Geistes, der als das absolute Leben die absolute Produktivität ist, kann man nicht sprechen. Ist denn die Reproduktion nicht selbst eine beschränkte, bestimmte, ermüdende? Ist sie nicht gleichsam ein Akt der Desperation, des absoluten Schmerzes, der gränzenlosen Verzweiflung ob der Nothwendigkeit, enden zu müssen, ohne doch enden zu wollen? Ist denn nicht die Leiblichkeit eine wesentliche Bestimmung des Lebens? eine wesentliche Bestimmung ist aber

doch wohl die der Trennbarkeit, der Endlichkeit u. s. w. Ist denn nicht eine wesentliche innerliche Bestimmung des Organismus sein Zusammenhang mit der Kette der Nothwendigkeit? Du sagst, wenn er nicht durch äussere Gewalt zerstört würde, so sei kein Grund da, dass er sterbe. Ist dies zufällig? Abgesehen davon, dass es ganz gleichgiltig ist, wie und wodurch er zu Grunde geht — denn damit, dass er untergeht, ist einmal ausgesprochen seine Endlichkeit, seine Fähigkeit, dass er untergehen kann — so könnte er auch nicht von Aussen zerstört werden, wenn er innerlich von sich selbst aus unzerstörbar wäre. Der Ziegelstein, der mich todtschlägt, ist nicht Grund, nicht Ursache, nur Gelegenheit, Veranlassung, Bedingung; der leidige feindliche Bruder des Geistes, mein lieber Leib, hat diese Culpa dolosa, dieses Crimen laesae majestatis verübt. Jeder Tod ist ein Selbstmord. Der Körper möchte wohl gerne sein wie der Geist, und seinen Bruder, wie Jakob den Esau, um das Recht der Erstgeburt und Unsterblichkeit bringen; aber es geht ihm, wie dem Dr. Faust, der — doch sein Schicksal ist weltbekannt. Indem Du so positiv sein willst, eine Erfüllung der Wünsche des Herzens verheissest, d. h. das Herz bejahst, bist Du absolut negativ, Du hebst nicht nur alle Natur, alle Nothwendigkeit auf, sondern auch alle Vernunft, die Prinzipien aller Philosophie und alles Denkens, die heiligen, absolut nothwendigen, wie alles Dasein, so alles Denken begründenden Differenzen zwischen Gattung, Allgemeinem und Individuum u. dgl.

Um noch einmal auf Deine Ansicht vom Organismus zu kommen, ist denn der Tod von der Erzeugung zu trennen? Ist denn nicht die Erzeugung die einzig immanente Fortdauer des Individuums in der Natur? Ist etwa der Tod durch ein verstecktes Hinterthürchen in die Natur hineingeschlüpft? Auch dieser Deiner Ansicht liegen, wie sich nachweisen liesse, zuletzt kabbalistische und augustinische Vorstellungen zu Grunde.

Das Ziel der Weltgeschichte (?) ist nach Dir, wenn man den wesentlichen Gedanken, der Deiner Ansicht davon zu Grunde liegt, hervorhebt, kein anderes, als — ich zögere es zu sagen — die Befriedigung der Wünsche und Sehnsucht des Herzens; da aber, um meiner Leidenschaft den Zügel zu lassen, diese Sehnsucht nur eine Frucht der Geistlosigkeit und einer Erbärmlichkeit des Charakters ist — denn nur in solchen findet sie sich, die entweder zu schlecht oder zu dumm, oder zu faul, oder zu feig, oder durch äusserliche, leere Beschäftigungen zu beschränkt sind, um Gott und

Geist, die allein die absolute und zugleich ewig gegenwärtige Welt, in sich zu verwirklichen, aber nicht in grossen Menschen, nicht in ächten Christen, nicht in ächten Philosophen — so ist das Ziel der Weltgeschichte als die Bejahung der subjektiven Herzensbedürfnisse die Bestätigung und Bejahung der Erbärmlichkeit, Deine absolute Welt — die Welt der Erbärmlichkeit. Zugleich lässt sich aber nicht einsehen, wie das Herz bejaht werde, wenn in die eine Partie der Menschheit die blosse Sehnsucht, in die andere, bevorzugte aber die Befriedigung fällt. Bloss für den Erbärmlichen ist die Welt erbärmlich, nur für den Schlechten schlecht, nur für den Leeren leer. Das Herz hat schon jetzt seine volle Befriedigung. Die neue Religion, wenn sie wieder eine Zukunft hat, ist eben so falsch, wie das Christenthum; sie ist nicht die Religion des Gedankens, der nur in der ewigen Gegenwart lebt, sondern die Religion des Gemüthes und der Phantasie; denn nur die Phantasie ist das Organ für die Zukunft; sie ist nicht ein Fortschritt, sie ist ein Rückschritt hinter den Protestantismus, der das Christenthum mit der gegenwärtigen Welt versöhnte, wieder zurück in die frühere Periode des Christenthums. Der Satz des Augustin: Tota vita pii Christiani nihil aliud est, nisi pium desiderium, spricht den Geist der neuen Religion aus, die nichts anderes ist, als ein Schmachten nach der Zukunft. Die neue Religion daher, wenn sie sich nicht von ihrer Zukünftigkeit befreit, annihilirt die Resultate und Tendenzen der neueren Zeit und verkennt ganz, worum es sich jetzt handelt. Denn jetzt gilt es vor Allem, den alten Zwiespalt zwischen Diesseits und Jenseits aufzuheben, damit sich die Menschheit mit ganzer Seele, mit ganzem Herzen in sich selbst und ihre Welt der Gegenwart konzentrire; denn nur diese ungetheilte Konzentration auf die gegenwärtige Welt wird neues Leben, wieder grosse Menschen, grosse Thaten, Gesinnungen und Ideen zeugen. Statt unsterblicher Individuen hat die neue Religion vielmehr tüchtige, geistig und leiblich gesunde Menschen zu postuliren. Die Gesundheit hat für sie mehr Werth, als die Unsterblichkeit. Die Menschheit ist freilich nicht in denen, die dem Wagen der Weltgeschichte in ihren alten Hauspantoffeln nachschlottern und ihr altes abgenutztes Hausgeräthe, ihre Betten, Kanapees, Nachttöpfe u. dgl. commoditatis causa gerne darauf auch unterbringen möchten; sondern in denen, die vorne auf dem Kutschbock oder innen, nur mit den nothwendigsten Bedürfnissen versehen, reiselustig und reisefertig sitzen, erfreut, endlich dem engen Kreis gewohnter Verhältnisse und Gegenstände

zu entkommen, mit frohem Muthe in die Fremde wandern, — die Menschheit, sage ich, hat in diesen schon längst den Tod überwunden und sich von dem zerstörenden, entkräftenden Zwiespalt zwischen Tod und Unsterblichkeit u. dgl. Dingen befreit. Diese Erkenntniss muss Leben, Anschauung, unmittelbares Wesen werden, muss ins Blut übergehen. Dies ist in Summa, in nuce, die Aufgabe der Zeit. Das vorige Bild wieder aufzunehmen, wer aus der bisherigen, jetzt zerfallenen Wohnstätte des Geistes auswandern will, der muss es machen, wie der weise Bias: Omnia sua secum portat. Deine zukünftige Welt ist aber nichts weiter, als die Rumpelkammer, in die Du die alten abgenützten, nur in Etwas von Dir modifizirten Geräthschaften hineinschleppst und bei dem Einsturz des Gebäudes vor dem Untergang retten willst. Der Wagen der Weltgeschichte ist ein enger Wagen; wie man in ihn nicht mehr hineinkommt, wenn man die bestimmte Zeit versäumt, man müsste denn mit Extrapost ihm nachfahren, so kann man auch, wenn man mitfahren will, nur das wesentlich Nothwendige, das Seinige, nicht aber den Hausrath mitnehmen. Denen, die mit Bias aus Priene auswanderten, aber mit vollen Säcken den alten Hausrath mit sich fortschleppten, musste Bias freilich sehr „abstrakt und negativ“ vorkommen. Aber die Philosophie wandert nicht anders aus dem Christenthume aus, als wie Bias aus Priene. Die zukünftige Welt, in der die christlichen Vorstellungen ihre Realität bekommen, die soll das Positive sein? Du mythologisirst, aber philosophirst nicht, verwandelst Ideen in Mythen, in Phantasien, die eben desswegen, weil sie ihre Realität nicht in sich selbst haben, wie die Ideen, diese postuliren, in die Zukunft verlegen. Deine künftige Welt ist nichts anderes, als mit wenigen Modifikationen der christliche Himmel auf Erden, oder näher: die in unwesentlichen Punkten modifizirte paulinische Auferstehungslehre. Der christliche Himmel ist aber vernunftgemässer, denn ihm kommt doch dem Glauben zufolge ein Sein zu; er ist nur für die Einzelnen ein erst zu Erreichendes und relativ für sie durch ihren Glauben und ihre Handlungen zu Verwirklichendes. Deine zukünftige Welt liegt aber nur in dem weiten unbestimmten Reiche der Möglichkeit, sie ist nur eine Vorstellung. Die Christen nehmen bei der Auferstehung ihre Zuflucht zu dem bekannten „Asyle der Unwissenheit“, der Macht Gottes; aber das ist konsequenter, als wenn Du Deine zukünftige Welt, die Aufhebung der bestehenden Natur, auf organischem, auf natürlichem Wege willst entstehen

und sich entwickeln lassen. Du nimmst dabei zu Hilfe die Reproduktion des Körpers. Diese beweist aber grade das Gegentheil von dem, was Du daraus beweisen willst. Eben weil der Körper immer sich aufreibt und abnützt, reproduzirt er die absterbenden Theile, und weil er immer sich verzehrt und daher alle seine Kräfte zum Ersatze des Abgegangenen aufbrauchen muss, nützt sich damit die Reproduktionskraft selbst ab, und er endet so aus sich selbst; mit jedem Atome, um eine mechanische Vorstellung zu gebrauchen, das verzehrt wird und das die Reproduktionskraft wieder ersetzt, geht auch in demselben Momente ein Atom der Reproduktionskraft hinweg; denn sie ist ganz eins mit dem Leben, mit dem organischen, lebendigen Leibe, und daher jedes Wiedererzeugen zugleich ein Sichselbstabnutzen der Wiedererzeugungskraft. Gar nicht in Anschlag gebracht hast Du die so wichtigen Funktionen des Athmens, Essens und Trinkens u. s. w. bei Deiner Ansicht vom organischen Leibe, wie so vieles Andere. Die Natur richtet überhaupt kein Wesen zu solchen leeren, unbestimmten, kein Wesen determinirenden Abstraktionen, wie unsterbliches Dasein, unvergängliches Leben ein, sondern zu ganz bestimmten, zu ganz vernünftigen und positiven Zwecken. Die Pflanze ist nicht eingerichtet zur Unvergänglichkeit, sondern hervorzubringen ihre bestimmte Frucht, mit der ihr Leben aus ist, die das Ziel ist, dem die Pflanze sich *aufopfert*, ihm resignirt alle Säfte zuschickt, sie anderen Theilen entziehend, die noch lange existiren würden, wenn sie nicht den Zweck und die Vernunft der Dauer vorzögen, wie sich beweisen lässt aus Experimenten der Pflanzenphysiologie. Jedes Leben in der Natur ist ein bestimmtes Gattungsleben, es hat ein bestimmtes Lebensmass, das ihm bei der Geburt *als die Summe*, von der es leben muss, und mit der es zufrieden ist und auskommt und seine Schulden an das Ganze abtragen kann, von der Natur *vorgeschossen* wird; dieses Lebensmass ist sein Lebensfond, der bestimmte Fond seiner Reproduktionskraft. Dieses Lebensmass ist eins mit seiner Gattung oder Natur, mit seinem Zwecke, es ist der Anfang und das Ende seines Daseins; diese bestimmte Lebensgränze ist das, wornach ein Wesen sich einrichtet, was der treibende, bewegende, bestimmende Puls seines ganzes Lebens ist. Die Sätze: Nur nach dem Schlag der Todtenuhr beweget sich allein Natur u. dgl. lassen sich als naturphilosophisch begründet nachweisen. Jeder Puls des Herzens ist ein Glockenschlag der Todtenuhr. Unvergänglichkeit, Unsterblichkeit, ewiges Leben sind die leersten, nichtigsten, unbe-

stimmtesten Abstraktionen, Gespenstervorstellungen, Schatten, Vexirpoltergeister der modernen Welt, ohne Fleisch und Blut, ohne Wirksamkeit, blosse Nichtse. So viel oder so wenig über Deine Ansicht von der Zukunft, über die ich noch unendlich Vieles von den verschiedensten Gesichtspunkten aus sagen könnte.

Lebe wohl! Feuerbach.

Ruge an Feuerbach.

Dresden, den 24. Februar 1842.

Lieber Freund! Ihre Befürchtungen im vorletzten Briefe, dass Gewalt gegen die Philosophie gebraucht werden würde, sind eingetroffen. Die sächsische Zensur hat sich in eine königl. preussische verwandelt. Die Rezension von mir über Ihr Buch, Ihre Thesen und alle Sachen von B. Bauer sind ausgestrichen. Man hat die Tendenzzensur der Preussen adoptirt und alle Scham vor der Wissenschaft abgelegt; denn die Theologici sagen ihnen, dies sei keine Wissenschaft, und nur Romantik und Christenthum die richtigen, die guten, die tugendhaften Tendenzen. In Sachsen scheinen sie es nur auf das Journal abgesehen zu haben; dagegen Bücher noch nicht unter die Tendenzkontrolle nehmen zu wollen. Alles schreit aber Feuer über die Jahrbücher; namentlich weisen sie mit Fingern auf Ihre Artikel von diesem Jahre, und kündigen mir an, dabei „gingen alle kirchlichen und sozialen Verhältnisse zu Grunde“. So wörtlich. Die Ochsen sind furchtbar gelehrig. Was die Berliner Pietisten für Dogmen machen, die glauben sie gleich, ohne sie zu besehen. Als wenn die Welt bei gescheidten Menschen schlechter führe, als bei diesen Cretins!

Doch es ist zu handeln, und das gleich. Ich frage daher bei Ihnen an, ob Sie es erlauben, dass ich alle die ausgestrichenen Aufsätze und eine eigene Erörterung dieser Zensurrohheiten in der Schweiz drucken lasse, unter dem Titel: Anecdota philosophica von Feuerbach, B. Bauer, Ruge und Anderen. Auf diese Weise kommen diese Manipulationen dennoch an den hellen lichten Tag, und es gibt der Zensur eine ungeheure Ohrfeige, zugleich aber den gestrichenen Aufsätzen nur desto mehr Publizität.

Ob es möglich sein wird, das Journal nur äusserlich zu erhalten, das wird die nächste Zukunft lehren. Vielleicht, dass nur die Atheisten ausgestrichen werden, dagegen die literarischen und sonstigen unphilosophischen Sachen nach wie vor erscheinen können.

In diesem Falle muss das Schweizerheft fortgesetzt und so aus Einem Journale zwei gemacht werden, die Köpfe der Hydra.

Ihr A. Ruge.

Derselbe an denselben.

Dresden, den 8. März 1842.

Lieber Freund!... Viele Staatsmänner, wie hier Lindenau, in Preussen die Schön, Flottwell, Bodelschwingh, Schulze u. s. w., wünschen solche Dokumente und solche Handhaben, um die Faulheit des öffentlichen Geistes aufzustacheln und den Pfaffen Einhalt zu thun. Nun ist gerade Ihre Arbeit, die Thesen, die reinste und schlagendste Form des Beweises, welch' ein Attentat der Polizei auf die Wissenschaft vorliegt. Ziehen Sie das aus der Sammlung zurück, so hat die ganze Demonstration nicht halb das Gewicht, weil alles andere nicht so rein philosophisch ist.

Das Heft enthält 13—14 ausgestrichene Artikel der Jahrbücher — eine kolossale Septembrisation des Geistes — es wird wenigstens 24 Bogen stark, also ein ganzes Buch. Dazu enthält es für die verschiedenen Klassen so viel Interessantes, dass es nothwendig einen grossen Absatz erfahren muss, durch ein Verbot aber nur an Käufern und Lesern gewinnen würde. Unterdrückung einmal gedruckter Bücher ist nicht möglich. Die Regierung hat mit Verboten nur eine moralische Wirkung auf die Beamten und schwachen Seelen im Sinne.

Die Jahrbücher werden verboten oder durch Zensur ruinirt, weil viele Menschen sie lesen. Ihr Buch wird nicht verboten, weil es höchstens einige Tausend lesen und weil dasselbe keinen „Eindruck“ mache.

Eine Verminderung des Lärms gibt es nicht, B. Bauer schon lässt es nicht dazu kommen. Es wird eine Fortsetzung der „Posaune“ gedruckt. Sodann sind Sie jetzt an Straussens Stelle die Vogelscheuche der Christen, und es ist ganz gleichgiltig, was Sie für eine Politik haben, da Sie die Politik, Ihren Charakter abzulegen, die man verlangt, nicht haben können. Mir geht es ebenso, und ich habe die Politik, diesen Lumpen gegenüber, keine Politik zu haben; ich will nur sein und nicht aufhören zu sein, und sollt' ich nach Madrid auswandern, um drucken lassen zu können, was ich auf dem Herzen habe.

Also noch einmal das Schweizerorgan, dieses philosophische Portfolio oder die Anecdota, die den Untergang der Jahrbücher in

der Form der neuen Richtung der Philosophie publiziren, und den Akt der Unterdrückung aktenmässig darlegen, ist eine moralische und politische Nothwendigkeit, der Sie die wirksamste und wichtigste Seite, Ihre Thesen, nicht entziehen dürfen.

Ich habe die Thesen nochmals sorgfältig durchgelesen; das Wort „Atheismus" kommt dreimal vor. Das erste Mal wird es in der Note erklärt, und später mit Häkchen angeführt, überall wird dagegen protestirt. Aber dass man Sie so schimpft, vermeiden Sie durch Nichts.

Das zweite Mal: „Was die Theologen „Atheismus" nennen"; das dritte Mal der „sogenannte Atheismus". Das erste Mal thut die Anmerkung das Nöthige. Aber auch ohne alle Zusätze ist nur für Böswillige Ihre Meinung zu verkennen, und dieser Verkennung und Verketzerung zu entgehen ist unmöglich.

Wollen Sie aber durchaus auf meinen Gesichtspunkt sich nicht führen lassen, so würd' ich Ihnen rathen, die Thesen der 2. Auflage Ihres Buches, dessen Konsequenz sie doch ja sind, anzuhängen. Geben Sie meiner Bitte, die ich mit guten Gründen unterstützt zu haben glaube, etwa nach, so bleibt Ihnen immer noch für die 2. Auflage das Verfahren, diesen Anhang u. zw. erweitert zu geben, oder auch die Thesen zu einem eigenen Buche zu erweitern. Herzliche Grüsse und bitte um baldige Entscheidung. Ihr Freund

Ruge.

P. S. Daumer ist exaltirt über die Ankündigung. Die Sache ist so wichtig nicht. Der kleine Schwarz, ein talentvoller — Theolog — aber natürlich entre deux. —

Derselbe an denselben.

Dresden, den 14. April 1842.

Lieber Freund! Zuerst eine Gefühlssache, die mir Wigand aufträgt. Er war mit in Berlin; bei unserer Rückkehr zeigte er mir sein Lager, und es fand sich, dass etwa 120 Exemplare Ihres Buches, aus den österreichischen Zensuren vornehmlich, zurückgekehrt waren, während er 4 Monate lang kein Exemplar in Leipzig hatte haben können. Ihr Manuskript hatte er gleichzeitig empfangen und bat mich nun, Ihnen Beides mitzutheilen und Ihnen zugleich seinen Wunsch auszudrücken, Sie möchten ihm mit dem wirklichen Beginne des Druckes der zweiten Auflage noch einige Monate Zeit gönnen, damit sich jene Nachzügler noch verkauften, wenn auch nur zur grösseren Hälfte.

Ich hoffe Sie nicht unangenehm mit all diesem Kram zu affiziren. Es ist immer ein ausserordentlicher Erfolg, den Sie mit dem Buche haben und ein eben so ausserordentlicher Grund zu den Remissionen sind die Clausuren der österreichischen Zensur.....

Sorgen Sie nur ja für naturwissenschaftliche und medizinische Sachen, wie Sie mir versprachen, und wenn Sie selbst dergleichen haben, schicken Sie mir's ja mit. Ich denke, die zweite Auflage haben Sie ganz fertig an Wigand eingesendet, so dass Sie nun an andere Dinge denken können. Der Zensurkonflikt mit der Philosophie bleibt derselbe und die Anecdota sind nach wie vor nothwendig. Wir werden sie aber wohl, da sie 20 Bogen überschreiten werden, in Stuttgart drucken können. Ueberall, auch in Berlin, hat Ihr Buch einen gewaltigen Effekt gemacht und viel tiefer eingeschlagen, als die Menschen sich's selber zu gestehen geneigt sind. Ich habe die Althegelianer besucht, auch Vatke, den Erztheologen, der dem Minister versprochen, Sie zu widerlegen und die Antwort erhalten hatte, „das sei nicht nöthig, Sie würden gar nicht gelesen“. Dass die Gelehrten so verschieden von Sr. Exzellenz urtheilen, ist in diesem Falle sehr gut. Ebenso wie die Berliner fand ich in Halle vornehmlich die jüngeren Leute reformirt. Auch wo man Ihre Kritik noch nicht studirt und verdaut hat, liegt die Opposition gegen die Scholastik in der Luft.

Schelling blamirt sich mit Applikation. Er liest die alten gelben Hefte wieder ab und sagt: „Das sind neue!“ Es kommen aber Sachen vor, wie: „neulich hat Voss in seinen mythologischen Briefen gesagt“ u. s. w., und die Berliner fangen an schnöde Witze über ihn zu reissen.

Ich glaube nimmermehr, dass man gegen Ihr Buch etwas thun wird. Erst nach vielen Jahren wird man in der Politik seine Wichtigkeit begreifen. Jetzt hält man es für Tollheit, dass dergleichen nur irgend zur Anerkennung kommen sollte. Ihr

A. Ruge.

Derselbe an denselben.

Dresden, den 1. Mai 1842.

Lieber Freund!... Die Jahrbücher haben jetzt über 500 Abnehmer und steigen noch; wir müssen sie halten und allmählich wieder in den gehörigen Schwung bringen. Thun Sie, was Sie können. Kein Tapferer wirft die Flinte ins Korn. Ich suche hier

gegen die Barbarei zu wirken. Es fehlt mir aber noch an einem sicheren Anhalte, da leider Lindenau, der einzige, mit dem ich etwas machen könnte, nicht die Zensur unter sich hat. Ihr

A. Ruge.

Eduard an Ludwig Feuerbach.

Erlangen, den 3. August 1842.

Lieber Bruder! Da mir ein Söhnlein geboren worden ist, ersuche ich Dich, Pathenstelle zu vertreten, bitte Dich aber, Dir durchaus keine Unkosten zu machen, indem wir auf keine Weise etwas annehmen werden. Blicke ich in die Zukunft, so mischt sich mit der Freude der Gegenwart die Sorge, und mich erfüllt der ernste Wunsch, dass der neue Ankömmling ein guter, tüchtiger, weiser und tugendhafter Mensch werden möge, den Glück und Segen auf seinem Lebenswege begleiten. Möge er Dir in allem Guten gleichen, aber nicht in Deiner Richtung gegen das Christenthum, das nach meiner Ueberzeugung die Grundlage sittlicher Erziehung des Menschengeschlechtes und für jede höhere Bildung ist. Mag auch das Christenthum vielfach missbraucht worden sein, mögen einzelne Lehren unrichtig sein, oder die Prüfung der Vernunft nicht aushalten; so sind doch die wesentlichen, die Hauptlehren, namentlich diejenigen, welche das Zusammenleben der Menschen regeln, wahr, und sowohl für das Individuum, wie das Ganze heilsam. Auf ihnen beruht das öffentliche Zutrauen, auf ihnen das Zutrauen, das der Mensch dem Menschen schenkt.

Ich ergreife daher diese Gelegenheit, Dich zu bitten, von einer Richtung abzustehen, die Dir keinen wahren, keinen bleibenden Ruhm verschaffen, Dir und den Deinen keinen Segen bringen kann, von einer Richtung, die diejenigen mit Betrübniss füllen muss, die es gut und redlich mit Dir meinen.

Mit treuer Liebe Dein Bruder Eduard.

Ludwig an Eduard Feuerbach.

Bruckberg, den 18. August 1842.

Lieber Eduard! Meinen Glückwunsch zu Deinem Söhnlein und meinen Dank für Deinen Antrag. Da es aber keineswegs gleichgiltig ist, wenigstens in der Vorstellung — welchen Pathen man wählt, und Du an meiner „antichristlichen" Richtung Anstoss

nimmst, — eine Richtung, die so mit mir verwachsen ist, dass sie nur mit meinem Leben enden wird — so rathe ich Dir, ohne alle Rücksicht und Bedenklichkeit einen anderen Pathen zu nehmen.

Uebrigens bedauere ich Dich, dass Du von dem Gespenste des nur noch durch politische und literarische Gewaltstreiche sich behauptenden Christenthums so bethört bist, dass Du ausser der natürlichen, schlichten Erziehung des Menschen zum Menschen noch eine besondere supranaturalistische Verziehung für Dein Kind in Anspruch nimmst. Es wird die Zeit kommen, wo man erkennen wird, dass in dem „Wesen des Christenthums" längst das Räthsel gelöst ist, worüber die gegenwärtige bethörte Menschheit sich den Kopf zerbricht. Vielleicht findet auch einst Dein Sohn, nachdem ihn die Christen an Geist und Leib zerrissen und verkrüppelt haben, in den Schriften seines verketzerten Onkels den Weg zu Heil und Leben.

Doch wieder zurück zum eigentlichen Thema. Ich mache Dir folgenden entscheidenden Vorschlag: Handle im Geiste dieser Zeit, welche ein widerspruchsvolles Gemisch von Christenthum und Heidenthum für Christenthum ausgibt, und gib daher Deinem Söhnlein zur Erinnerung an diese Zeit den antichristlichen Namen Ludwig und den christlichen Namen Anselm. So bist Du aus aller Verlegenheit. Dein Bruder Ludwig.

Feuerbach an O. Wigand.

Bruckberg, den 29. Dezember 1842.

Lieber Herr Wigand! Ihre freundliche Einladung kann ich leider nicht annehmen. Sie haben ein verhängnissvolles „Wenn" oder ein ähnliches konditionales Wörtchen in meinem Briefe übersehen.

Der Winter ist mir die genehmste Zeit zum schreibenden, d. i. sich äussernden Denken. Ich bin das Gegentheil der Bienen; diese verzehren im Winter, was sie im Sommer gesammelt; ich gebe im Winter von mir, was ich im Sommer verschluckt habe. Ich vereine den Nord- und Südländer in mir: im Winter bin ich ein Norddeutscher — Idealist, Kopfmensch; im Sommer ein Südländer — Realist, Sinnen-, Herz-, Naturmensch oder wie Sie das nennen wollen. Und so bin ich denn auch bereits diesen Winter schon seit mehreren Wochen ganz in der schaffenden Kopfarbeit. Ich arbeite das Thema meiner Thesen aus. Ich kann, ich darf jetzt nicht fort.

Dergleichen Dinge darf man nicht aufschieben. Ungewiss ist das Leben, nur gewiss ist die Pflicht. Ich gratulire zu Ihren 14 Kindern von Herzen. Die wahre Philosophie besteht darin, nicht Bücher, sondern Menschen zu machen. Ihr L. Feuerbach.

Ruge an Feuerbach.

Dresden, den 16. Mai 1843.

Lieber Freund! Vor Kurzem kam aus dem Hause des Predigers Ammon die Nachricht, sie hätten Briefe aus Erlangen, dass Ludwig Feuerbach gestorben sei. Meine Frau, die mir das mit grosser Bestürzung erzählte, denn sie interessirt sich lebhaft für Sie, hatte es von Ammons Tochter, unserer Freundin. Ich antwortete ihr gleich aus dem Stegreife: „Das ist nicht wahr, der hat keine Zeit zu sterben, schreib' ihr nur wieder: der stürbe nicht, weil er noch nicht abkommen könnte." Und die nächste Zeitung klärte den Irrthum auf. Die Frauenzimmer waren nicht wenig überrascht, und ich fürchte, dass sie jetzt an mich glauben und mich für einen Propheten halten würden, wenn ich es nur verlangte. Wir freuen uns sehr darauf Sie zu sehen! Ganz der Ihrige A. Ruge.

Derselbe an denselben.

Dresden, den 24. Mai 1843.

Lieber Freund! ... Das Journal („Deutsch-französische Jahrbücher") wollen wir ganz frei im Auslande drucken und den mittelmässigen und scholastischen und reservirten Kram der alten Jahrbücher ganz wegwerfen, zu dem Ende uns mit den bedeutendsten Franzosen: Leroux, Proudhon, L. Blanc, vielleicht Lamartine — (Lamennais und Cormenin sind wohl nicht zu haben oder zu brauchen) — zu dem Journale vereinigen, so dass sie unmittelbar mit hineinschreiben (französisch liest ja Jeder), und auch eine Art Redaktion mit aufstellen. Den Titel und den Prospekt erlassen wir dann mit ihnen gemeinschaftlich und stellen so die geistige Alliance der zwei Nationen plötzlich mit einem Schlage an dieser Unternehmung dar. Sie würden dem Plane einen bedeutenden Vorschub leisten, wenn Sie gleich im ersten Hefte mit aufträten. Wie Strauss die alten Jahrbücher eröffnete, so müssen Sie diese neuen eröffnen. Sie sind populär und beliebt, und ausserdem haben Sie

ja schon längst die gallogermanische Alliance ausgesprochen. Denken Sie auf einen passenden Beitrag. Es wird übrigens Alles passen; am Besten freilich ein Manifest von Ihnen gegen die Spekulation und das theologische Verhalten der Deutschen (seit der Reformation, oder eben gerade jetzt in ihrem ganzen Leben), und für eine Annäherung an Frankreich, seit ihnen nun diese Abstraktion zur Last wird. Doch will ich Ihnen nichts vorschlagen; nur im Allgemeinen den Plan müssen Sie billigen, was ich nicht bezweifle; dann regt Sie das schon zu irgend etwas an. 1. Oktober wollen wir anfangen. Ihr Ruge.

Feuerbach an Ruge.

Bruckberg, den 20. Juni 1843.

Lieber Freund! Ob ich gleich darauf rechne, Sie nächstens hier zu sehen, so muss ich doch noch, ehe Sie einen positiven Schritt thun zur Realisirung Ihres neuen literarischen Unternehmens, Ihnen meine Meinung darüber schriftlich aussprechen; denn in meinem letzten Briefe gab ich nur den ersten Eindruck der Idee, ohne über die Möglichkeit und Zweckmässigkeit ihrer Ausführung nachgedacht zu haben. Ich habe durchaus nichts gegen die Idee an sich — im Gegentheile, die Berührung mit dem französischen Esprit hat für mich etwas sehr Anziehendes, und mehr als dieses; aber vom praktischen Gesichtspunkte aus hält sie, namentlich jetzt nicht Stich und Stand. Diese Assoziation ist auffallend, und schon dadurch verfehlt sie ihren Zweck; denn der letzte Zweck ist zunächst doch immer nur, sich Luft zu machen. Aber um sich Luft zu machen, muss man, wenigstens in dem philiströsen, stumpfen Deutschland, wie es heutigen Tags ist, keinen Wind, am wenigsten Sturmwind machen. Haben wir nur erst Luft — der Wind stellt sich schon mit der Zeit ein; er entsteht unter Bedingungen, die nicht in unserer Gewalt sind. Die stillen Wirkungen sind die besten. Erst still, dann laut, aber nicht umgekehrt. Deutschland kann nur durch Gift kurirt werden — nicht durch Feuer und Schwert. Wir sind noch nicht auf dem Uebergange von der Theorie zur Praxis, denn es fehlt uns noch die Theorie, wenigstens in ausgebildeter und allseitig durchgeführter Gestalt. Die Doktrin ist noch immer die Hauptsache. Nicht nur böser Wille — auch Verstandesschranken, falsche Vorstellungen, genährt, oder wenigstens nicht aufgehoben, selbst durch unsere besten Geister,

sind es, die dem Lichte eines neuen Geistes widerstreben. Schriften sind nothwendig, grosse und kleine, und nur in ihnen kann man den Rappen laufen lassen. Journale dürfen nur sekundiren. Das war falsch, dass Sie die Offensive ergriffen. Ein Journal, das nur nicht obskur ist, — das ist das Höchste, was man gegenwärtig bewerkstelligen kann. Man muss sich äusserlich beschränken, um nach Innen seine Macht zu konzentriren. Dazu müssen wir es noch bringen, nicht dass wir doziren, sondern dass nach uns dozirt wird, allen Prohibitivmassregeln zum Trotze, und dazu bringen wir es. Einen anderen Weg von der Lehre zum Leben weiss ich nicht. Einen anderen kann man sich wenigstens nicht vorsetzen. Aber was hilft uns dazu die französische Alliance? Hängen wir dadurch der Sache ein Gewicht an? Gewinnen wir neue Vernunft- und Ueberzeugungsgründe? Nein! wir imponiren nur äusserlich. Aber wir müssen uns allein auf uns selbst stützen, allein uns selbst helfen. Was anderes wäre es, nach Paris selbst zu gehen und von dort aus Deutschland zu bombardiren. L. F.

Ruge an Feuerbach.

Paris, den 19. August 1843.

Lieber Freund! .. In Brüssel wollte ich anfangs nicht verweilen, musste aber liegen bleiben, weil die Post es so mit sich brachte. Ich besuchte nun die Professoren Mainz, Altmeyer, den Juristen Arntz (den Philosophen Ahrens, den Krausianer, verfehlte ich) und noch einige deutsche und französische Gelehrte. Seltsam traf sich's, dass diese Herren, die die radikale Richtung vertreten, gerade damit umgingen, an des Ahrens Stelle, der nach Leiden geht, einen deutschen radikalen Philosophen zu bringen. Sie hatten desshalb zunächst an mich schreiben wollen und waren nun sehr vergnügt, dass ich persönlich Auskunft geben konnte. Ich habe Ihnen gerathen, wenn sie es durchsetzen könnten, Sie zu rufen. Sie wären gerade in Belgien ein guter Sauerteig (und die Stelle wird jetzt mit 5000 Francs besoldet).

Allerdings würden diese Männer Sie sehr gerne dort sehen; Ahrens, der Krausianer, will aber wieder einen Krausianer, den Leonhardi in Heidelberg haben, und schreit gegen die Atheisten. Ganz klar sind mir die Verhältnisse nicht geworden; nur soviel ist gewiss, dass sie auch den Professoren und den Stiftern der Université libre nicht klar sind. Die Universität besteht auf Sub-

skription, die, wie es scheint, jährlich wiederholt wird. Die ersten Subskribenten sind Vorsteher. Ob nun aber dieser zufällige Vorstand, oder die Sachverständigen, die Professoren also, neue Berufungen zu machen haben, darüber scheint nichts festzustehen, nur dass doch ohne Zweifel die Generalversammlung der Subskribenten souverain ist. Ahrens scheint die Vorsteher gewonnen zu haben. Doch war Alles noch ungewiss. — Ihr Buch wird hier jetzt in's Französische übersetzt, wenigstens gehen zwei Bekannte von mir damit um. Wenn jedoch Ihr Bruder die Uebersetzung in's Französische machen wollte, so wäre die Sache sicherer zu Stande zu bringen, und ich wollte von dem Dr. Guerrier, der Franzose ist, aber in Deutschland erzogen wurde und beider Sprachen vollkommen mächtig ist, das Manuskript Ihres Bruders durchlesen lassen. Guerrier ist Arzt, er hat daher nicht so viel Musse, als Ihr Bruder; aber er ist sehr für Ihr Buch eingenommen und gern bereit, diese Arbeit zu übernehmen, um der Sache willen. Wir könnten das Werk dann in Strassburg drucken. Es wäre von grossem Nutzen. Kommen Sie noch her? Es wäre sehr angenehm für mich. Ich wohne für 25 Francs den Monat und esse für 25 Sous, etwas über 1 Franc, ein Rostbif (sic) und bin mit beidem sehr zufrieden.

Sollten Sie herkommen, so kommen Sie nur ohne Weiteres zu mir und quartiren sich jedenfalls provisorisch bei mir ein. In unserem Hause, und wenn nicht hier, im Hôtel de la Gironde in der Nähe, sind immer noch Zimmer. Leben Sie wohl!

Ihr A. Ruge.

Dr. Marx an L. Feuerbach.

Kreuznach, den 30. Oktober 1843.

Hochverehrter Herr! Dr. Ruge hat Ihnen bei seiner Durchreise vor einigen Monaten unseren Plan, französisch-deutsche Jahrbücher zu ediren, mitgetheilt, und zugleich Ihre Mitwirkung erbeten. Die Sache ist jetzt soweit abgemacht, dass Paris Druck- und Verlagsort ist, und das erste Monatsheft bis Ende November erscheinen soll.

Ich glaube fast aus Ihrer Vorrede zur 2. Auflage des „Wesens des Christenthums" schliessen zu können, dass Sie mit einer ausführlicheren Arbeit über Schelling beschäftigt sind, oder doch Manches noch über diesen Windbeutel in petto hätten. Sehen Sie, das wäre ein herrliches Debut.

Wie geschickt hat Herr Schelling die Franzosen zu ködern gewusst, vorerst den schwachen eklektischen Cousin; später sogar den genialen Leroux. Dem Pierre Leroux und Seinesgleichen gilt Schelling nämlich immer noch als der Mann, der an die Stelle des transzendenten Idealismus den vernünftigen Realismus, der an die Stelle des abstrakten Gedankens den Gedanken mit Fleisch und Blut, der an die Stelle der Fachphilosophie die Weltphilosophie gesetzt hat! Den französischen Romantikern und Mystikern ruft er zu: „Ich die Vereinigung von Philosophie und Theologie", den französischen Materialisten: „Ich die Vereinigung von Fleisch und Idee", den französischen Skeptikern: „Ich, der Zerstörer der Dogmatik", mit einem Worte: „Ich .. Schelling!"

Sie würden unserem Unternehmen, aber noch mehr der Wahrheit daher einen grossen Dienst leisten, wenn Sie gleich zu dem ersten Hefte eine Charakteristik Schellings lieferten. Sie sind gerade dazu der Mann, weil Sie der umgekehrte Schelling sind. Der — wir dürfen das Gute von unserem Gegner glauben — der aufrichtige Jugendgedanke Schellings, zu dessen Verwirklichung er indessen kein Zeug hatte, als die Imagination, keine Energie, als die Eitelkeit, keinen Treiber, als das Opium, kein Organ, als die Irritabilität eines weiblichen Rezeptionsvermögens, dieser aufrichtige Jugendgedanke Schellings, der bei ihm ein phantastischer Jugendtraum geblieben ist, er ist Ihnen zur Wahrheit, zur Wirklichkeit, zu männlichem Ernst geworden. Schelling ist daher Ihr antizipirtes Zerrbild, und sobald die Wirklichkeit dem Zerrbilde gegenübertritt, muss es in Dunst, in Nebel zerfliessen. Ich halte Sie daher für den nothwendigen, natürlichen, also durch Ihre Majestäten, die Natur und die Geschichte, berufenen Gegner Schellings. Ihr Kampf mit ihm ist der Kampf der Imagination von der Philosophie mit der Philosophie selbst. .... Ganz der Ihrige

Dr. Marx.

Ruge an Feuerbach.

Dresden, den 11. November 1843.

Lieber Freund! ... Ich gestehe Ihnen, dass ich bange werde, wo wir die Schriftsteller finden sollen, wenn auch Sie sich zurückziehen. Nun, ich rechne auf Ihren guten Genius, der Sie von jeher schon auf die Fährte der Franzosen und in die Bahn des Humanismus geführt, und dem wir so viel Emanzipation ver-

danken. Er wird Ihnen keine Ruhe lassen, und Sie werden sehr bald das Bedürfniss fühlen, mit einzugreifen. Schelling für die Deutschen zu charakterisiren, ist fast überflüssig geworden — ennuyant ist es ohnehin, sich mit ihm zu beschäftigen — und ich fühle ganz Ihre Motive, Marx dies abzuschlagen; aber merkwürdig dumm sind die Franzosen über ihn. So eine existirende alte Vogelscheuche imponirt diesen Menschen, weil sie zu unwissend sind, um mehr als den Namen zu kennen. Für die Franzosen müssen alle die Dinge über Schelling, Hegel, Religion, Philosophie etc. immer noch wieder repetirt werden. Später will ich's versuchen, ihnen Collegia darüber zu lesen. Von Herzen der Ihrige. A. Ruge.

Feuerbach an O. Wigand.

1844.

Lieber Herr Wigand! .. Verhinderungsgrund meiner persönlichen Erscheinung in L. war übrigens auch mein politischer Widerwille gegen den von der preussischen Knute unterjochten Norden — ein Widerwille, der sich freilich noch weiter, auch gegen den vom päbstlichen Nachtstuhle unterdrückten Süden erstreckt.

Auf Ihre Aufforderung zur Theilnahme an Ihrer Vierteljahrschrift habe ich in meinem letzten Briefe nichts erwidert, weil ich erst an dem Tage, wo dieser mein Brief abging, Ihre Aufforderung erhielt. Es geschehe jetzt. Ich habe die beiden Bände dieser Zeitschrift mit grosser Freude und Theilnahme gelesen, sie sind geschrieben von freien, rüstigen, lebendigen, antischolastischen Geistern; ich fühle mich zu ihnen hingezogen und sogar verbunden zu Dank — wenn anders von Dank hier die Rede sein könnte — für die Weise, wie sie meiner gedenken. Aber Sie wissen — durch Ruge noch aus den Zeiten der D. Jahrbücher — wie ausserordentlich schwer ich mich losreisse aus dem Zusammenhang meiner grösseren Arbeiten und Studien, und diese Schwere hat mit der Last der Jahre, die sich seitdem gehäuft, nur zugenommen. Ueberdem habe ich aus mehrfachen Gründen, die theils subjektiv, theils objektiv sind, längst alle Lust und allen Willen verloren zu thätiger Theilnahme an einem gemeinschaftlichen literarischen Institute in Deutschland. Ich selbst existire nur aus Nothwendigkeit, nicht aus Freiwilligkeit in Deutschland, ob ich gleich unendlich entfernt bin, desswegen das wahre deutsche Wesen je zu verkennen und zu verleugnen, so tief ich auch den christlich-germanischen Servilismus,

Bigottismus und Partikularismus hasse. Sapienti sat. Sollte indess einmal ein besonderer Drang in mich oder eine besondere äussere Veranlassung an mich kommen — Sollte! Der Teufel hole das Sollte! werden Sie ausrufen, und Sie haben Recht; Sie wollen bestimmte Zusage oder Nichts. L. F.

Feuerbach an Friedrich Kapp.

Bruckberg, den 15. Oktober 1844.

Lieber junger Freund! . . Es freut mich, dass Sie und andere Berliner meinen „Luther" so gut aufgenommen und aufgefasst haben. Leider! bin ich, wie gewöhnlich, auch mit dieser Schrift nicht ganz zufrieden. Ich habe zu Vieles auf der Seite liegen lassen, mich zu sehr beschränkt, zu kurz gefasst, und den Grundgedanken, das Facit vom Ganzen, nicht einmal direkt ausgesprochen, sondern dem eigenen Verstand des Lesers zu ziehen überlassen, und dadurch vielleicht selbst auch wohlmeinenden Lesern manchen Anstoss gegeben, manchen Zweifel nicht gelöst. Freilich war auch mein Gebiet schon durch den Gegenstand und Zweck ein begränztes. So beanstandete Jemand, von dem ich es nicht erwartet hätte, die ironische Apologie der Sünde am Schlusse; er sah nicht ein, dass diese nur im Gegensatze gegen die himmlische Seligkeit Gültigkeit, und keinen andern Sinn hat als: Besser ein Sünder auf Erden, als ein Engel im Himmel, d. h.: Besser ein wirkliches, wenn auch mit allen Mängeln der Wirklichkeit behaftetes, als ein abstraktes, mit allen Tugenden des Spiritualismus ausgeschmücktes Wesen.

Eine Anmerkung hätte diesen Anstand wenigstens auf Seiten jenes Jemands heben können; aber soll man denn Alles zu Einem Brei machen? Was aber den allgemeinsten und meisten Anstoss auch wieder bei dieser Schrift erregen wird, ist, dass ich das göttliche Wesen als ein sinnliches, und vice versa das sinnliche Wesen als göttliches, d. i. wahres Wesen nachweise, oder wenigstens setze, aufstelle; denn allerdings bin ich hier noch manchen Nachweis, manche Aufklärung und Erläuterung schuldig geblieben, indem die Leute unter Sinnlichkeit nichts Anderes verstehen, als Essen, Trinken, Freien, gleichwie sie unter Menschlich nichts Anderes verstehen als die Schwächen der Individuen und die veränderlichen, willkürlichen Satzungen und Institutionen der Zeiten, daher auch das wahre menschliche Wesen unter dem Namen des

Göttlichen, als eine eigene, vom Menschen unterschiedene Gattung, demselben gegenüber setzen. Ich werde indess diese Nachweise und Erläuterungen nicht schuldig bleiben, und alle vorlauten Urtheile über mich noch auf's Tiefste beschämen. Aber nur Geduld muss ich den Herren einstweilen noch anempfehlen.

Das charakteristische Urtheil des grossen theologischen Waschweibes von Berlin über mich hat mich an den seligen Göttinger Theologen Michaelis erinnert, dem seiner Zeit auch Herder viel zu „seicht und unreif“ war, als dass er von ihm hätte Notiz nehmen mögen. Und der gute Michaelis ist längst ad patres gegangen, aber Herder lebt heute noch unter uns. So wird der theologische Dünkel bestraft!

Dass ich in den Augen Br. Bauer's ein „respektabler“ Kerl bin, wundert mich sehr, da die „Olympischen Götter“, deren Standpunkt jetzt Bauer in seiner absoluten, nichts voraussetzenden Kritik einnehmen soll, auf einen Menschen mit „praktischen Bedürfnissen“ doch nur verächtlich herabblicken können. In seiner Zeitschrift soll er daher auch wacker gegen mich polemisiren, ohne mich aber zu nennen. Diese Polemik freut mich jedoch, denn sie offenbart unsere himmelweite Differenz, die nur die völlige Urtheilslosigkeit hat übersehen können. Meine Gesinnung gegen ihn bleibt dieselbe. Seine Geschichte des 18. Jahrhunderts habe ich mit vielem Vergnügen längst gelesen. Sie ist sehr pikant, aber zu absprechend, zu flüchtig geschrieben. Wir sind auch in dieser Beziehung Gegensätze: er schreibt zu viel und zu leicht, ich zu wenig und schwer.

Die Trier'sche Zeitung kenne ich nicht, ausser dem Namen nach. Ihr Anerbieten kann ich aber nicht annehmen. Sie sind jetzt Student und Soldat zugleich. Da haben Sie keine Zeit zum Abschreiben. Es wäre mir allerdings nicht ohne Interesse, zu sehen, in welcher Art diese Artikel geschrieben sind. Aber ich kann das ja vielleicht auf eine andere, Niemand belästigende Art erfahren.

Die mir aus dem Berliner Gebetbuch für fromme Soldaten mitgetheilte Stelle ist köstlich. Meinen Dank für sie. Ich kann vielleicht einmal öffentlich davon Gebrauch machen. Wie tief muss aber eine Regierung gesunken sein, wie tief eine Armee, welcher das Gift des ekelhaftesten Pietismus ordannanzmässig in succum et sanguinem vertirt wird! Welche Heldenthaten werden wir von einer Soldateska erleben, welche auf der Hiobspost der christlichen Geduld dem Feinde entgegenzieht!

Im würdigsten Gegensatz zu diesen und ähnlichen widerlichen Erscheinungen unserer verwesenden Staaten fällt mir eben erfreulicher und trostreicher Weise der Schneidergeselle Weitling ein. Ich lernte nämlich erst diesen Sommer den Kommunismus etwas näher kennen, unter andern auch die Schrift W.'s: „Garantieen der Harmonie und Freiheit". Wie war ich überrascht von der Gesinnung und dem Geiste dieses Schneidergesellen! Wahrlich, er ist ein Prophet seines Standes. Ich verdankte seine Bekanntschaft einem jungen, theoretisch in den Kommunismus eingeweihten Handwerker. Wie frappirte mich auch der Ernst, die Haltung, der Bildungstrieb dieses Handwerksburschen! Was ist der Tross unserer akademischen Burschen gegen diesen Burschen! Wahrlich bald — bald im Sinne der Menschheit, nicht der Individuen — bald wird sich das Blatt wenden, das Oberste zu unterst, das Unterste zu oberst kehren, die da herrschen, dienen, die da dienen, herrschen. Dies wird das Resultat des Kommunismus sein, nicht das von ihm beabsichtigte. Neue Geschlechter, neue Geister werden entstehen, und sie werden entstehen wie einst aus den rohen Germanenstämmen, aus der unkultivirten, aber bildungsdurstigen Menschenmasse.

Und jetzt schon haben wir die religiösen und theoretischen Anfänge dieser unvermeidlichen Metamorphose vor Augen. Während die Könige sich zu Betbrüdern, zu Pietisten erniedrigen, erheben sich die Handwerker zu Atheisten, und zwar Atheisten nicht im Sinne des alten, nichtssagenden, leeren, skeptischen, sondern des modernen, positiven, thatkräftigen, religiösen Atheismus.

Unmittelbar dieser erfreulichen Erscheinung reiht sich Ihr Brief an, denn er verbürgt mir eine der Gegenwart entsprechende Zukunft. Und was ist erfreulicher als so eine Wahrnehmung! Ein die Zukunft verbürgendes Zeichen war es mir, dass Sie sich bereits für ein bestimmtes Thema vorbereitet, an eine bestimmte und zwar ausgezeichnete Persönlichkeit angeschlossen haben.*) Der Mensch kann sich nicht genug konzentriren, Eines — oder Nichts. Aber strengen Sie sich nur nicht zu sehr an, übertreiben Sie nicht — die besten Früchte reifen am spätesten.

Alles hier erfreute sich Ihrer Grüsse und erwidert sie freundlichst. Selbst mein Lorchen erinnert sich Ihrer, des Mannes mit

*) Fr. Kapp im Soldatenrocke trieb damals Quellenstudien zur Charakteristik des alten Joh. Jakob Moser, des Würtembergischen Kämpen.

habe ich zweimal besucht. Ihr ruhiges, echt weibliches und doch bestimmtes Wesen hat mich sehr angesprochen. Sie hatte gerade den Sallet bekommen, wir sprachen darüber und über seinen, dem Feuerbach'schen verwandten Standpunkt. Sie nannte Feuerbach immer Ludwig, was mir um so mehr auffiel, als ich ihn nur von Euch bei seinem Vornamen hatte nennen hören; es wollte mir fast scheinen, dass sich ihrer Liebe und Verehrung für ihn ebensoviel Schwärmerei beigesellt hat. Man sollte es kaum glauben, eine einfache Bürgerstochter hat den ganzen F. in sich aufgenommen, ihn so verstanden, dass ihr ganzes Wesen vergeistigt, veredelt ist. Elfriede Schwarz sieht im Aeusseren älter aus, als sie ist; sie hat ein schönes, blaues, sanftes Auge und macht in ihrer ganzen Erscheinung einen wohlthuenden Eindruck auf den, der sie zum ersten Male sieht. Die Stunden, die ich bei ihr zubrachte, verflossen mir sehr angenehm und schnell; mein Vorsatz, sie öfter zu besuchen, scheiterte an meiner baldigen Abreise aus Bielefeld ......

Feuerbach an E. G. von Herder*)

Bruckberg, Charfreitag 1848.

Innigverehrter Freund! So ein schreiender Anachronismus auch die „Leibnitz'sche Philosophie" jetzt ist, so überschicke ich sie Dir doch in diesem Bande, aber natürlich nicht mit der zeitwidrigen Zumuthung, dass Du sie lesen, sondern nur mit der Bitte, dass Du sie in Deiner Bibliothek ad acta oder ad patres legen mögest. Es ist jetzt keine Zeit für Philosophie, obgleich es gerade jetzt vor Allem gilt, seinen Kopf nicht zu verlieren.

Wie traurig ist es, wenn Männer, wie Hecker, sich zu unbesonnenen und erfolglosen Handlungen hinreissen lassen! Hoffen wir indess, dass unsere Zeitungsberichte hierüber übertreibende und entstellende Parteiberichte sind. Ich kann mir nicht vorstellen, dass Hecker sein Terrain nicht besser soll gekannt haben.

Denke nur, der Ansbacher Volksausschuss hat die Kühnheit gehabt, zum Entsetzen aller dortigen Stadtphilister mich als Deputirten nach Frankfurt vorzuschlagen. Auch die hiesigen und be-

*) E. G. von Herder, der Sohn des grossen Herder, war quieszirter bayrischer Regierungsrath in Erlangen. Dieser sowie die in der folgenden Periode mitgetheilten Briefe Feuerbachs an den ältern, innigstgeliebten Freund verdanke ich der Güte des Hrn. Dr. Ferdinand v. Herder, Bibliothekars am Botanischen Garten zu Petersburg, eines Sohnes des Adressaten.

nachbarten Landgemeinden werden mich wahrscheinlich wählen. Sollte übrigens wirklich die Wahl mich treffen, so werde ich mich der strengsten Gewissensprüfung unterwerfen, ob ich sie annehmen kann und darf. Ich kann die konstitutionelle Monarchie nicht vertreten, wenn ich gleich auch für ihre Abschaffung in dem gegenwärtigen Zeitpunkt nicht sein kann. Hier entscheiden nur Handlungen, nur Ereignisse.

Lebe wohl und empfiehl mich den Deinigen und Bayer! Mit inniger Liebe und Verehrung Dein L. Feuerbach.

Ludwig an Bertha Feuerbach.

Leipzig, den 3. April 1848.

Liebe Bertha! Ich bin gestern hier glücklich angekommen. Ich habe ein Recht, zu sagen glücklich, weil ich leicht unterwegs ein Malheur hätte haben können, indem der Eilwagen vor Hof uns umwarf, jedoch ohne dass einer der Passagiere etwas ausser dem Schrecken davontrug. Ich kam Vormittags hier an, traf aber erst Wigand Nachmittags, oder vielmehr bei Tische. Er wohnt prachtvoll. Heute ziehe ich zu ihm. Leider! ist auch diese Herrlichkeit vielleicht bald dahin. Es ist eine Zeit, wo alles auf dem Spiele steht. Gegen die sichersten Hypotheken ist kein baares Geld hier zu bekommen. Von allen Seiten Bankerotte, oder wenigstens augenblickliche Zahlungsunfähigkeiten, weil Alles sein Scherflein ins Trockene bringen will, sein Talent, d. h. sein Geld vergräbt. Wigand hat an 200,000 Thaler bei tausend Häusern einzufordern. Er schätzt sich glücklich und gerettet, wenn nur die Hälfte zur Ostermesse bezahlt. Der Grund des Uebels ist nicht wirklicher Mangel an Geld, sondern die Furcht, dass durch Krieg oder Arbeiterbewegungen die Wohlhabenden oder Habenden ruinirt werden, die alle Glieder lähmt, alle Geschäfte stocken macht, allen Credit untergräbt. Ich war gestern in zwei Gesellschaften von den entgegengesetzten, die Zeit bewegenden Grundsätzen: Republikanern, Demokraten, entschiedenen Revolutionsmännern und sogenannten Philistern, Bourgeois, d. h. Leuten, die zwar Pressfreiheit, Volksfreiheit etc. wollen, aber doch noch, wenn auch nicht an dem Königthum, doch an den Königen festhalten ..... Der fünfte Band (Leibnitz) ist bereits erschienen und längst auf dem Wege nach Bruckberg. Ob die andern, mir so wichtigen Bände noch bei W. erscheinen, davon kann jetzt keine Rede sein, da gerade jetzt der

Augenblick ist, wo Alles in bangster Erwartung der kommenden Dinge ist. Man fürchtet Krieg mit Russland, wenn er anders nicht schon ausgebrochen ist; man fürchtet aber noch mehr einen Bürgerkrieg Deutschlands (zwischen Republik und Monarchie); man fürchtet für die Zertrümmerung aller Maschinen von den Arbeitern, obwohl in der letzten, vorgestrigen Versammlung derselben sie sich gegen eine solche ausgesprochen und sehr friedliche Gesinnungen an den Tag gelegt haben sollen. Trotz aller dieser Uebel darf aber jetzt der Einzelne nicht klagen, denn sie sind allgemeine Uebel, wir leben in einer Zeit der Krisis, der Neugestaltung. Es kann nicht anders sein. Man muss sich jetzt nur auf das Nothwendigste beschränken, zufrieden sein, wenn man nur ein Stückchen Brod hat. Die Schwester äusserte sich erfreut darüber, dass Du zu ihnen zögest, sie sähe daraus, dass Du sie „lieb habest". Ich habe nichts gegen Nürnberg, ausser dass für Lorchen aus Mangel an Garten und an Natur überhaupt in dem sandigen trockenen Nürnberg kein Platz ist, wenigstens nicht auf längere Zeit. Sollte die Schwester Dir den Konsens unterdess zum Verkaufe ihrer Wiese gegeben haben, so verkaufe sie nicht, auf meine Gefahr hin. Es ist in diesem Augenblicke nicht gerathen, in Staatspapieren sein Vermögen anzulegen. Dass es mir in dem bewegten, hiesigen Leben sehr gefällt, kannst Du Dir denken. Hätte ich mich nur mit mehr Wäsche und Bequemlichkeiten versehen, namentlich auch mit einem anderen Rocke; denn mein Winterrock drückt mich in dieser Hitze nieder, und ich nehme jetzt wirklich Anstand, mir einen neuen zu kaufen. Mit Ruge war ich gestern zusammen und esse mit ihm heute bei Wigand. Fröbel ist leider nicht mehr hier in Dresden, sondern in Mannheim. Alles prophezeit mir hier eine baldige Vokation an eine Universität. Die Universität in Breslau hat wirklich nach den Zeitungen mich und Ruge berufen oder berufen wollen. Uebrigens nehme ich keine Berufung im Sinne der alten Universitäten an. Freilich sind mit der Freiheit die alten Universitäten dem Wesen nach schon gestürzt, und eine Universität, die zuerst den Muth hat, mich zu rufen, verdient mich, verdient das freudigste Entgegenkommen. Doch wir wollen sehen, was die Zukunft bringt. Wie lange ich hier bleibe, wann (und ob) ich wieder komme, darüber kann ich natürlich jetzt nichts sagen. Grüsse auf's Herzlichste mein liebes Lorchen, die Stadler, die Nürnberger und Alles.

Dein Ludwig F.

Offener Brief an den Philosophen Feuerbach.

Edler Denker, der Du in den Zeiten der geknechteten Lehre nie Vernunft und Wissenschaft dadurch entweihtest, dass Du den Bestand der Dinge zu rechtfertigen suchtest, — der Du unter Mühe und Schweiss, unter dem höhnenden Geschrei der stolzen Pharisäer, das Gold der Wahrheit aus dem tiefen Schachte der Natur hervorholtest — edler Geist! die Stunde Deiner Wirksamkeit hat geschlagen! die Morgenröthe der Wahrheit beginnt mit ihrem Lichte eine freigewordene Welt zu bescheinen! —

Wohl dampft das warme Lebensblut unserer Brüder noch gen Himmel, das, wir wollen es hoffen, als das letzte Märtyreropfer zur Besiegelung der neuen Lehre, zur Besiegelung der ewigen Wahrheit fliessen musste. Wir sagen der ewigen Wahrheit, denn endlich begann mit Dir und Deinen Gesinnungsgleichen die Menschheit das ewig Wahre und ewig Rechte nur in der Natur zu suchen — das Glück unserer Geschlechter nur in der Natürlichkeit der Verhältnisse und des Lebens zu finden.

Bald treten die Männer zusammen, die dieses neue Testament verfassen, die die ewigen Menschenrechte auf den allein wahren Grundlagen der Natur, der Gattungsmässigkeit unseres Geschlechtes errichten.

Edler Mann! Der seltensten Einer, in denen der Geist der neuen Zeit zu tagen begann, Du darfst nicht fehlen bei dem Aufbau, der der Welt und namentlich unserem langgeknechteten Volke zum ewigen Wohle errichtet werden soll.

Du warst es, der mit wenigen Andern uns Trost und Zuflucht bot, als wir im Ekel vor der Lüge der Gelehrten, im Drange nach Wahrheit, uns zurückzogen aus den geschändeten Hörsälen deutscher Universitäten. Darum richten wir an Dich die Bitte, dass Du jetzt heraustretest aus der Verborgenheit, in die Du Dich begeben, dass Du eine Stelle einnehmest auf der Seite der Wahlkandidaten zur konstituirenden Nationalversammlung, damit Du als Wächter stehest vor dem neuen Tempel des neu zu gestaltenden Rechtes, auf dass auch nicht ein Titel des Gesetzes sich einschleiche, der mit unserer eigenthümlichen Natur im Widerspruch stände. — Frankfurt a. M., den 4. April 1848.

Mehrere Heidelberger Hochschüler.

(Nr. 98 der Didaskalia, 1848.)

Feuerbach an Prof. v. Schaden.

. Frankfurt, den 7. Juni 1848.

Verehrter Herr! Nicht abgeschmackte, gelehrte Vornehmthuerei, nicht philosophischer Hochmuth, nicht persönliche Gereiztheit oder Empfindlichkeit, sondern nur äusserliche Ursachen — Reisen und der- und anderartige Zerstreuungen — sind der Grund, dass ich erst jetzt auf Ihre freundliche Sendung*) und Zuschrift vom 6. April antworte. Fürs Erste sage ich Ihnen meinen Dank für die Uebersendung Ihrer Schrift gegen mich, die mich keineswegs als eine „Unzartheit" affizirte, sondern vielmehr als ein Zeichen von jener Offenheit und Freimüthigkeit, mit welcher der Mann dem Manne gegenübertreten soll, sehr erfreute. Fürs Zweite muss ich Ihnen aber sogleich bemerken, dass ich Ihre Hoffnung auf eine wissenschaftliche oder öffentliche Entgegnung nicht erfüllen kann. Ihre Schrift fällt gerade in die Periode, wo ich meine philosophische Vergangenheit, wie sie in den bereits erschienenen und noch zu erscheinenden, aber handschriftlich längst vollendeten Bänden meiner Gesammtausgabe vorliegt, zu einem wenigstens in meiner Art und in meinem Sinne vollendeten Abschluss gebracht habe. Auch bin ich kein Freund von Streitigkeiten, auch wenn sie sich ganz fern von Persönlichkeiten halten. Es kommt nie etwas dabei heraus. Jeder bleibt in sich und für sich. Erinnern Sie sich nur z. B. an die langweiligen Streitschriften zwischen Leibnitz und Clarke, an die immer nur die längst bekannten Gedanken wiederholenden Briefe Spinoza's, wo er auf die Einwürfe seiner Gegner antwortet. Endlich aber muss ich Ihnen freimüthig bekennen, dass ich durch Ihre Kritik den Kern meines Wesens durchaus nicht getroffen, sondern vielmehr verfehlt finde. Sie sind von Vornherein mit Vorurtheilen (dass ich ein Hegelianer sei) an mich gegangen, haben mich a priori deduzirt und eben desswegen nur negativ konstruirt. Sie haben zur Grundlage Ihrer Kritik hauptsächlich die „Grundsätze der Philosophie" genommen, während doch der Hauptgrundsatz meiner Philosophie, d. h. meines Denkens und Schreibens ist, das Allgemeine stets in concreto darzustellen, Grundsätze nicht in der Form von Grundsätzen, sondern von Handlungen oder Beispielen auszusprechen; also gerade die Schriften, wo ich dies

*) „Ueber den Gegensatz des theistischen und pantheistischen Standpunktes. Ein Sendschreiben an Herrn Dr. L. Feuerbach" von Dr. Emil August v. Schaden, ausserordentl. Prof. phil. in Erlangen. Erlangen 1848.

thue — das sind aber gerade nicht die „Grundsätze" — die am meisten mich charakterisirend sind, die, auf welche ich selbst auch den grössten Werth lege. Sie sind ferner in den Fehler der meisten Kritiker verfallen, dass Sie dem relativ Gesagten absolute, dem Vorübergehenden bleibende Bedeutung gaben, und nicht immer unterschieden zwischen dem, was ich in meinem und was ich im Sinne Anderer sage und entwickle. So haben Sie mir z. B. in dem Abschnitte, wo es sich vom „Sein" handelt, eine Entwicklung im Sinne der idealistischen, namentlich Fichteschen Philosophie, als eine Entwicklung in meinem eigenen Sinne angerechnet. Ich bedauere, mein Urtheil, wenigstens für jetzt, nicht spezieller bestätigen und begründen zu können. Ihr ergebenster

L. Feuerbach.*)

Feuerbach an seine Gattin.

Frankfurt, den 30. Juni 1848.

Liebe Bertha! Alle Deine Sorgen um mich sind thöricht, d. h. grundlos. Euer „Correspondent", aus dem Ihr hauptsächlich Euere Nachrichten schöpft, ist eines der schofelsten, verächtlichsten, in allen Punkten, wo es Muth erfordert, die Wahrheit zu sagen, unzuverlässigsten, ja lügnerischsten Blätter Deutschlands. Der demokratische Kongress dahier, der keineswegs grösstentheils, wie es lächerlicher Weise z. B. in der „Augsburger Allg. Zeitung" hiess, aus jungen Leuten, sondern aus Männern in den besten Jahren bestand, hat sich mit mehr Würde, parlamentarischem Takte und Anstande benommen, als das Parlament selbst. Er ist keineswegs auch dem Parlamente absichtlich und ursprünglich feindlich entgegengetreten. Allerdings gibt es überall unbesonnene, eitle, renommistische, nicht um die Sache, sondern nur um Skandal und Aufsehenmachen bekümmerte Subjekte. Solche gab es auch hier, welche selbst noch vor der Entscheidung der wichtigen Frage den Stab über das Parlament brechen wollten. Aber sie wurden zur Ordnung

*) Wenn Hr. Prof. v. Schaden auf die Antwort warten musste, so hat er dabei nichts verloren. In den Heidelberger „Vorlesungen" bekommt er's mit Zinsen heim. Am Schlusse der Abfertigung heisst es von diesem Kritiker: Hr. v. Schaden glaubt sicherlich, mich widerlegt, wenigstens kritisirt zu haben; ich sage ihm aber, dass er nur von mir geträumt hat, und noch dazu sehr wüste." VIII. Bd. „Zu Anmerkung 27", 148. 9.

verwiesen. Jetzt ist es freilich anders. Das Parlament hat durch das „Gesetz über die Einführung einer provisorischen Zentralgewalt" den Stab über sich selbst gebrochen. Es hat sich selbst zu einer Null gemacht, indem es die oberste Gewalt der Verpflichtung enthob, die Beschlüsse der Nationalversammlung auszuführen; es hat an die Spitze der neuen Zeit die alte Zeit, an die Stelle des Fortschrittes den Rückschritt in die alte Kaiser- und Fürstenwelt gesetzt. Die Demokraten werden daher das thun, was das Parlament zu thun versäumte; aber sie werden es thun, keineswegs gleich mit Feuer und Schwert — an der Spitze der Demokraten stehen Intelligenzen, und diese greifen nicht sogleich zu den Mitteln roher Gewalt — sondern durch Aufforderung an das Volk, ein neues, oder wenigstens ein zu reformirendes Parlament zu berufen. Ein solches Manifest ist bereits gestern erschienen und an allen Ecken der zur Feier der gestrigen Wahl festlich geschmückten Stadt angeschlagen. Uebrigens irrst Du, wenn Du glaubst „ich stünde an der Spitze dieser Partei". Ich bin zwar Freund und Bekannter von allen den Leuten, die an der Spitze stehen, ich habe zwar dem Kongresse beigewohnt — keineswegs jedoch allen Verhandlungen —; ich bin zwar als Mitglied im Verzeichnisse der Theilnehmer eingeschrieben, aber ich spielte stets nur die Rolle eines passiven, aber nicht thätigen — höchstens nur in der Konversation mitrathenden, lehrenden, auch lernenden, warnenden Mitgliedes. In der „Augsburger Allg. Ztg." soll, wie ich hier hörte — ich selbst las sie nicht — stehen, ich und Ronge hätten in einem Bierhause die betrunkene Menge haranguirt und republikanisiren wollen. Eine, was mich betrifft, schändliche Lüge! Ronge allerdings beging leider zu meinem und meiner Freunde grösstem Aerger diese Taktlosigkeit; aber ich sass ganz in obscuro versteckt unter Gebüsch, aus Mangel an Raum, nur im Gespräche mit meinem nächsten Nachbar begriffen. Ich würde diese Lüge öffentlich gebrandmarkt haben, wenn ich es gekonnt hätte, ohne den Ronge zu kompromittiren, wenn ich nicht überhaupt zu gleichgiltig wäre gegen das, was böse Mäuler, sei es öffentlich, sei es privatim, über mich klatschen. Es kann allerdings die Zeit kommen, wo ich an die Spitze trete. Aber jetzt ist der Augenblick noch nicht gekommen, wo ich aus meiner Obskurität, aus meinem Privatleben heraustrete. Der Uebergang von meiner Einsamkeit in das öffentliche Leben wäre jetzt zu rasch. Ich will erst hören, erst sprechen, erst die Welt und die Menschen kennen lernen, ehe ich thätig auftrete. Der Einzige,

der hierin mit mir gleich dachte, der mir eben desswegen einer der interessantesten Menschen war, die ich hier kennen lernte, war ein Künstler Namens Kaufmann aus Dresden, der auch Alles mitmachte, aber nur als Beobachter und Kritiker. Leider ist er dieser Tage von Frankfurt, weil es ihm nichts mehr bot, weil es ihm zum Ekel wurde, wie vielen Anderen, abgereist. Ich kann daher auf die Frage, ob es keine Gefahr hat, an dem Anlehen in Baiern sich zu betheiligen, nicht antworten als Meister vom Stuhle, als Parteiführer, sondern nur als simpler Privatmann. Ich kann nur so viel sagen: Es wird nicht eher Ruhe, es gibt nicht eher ein festes Regiment, bis an die Stelle der alten Bureaukraten, der alten Minister und Beamten überhaupt, neue entschieden demokratisch oder republikanisch gesinnte, aus dem Volke selbst entsprungene Männer treten. Ist das mit Unheil verbunden — gut, ohne Unheil kommt man einmal in der Welt nicht zum Heile. Dass aber dieses Unheil kein solches sein wird, wie Viele sich vorstellen, weil die Demokraten keine Räuberhorden sind, weil sie selbst in ihren untersten Schichten, den Arbeitern, viel vernünftigere Ansichten und menschlichere Grundsätze haben, als ihre Gegner ihnen aufbürden: das glaube ich aus eigener Beobachtung behaupten zu können. Die neuesten schrecklichen Pariser Ereignisse werden allerdings auch in der Zukunft Deutschlands sich wiederholen, aber doch nicht in einer so schrecklichen, sondern einer dem deutschen Geiste entsprechenden Gestalt, obgleich der Deutsche, wenn er einmal losschlägt, keineswegs sanft zuschlägt. Doch, wie sich auch die Zukunft gestalten mag: das Einzige, was man rathen kann, ist, sich nicht ausschliessen zu wollen von dem Leiden und Thun der Anderen, es mit dem Allgemeinen zu halten, also gute Bertha, an einem Anlehen sich zu betheiligen; denn ist das Geld, das ich unter die Erde vergrabe, sicher? L. F.

An dieselbe.

Frankfurt, den 14. Juli 1848.

Liebe Bertha! Ich beginne mit der Antwort auf Deine politischen Fragen. Die Sachen stehen keineswegs so schlimm, als Ihr Euch vorstellt, obgleich allerdings die Regierungen und die in ihrem Sinne denkende und handelnde Majorität der Nationalversammlung Alles auf dem alten Fusse zu erhalten oder wieder darauf zurückzuführen suchen. Allein es hilft doch nichts: der

demokratische Geist, d. h. der Geist, welcher die Staatsangelegenheiten nicht zur Sache einer besonderen, bevorrechteten Kaste oder Klasse von Menschen, sondern zur Sache Aller, zur Volkssache machen will, wird und muss siegen; denn nur mit seinem Siege erfüllt sich die Aufgabe der Menschheit. Dieser Geist ist wohl jetzt in der Minderheit, er ist unterlegen, aber eine solche Niederlage ist nicht zu verwechseln mit der Niederlage auf einem Schlachtfelde, wo freilich Alles aus und verloren ist, wenn keine Armee und Köpfe zum Abschlagen mehr vorhanden sind. Der demokratische Geist ist nur unterlegen, um sich zu sammeln und dann um so kräftiger wieder zu erstehen. Jetzt konnte er nicht siegen, denn die Gegenwart ist eine Zeit des Ueberganges, folglich der Unentschiedenheit, der Taktlosigkeit, des Hin- und Herschwankens zwischen dem Alten und Neuen, eine Zeit, wo es eben am besten ist, nicht handelnd auf dem Theater der Welt aufzutreten, sondern zu warten bis dahin, wo die Lage der Dinge so wird, dass die absolut entschiedenen demokratischen Köpfe und Menschen nothwendig sind. Eher kommt es auch, wie ich schon schrieb, nicht zu irgend einer besseren Gestaltung unserer Zustände.

Die Reaktion bietet allerdings ihre Kräfte auf, die Regierungen fallen überall in die alten Fehler wieder zurück, ja sie verfahren theilweise rücksichtsloser, willkürlicher, despotischer als je — es ist unglaublich z. B. was Alles in Baden vorgeht, unglaublich, welche Frechheiten sich die bairischen Soldaten in Mannheim ungestraft gegen die Bürger erlauben — aber gleichwohl befördern sie dadurch nur die Revolution, die bald wieder in Wien, Berlin und anderwärts ausbrechen und zu energischeren Massregeln als früher greifen wird. Ich sage Dir, der Fackelzug, der dem Kapp und den 27 Anderen der sogenannten äussersten Linken von einer ungeheueren Menschenmasse in grösster, feierlichster Stille gebracht wurde, war beredter, imposanter, als alle die theatralischen, prunkhaften Festlichkeiten zu Ehren des Reichsverwesers. Die so zahlreiche Arbeiterklasse ist fast durchaus demokratisch gesinnt. Keiner von den hiesigen Arbeitervereinen soll sich neulich den Empfangsfeierlichkeiten des Reichsverwesers, der übrigens trotz seiner Unverantwortlichkeit vielleicht nur eine Scheinfigur ist, angeschlossen haben . . . .

L. F.

An dieselbe.

Frankfurt, den 14. August 1848.

Du erhältst schon wieder unerwarteter Weise einen Brief, aber ich halte es für meine Pflicht, Dir Alles, was mich betrifft — es betrifft ja auch Dich — selbst und eher mitzutheilen, als es Dir durch Zeitungen oder briefliche Mittheilungen Anderer zu Ohren kommt. Gestern Vormittag, als ich eben an Heidenreich einen Brief schrieb, kamen zwei Abgeordnete der Heidelberger Studentenschaft zu mir und überreichten mir ein Schreiben, worin es unter Anderm heisst: „In einer allgemeinen Versammlung vom 8. August wurde einstimmig von uns beschlossen, an Sie den dringenden Ruf der Einladung ergehen zu lassen, dass Sie, dem Wunsche von uns Allen folgend, den Lehrstuhl der Philosophie an der hiesigen Universität besteigen möchten.“

Ich habe zu den Studenten gesagt: „Ja ich nehme Euern Ruf an“; äusserte ihnen aber mein Bedenken in Betreff der badischen Regierung. „Die Petition“, erwiederten sie darauf, „ist bereits an dieselbe abgegangen, ihre Gewährung hat gewiss keinen Anstand, wir und eine Menge anderer Studenten bleiben nur unter der Bedingung in Heidelberg, dass Sie die Philosophie lehren.“ Wir wollen nur sehen, was die Regierung thut, und ob nicht an den Chikanen der Theologen und an den Bedingungen diese Affaire scheitert. Für einen günstigen Erfolg spricht, dass bei der Heidelberger Universität 3000 Gulden für die Philosophie bereit daliegen, dass es bereits im Werke war, einen Philosophen, aber einen ganz obskuren, den Professor Erdmann aus Halle, nach Heidelberg zu berufen, dass dieser nun aber nicht berufen werden kann — denn so kann die Regierung nicht den Studenten vor den Kopf stossen; für einen ungünstigen Erfolg aber spricht der Obskurantismus der Professoren und Regierung. Indessen, was auch die Regierung thun mag, ich bin gesonnen, wenn nicht besondere Gründe dazwischen treten, den Heidelberger Studenten mein Wort zu halten, und wenn auch nicht in der Rolle eines Dozenten, doch eines Privatmannes, dem keine Schwierigkeiten in den Weg gelegt werden können, ihnen diesen Winter Vorlesungen zu halten. Habe ich auch nur 100 Zuhörer und verlange ein Honorar von einem Louisd'or, so habe ich meine 1000 fl. Durch die Zeitungen wirst Du bereits erfahren haben, dass auch die Breslauer Studenten abermals und ernstlich mich verlangen. Mir wäre Breslau viel lieber als Heidel-

berg, aber die Heidelberger Studenten sind die Ersten, die einen förmlichen Ruf an mich ergehen liessen, sie haben daher das Vorrecht an mich. Hoffentlich entscheidet sich die badische Regierung bald, damit auch ich darnach meine Massregeln treffen kann, denn ich bedarf meiner Bücher; ich habe ja hier nicht einmal meine eigenen, selbstgeschriebenen zur Hand, und meine Vorlesungen werden mir viel Zeit, Kraft und Studium kosten. Dein F.

Ein Zeitungs-Artikel.

Baden (Heidelberg, 19. August). Soeben vernehme ich, dass sich unser Ministerium zur Berufung Feuerbach's nun wirklich entschlossen haben soll. Dieser „kühne Griff" wird ihm den Dank des ganzen Landes sichern, wird eben so warm noch in späteren Zeiten anerkannt werden, als man jetzt noch die in weit ungünstigerer Zeit erfolgte Berufung Spinoza's, „des Gottesläugners und verdammten Ketzers", zu würdigen weiss. Mir haben wenigstens dreissig der abgehenden Studirenden gesagt, dass sie in diesem Falle wieder kämen und mit ihnen Viele, die bereits in dieser Voraussetzung um Logis angefragt hätten. Jedenfalls wäre es zu wünschen, wenn hier das Ministerium ganz selbständig handelte und die Berufung sofort ausfertigte, damit es noch zeitig genug bekannt würde. Dass die philosophische Fakultät nicht für Feuerbach ist, begreift sich, wenn man bedenkt, dass der Professor philosophiae Reichlin-Meldegg ein allerdings durchaus verunglücktes Pamphlet „die Autolatrie", gegen Feuerbach geschrieben. Auch die Theologen haben den Verfasser des „Wesens des Christenthums" nicht gar lieb. Feuerbach's Ansichten sind die, welche in der Praxis des gegenwärtigen Lebens gäng und gäbe sind, und so ist es Pflicht, ihn selbst zu gewinnen, da er im Stande ist, die Jugend vor verkehrter Auffassung zu hüten. Einer mir zugegangenen brieflichen Mittheilung zufolge, will das Ministerium in Berlin Feuerbach nicht für Breslau, sondern entweder für Königsberg an Rosenkranz' Stelle oder für Berlin selbst zu gewinnen suchen.

Eilen wir uns daher!

Feuerbach an seine Gattin.

Heidelberg, den 26. Oktober 1848.

Ich war gestern eben im Begriffe ein Paket auf die Post zu tragen, als drei Studenten zu mir kamen, um mich im Namen ihrer

Kommilitonen zu ersuchen, ihnen Vorlesungen über Religionsphilosophie zu halten. So schwer es nun auch für mich ist, aus meiner bisherigen einsamen Stellung herauszutreten, so sehr Vorlesungen mit meiner bisherigen Lebensweise und Thätigkeit im Widerspruche stehen, so habe ich doch aus verschiedenen triftigen Gründen abermals Ja gesagt, und nur natürlich an gewisse Bedingungen die Erfüllung meines Jawortes gebunden. Da nun aber diese Bedingungen: hinreichende Anzahl von Zuhörern und Honorarien, um die Kosten meines hiesigen Aufenthaltes zu decken, ohne Zweifel erfüllt werden, so unterliegt es auch keinem Zweifel, dass ich und zwar schon in einigen Wochen, wie die Studenten wünschen, lesen werde. Nun fehlen mir aber alle meine Papiere und Bücher, und ich kann Niemanden die Auswahl der mir vor Allen nothwendigen überlassen. Ich muss also selbst kommen. Aller dieser Fatalitäten und Unannehmlichkeiten wäre ich überhoben, wenn ich nur einen Winkel mein eigen nennen könnte; denn dann würde ich mich in die Einsamkeit wieder zurückziehen und von Neuem die Schriftstellerthätigkeit beginnen. Doch es ist nun einmal so, und ich muss daher Alles dem Zwecke, tüchtige Vorlesungen zu halten, unterordnen und aufopfern. L. F.

An dieselbe.

26. November 1848.

Liebe Bertha! . . Ich habe seit drei Tagen das furchtbarste Ohrensausen, und alle dagegen angewandten Mittel, Fussbäder, Schweissmittel, Vesikatorien, waren fruchtlos, nur dass es diesen Morgen etwas gelinder ist. Ich bitte Dich daher mir auf der Stelle die Elektrizitätsableiter zu schicken, die mir einmal schon so gute Dienste geleistet haben, und das zweite Mal mir vielleicht nur desshalb nichts nützten, weil ich damals auf der Reise nach Bamberg bei dem hässlichen Wetter mich nicht schonen und eine entsprechende Diät führen konnte. Schicke sie aber wohlverpackt, damit sie sich nicht zu sehr abreiben, und schicke 2 Exemplare, d. h. 6 Stücke, weil Kapp auch sie will.

27. Nov. Abends 9 Uhr.

Während dieser Zeilen wurde ich gestern durch Besuche unterbrochen. Abends erfuhr ich von einem Studenten der Medizin, dass es auch hier Elektrizitätsableiter gebe. Ich liess daher den Brief an Dich liegen und ging heute Abends in die Stadt. Aber diese

hier zu habenden sind anderer Art und es kostet einer 1 pr. Thlr. Ich bleibe daher bei meinen alten bereits erprobten, und wiederhole meine Bitte an Dich. Mein Ohrensausen ist zwar heute auch gelinder, aber ich will doch nichts unversucht lassen, um vollkommen frei zu werden; denn diese Woche fange ich an zu lesen, nach langen schweren Kämpfen, denn das Lesen ist für meinen Geist, der stets Neues schaffen will, ein grosses Opfer. Es kostet mir viele Zeit, die ich weit besser verwenden könnte, wenn ich sie nur auf meine eigenen Studien verwendete; aber ich betrachte es als eine äusserliche Nothwendigkeit. Dieser Gesichtspunkt entscheidet. Ausserdem würde ich mich nun und nimmer dazu verstehen, meinen Bruckberger Schreibpult mit einem Heidelberger Katheder zu vertauschen. Freilich traurig genug, wenn sich der Mensch im Widerspruche mit seinem Geiste zu Etwas entschliessen muss. Ich habe überhaupt seither die traurigsten Zustände durchlebt, die nur immer der Mensch erleben kann. Ich hatte die grässlichste Sehnsucht nach Euch, nach Bruckberg, nach meinem alten, stillen, einfachen und doch so gehaltvollen Leben. Alles, Alles war mir unheimlich, unbehaglich, ekelhaft. So schön das Heidelberg im Sonnenschein, so hässlich ist es bei schlechtem, bei novemberlichem Wetter. Wie schön sind unsere, auch im Winter grünen Wälder gegen das kahle niedrige Buchengestrüpp der Heidelberger Berge! Doch genug davon. Ich bin seit einigen Tagen körperlich und geistig wohler und werde lesen, aber nur in der Hoffnung mir das Lesen erleichtern, dass ich bald wieder bei Euch und in meiner alten Lebensweise, wenn auch nicht in dem alten Orte bin. Ich bitte Dich nur, mir bald und oft und vor Allem aufrichtig zu schreiben, wie es Euch geht. Geht es Euch gut, so geht es auch mir gut. Der Gedanke, dass es Euch nicht behagt an fremdem Orte, ist es eben, der mir meinen hiesigen Aufenthalt verleidet. Lebe wohl! Herzliche Grüsse an Mutter, Schwester, Fritz, der mir doch schreiben soll. Von meinen Kollegien schreibe ich erst, wenn sie im Gange sind. Sie erinnern mich, aber nicht auf die erfreulichste Weise, an meine letzten Vorlesungen in Erlangen. Wie ähnlich ist meine damalige und jetzige Lage! Der Unterschied ist nur, dass ich jetzt an Jahren, Gedanken und Kenntnissen unendich reifer bin und daher auch ganz anders auftrete, mit unendlich mehr Sicherheit und Ruhe lesen kann. L. F.

An dieselbe.

Heidelberg, Sonntag 10. Dez. 1848.

Schon heute vor acht Tagen, gleich nach Empfang des Pakets, welches Abends in meine Hände kam, wollte ich Dir schreiben, um Dir zu sagen, wie sehr mich der Brief erfreute, mit einziger Ausnahme der Dir auferlegten Busse; allein ich besann mich dann doch anders, ich wollte erst eine Woche verstreichen lassen, um über den Fortgang meiner Vorlesungen zu berichten. Nun wirst Du freilich unterdessen schon aus den Zeitungen — denn das „Frankfurter Journal" enthielt schon einen übelriechenden Artikel über mich, der bei meinen Zuhörern die tiefste Indignation erregte, aber sicherlich eben desswegen von allen mir übelwollenden Zeitungen mit Freuden aufgenommen werden wird — von meiner Vorlesung gehört haben. Aber den wichtigsten Bericht kann doch nur ich geben, den wichtigsten wenigstens für Dich. Der Ort, wo ich lese, ist das Rathhaus. Die hiesige Bürgerschaft, der Bürgermeister Winter an der Spitze, hat mir die Ehre erwiesen, den Rathhaussaal für meine Vorlesungen einzuräumen. So ist schon durch den Ort, wo ich lese, mein Standpunkt sinnvoll richtig bezeichnet — mein ungewöhnlicher, in keiner Abhängigkeit von der Regierung, in keinem Zusammenhange mit dem gelehrten Zunft- und Kastenwesen stehender Standpunkt. Die Zeit, wo ich lese, ist Mittwoch Abends von 7—8 Uhr, ebenso Freitag Abends von 7—8 Uhr — eine freilich höchst unangenehme Zeit — Samstag von 6—7 Uhr. Die Zahl meiner Zuhörer belief sich bisher, nicht nach meiner Schätzung, sondern nach der Angabe Anderer — denn ich habe, sowie ich auf dem Katheder einmal bin, nichts Anderes vor Augen, als was ich im Kopfe habe, mein Thema — auf 200 bis dritthalbhundert, die Zahl derer aber, die sich förmlich subskribirt haben, ist etwas über Hundert. Doch lässt sich hierüber jetzt noch nichts Bestimmtes sagen, ebensowenig als über den Betrag der Honorarien, ob ich gleich hoffe und in dieser Hoffnung sicherlich mich nicht täusche, dass ich für das grosse Opfer, das ich den Studenten bringe, entschädigt, ich will gar nicht sagen, belohnt werde; denn meine Vorlesungen greifen mich furchtbar an, die Gegenstände derselben beschäftigen mich, ob ich gleich diese Dinge ganz in meiner Gewalt habe, ja sie längst geistig und schriftlich abgemacht, erschöpft habe, Tag und Nacht. Wenigstens war es bisher so; ich hoffe aber, dass es später, wenn ich das Lesen mehr gewohnt bin, wenn

ich auch körperlich mich wohler fühle — die seitherigen schönen Tage haben schon sehr wohlthätig auf mich eingewirkt — leichter von Statten geht. Bisher aber war es mir, wenigstens ein paar Mal, so zu Muthe, wenn ich auf den Katheder musste, wie einem armen Sünder, der aufs Schaffot muss. Indess sowie ich oben stand, raffte ich mich zusammen; der Gedanke der Nothwendigkeit: Du musst, gab mir Kraft und ich brachte meine Vorlesung, wenn auch nicht zu meiner vollen Befriedigung, glücklich zu Stande und zu Ende. Warum meine Vorlesungen mich so angreifen, erklärt sich aus dem Widerspruche derselben mit meinem Leben, Wesen und Geiste, aus dem Widerspruche derselben, keineswegs mit den Mängeln und Eigenheiten, sondern auch den Tugenden meines Geistes, aus meinem Herausgerissensein aus vieljährigen Gewohnheiten u. s. w. Denn ich will nicht alle Gründe auseinandersetzen, die dieses Vielen Unerklärliche erklären, es gehört in die Psychologie. Aber gleichwohl werden und müssen meine Vorlesungen leiblich und geistig zu meinem Besten ausschlagen. Allmächtig ist ja die Gewohnheit, und man gewöhnt sich an Alles ... Soeben kommt mein Bruder, doch ich fahre fort. Meine erste Vorlesung hielt ich Freitag den 1. Dezember. Meine Vorlesung machte, ob ich gleich etwas befangen sprach, einen tiefen Eindruck. Doch nun genug davon. Ich lese, was Fritz besonders interessiren wird, nach meinem „Wesen der Religion“. Dadurch, dass ich dieses Buch zur Grundlage genommen, erleichtere ich mir natürlich sehr meine Vorlesungen. L. F.

Eingesandt. („Nürnberger Courier“.)

Heidelberg, 28. Dezember 1848. Nach so vielen entstellenden und böswilligen Berichten in der „guten Presse“ werden Sie mir die Spalten Ihres Blattes für Ihren Landsmann Ludwig Feuerbach öffnen. Es handelt sich hier nicht um eine Kritik seiner Philosophie, nicht um die geschichtliche Bedeutung dieses Mannes, sondern um Veranlassung und Erfolg seiner Vorlesungen über Religionsphilosophie, die er seit dem 2. Dezember hier hält. Dass das Auftreten Feuerbachs in mehr als einer Beziehung ein historisches Ereigniss sei, fühlen und fühlten seine Gegner und thaten daher, was zu thun in ihrer Macht steht, wovor aber jeder ehrenhafte Mann zurückbebt, sie verdächtigten und logen in die Welt hinein. Gegenüber diesen Unwahrheiten gibt nun den Freunden

Feuerbachs ein Zuhörer desselben hiemit die Versicherung, dass von dem ersten Auftreten an bis jetzt die Theilnahme an den Vorlesungen nicht nur nicht nachgelassen hat, sondern mit jeder Stunde steigt. Als Feuerbach zum ersten Male den Rathhaussaal — dort liest er, weil die engherzige Universität kein Auditorium hergibt — betrat, erhob sich die ganze Zuhörerschaft, und der Ernst, mit welchem sie den Spinoza Deutschlands empfing, die Ehrfurcht, mit welcher Aller Augen an der Person des Lehrers hafteten, waren der sprechendste Beweis, dass tief in die Herzen sein Wort gedrungen.

Feuerbach an seine Gattin.

Heidelberg, den 12. Februar 1849.

... Ueberhaupt werde ich mich nie mit dem Städteleben versöhnen. Von Zeit zu Zeit in die Stadt zu ziehen, um zu lehren, das halte ich, nach den Eindrücken und Wirkungen zu schliessen, die ich bereits hier hervorgebracht habe, für gut, ja für meine Pflicht; aber dann muss ich wieder zurück in die ländliche Einsamkeit, um hier im Schoosse der Natur zu studiren und auszuruhen. Ich habe daher schon den Studenten auf ihre Anfrage erklärt, dass ich das nächste Semester hier nicht lese. Meine nächste Aufgabe ist, meine Vorlesungen, wie meine Zuhörer wünschen, oder die Papiere Vaters zum Drucke vorzubereiten. Und diese Aufgabe vollbringe ich in Bruckberg, wo ich meine Bücher, meine u. zw. freie Wohnung, meine Wälder, mein gutes Kornbrod und andere Vortheile habe, wo ich um die Hälfte, ja um Dreiviertel wohlfeiler lebe, als hier oder sonstwo ausser Baiern. Dass ich hieher gegangen und hier gelesen, ist die That der grössten Selbstüberwindung, die ich je vollbracht. Ich werde den hier verlebten Winter nicht vergessen. Aber gleichwohl ist diese That kein Verdienst; denn nur meine Mittellosigkeit brachte mich zu diesem Schritte. Unzähligen mag es lächerlich erscheinen, dass ich Vorlesungen eine That nenne; aber das sind Leute, die nichts von mir, nichts von geistiger Thätigkeit und Anstrengung wissen. Glücklicher Weise gibt es unter meinen Zuhörern, und sie gehören zu den besten, selbst Leute, die wohl fühlen und es erkennen, welche Opfer ich ihnen gebracht habe.

Unter meinen Zuhörern befindet sich auch eine Menge von Handwerkern, sowohl Meister als Gesellen, denen ich auf ihre An-

fragen, natürlich unentgeltlich, den Zutritt auf den Gallerien einräumte. So dringen meine Gedanken hier in alle Stände und Winkel. Neulich erhob sich im Konfirmandenunterricht, wie mir M. erzählte, auf die Frage des Geistlichen: „Kann man etwas Anderes sagen und denken, als dass Gott die Welt erschaffen?“ ein Knabe mit der Antwort: „Ja, Feuerbach sagt, dass das nicht wahr sei“. Das Professorenvolk ist aber eben wegen dieser so zu sagen kommunistischen, auf alle Stände sich erstreckenden Lehrweise sehr über mich aufgebracht. Aber das ist mir zum Lachen. Ich besuche keinen Einzigen. Vor vierzehn Tagen war Fröbel hier beim Arbeiterkongresse, dem auch ich als Eingeladener einige Stunden beiwohnte .... Neulich waren 10 ungarische Sänger hier, lauter studirte, allerliebste Leute, die uns viel von Ungarn vorsangen und erzählten, und die Güte hatten, mir, um meine Vorlesungen besuchen zu dürfen, für ihre zweimaligen Vorträge zwei Freibillets zu geben. F.

An dieselbe.

Heidelberg, den 4. März 1849.

Eiligst (denn ich bin keinen Augenblick vor Besuchen sicher, und ich selbst habe bei diesem herrlichen Vormittag kein Sitz- und Schreibfleisch) zeige ich Dir und Lorchen an, weil ich weiss, dass ich mit dieser Nachricht Euch Freude mache, dass ich meine Aufgabe hier vollendet und bereits vorgestern meine Vorlesungen unter dem grössten Beifallssturme geschlossen habe. Wie wohl mir ist, kann ich nicht beschreiben. Ich werde mich nun bald auch körperlich ganz wohl befinden. Die Zeit meines hiesigen Aufenthaltes verwende ich nur noch, um einige Bücher zu exzerpiren und Partien in die nächste und fernere Umgebung zu machen. Vielleicht morgen schon mache ich mit einem oder einigen Zuhörern von mir eine Partie in ein durch seine Felsen berühmtes Thal in Rheinbaiern. Dann gehe ich nach Darmstadt und von da wahrscheinlich auf einige Tage nach Frankfurt. Wann ich komme nach Baiern, diesem mir in politischer Beziehung so sehr verhassten Lande, weiss ich noch nicht, vielleicht aber schon vor Ablauf dieses Monats. Mit dem Gedanken, zu bleiben, komme ich nicht, nur um dort eine Zeit lang auszuruhen und für mich zu arbeiten. Wenn meine alte Studirstube angestrichen werden kann ohne grosse Kosten, und ohne Unordnung und Störung in meine Bibliothek zu bringen, so habe ich Nichts dagegen. Der pekuniäre Ertrag meiner Vorlesungen ist

nicht nach Erwarten ausgefallen. Einige Studirende, darunter Leute von sehr vornehmer Abkunft, haben sich ganz ehrlos benommen. Mit dem grössten Theile derselben bin ich übrigens in jeder Beziehung sehr zufrieden. Nur ist Heidelberg kein Ort für mich, auch in pekuniärer Rücksicht nicht geeignet zu vortheilhaften Resultaten solcher Vorlesungen, wie ich halte. Denn erstlich ist Heidelberg eine zu kleine Universität, namentlich jetzt, wo nur über 400 Studenten hier sind; zweitens ein Ort, wo die reichen Studenten gewöhnlich nur dem Vergnügen leben und nur Sinn für ihre Fachkollegien haben. Trotzdem ist mein Erfolg hier ein glänzender, und ich bin auch in pekuniärer Hinsicht zufrieden. Ich habe doch nichts gebraucht von unserem kleinen Kapitale, und bringe hoffentlich ein paar Hundert Gulden nach Hause. Da fällt mir eben ein, wenn der elende Rentamtmann nicht auszahlt, hast Du denn Gelder, um indessen leben zu können? Lebt wohl! Herzliche Grüsse an Mutter und Geschwister! L. F.

Aus der „Republik", Nr. vom 18. März 1849.

N. Heidelberg, 16. März. Durch eine Deputation des Heidelberger Arbeiter-Bildungs-Vereins wurde folgende Adresse dem Herrn Dr. Feuerbach überreicht:

Hochverehrter Herr! Wir können nicht umhin, Ihnen, ehe Sie aus unserer Stadt scheiden, unseren wärmsten Dank auszusprechen für die freundliche Bereitwilligkeit, mit der Sie uns den Zutritt zu Ihren Vorlesungen erlaubten, und für den unendlichen Dienst, den Sie uns dadurch erwiesen haben. Ja wahrlich, dieser Dienst ist der grösste, der uns hätte geleistet werden können; wir Arbeiter waren bisher verdammt, abhängig zu sein in jeder Beziehung; man hat uns aufwachsen lassen ohne eigentliche Erziehung, ohne Kenntnisse, man hat uns ausgeschlossen vom Besitze und uns dadurch die Mittel genommen, uns zu geistig freien Menschen heranzubilden. Von unserer Zeit erwarteten wir die Verbesserung unserer kümmerlichen Existenz, die Erlösung aus jener geistigen Knechtschaft; und zwar erkannten wir das Letztere als das Hauptsächlichste; darum vereinigten wir uns zu einem Arbeiter-Bildungs-Verein. Damals ahnten und hofften wir nicht, einen Lehrer zu finden, der uns so gründlich zum Ziele führen würde, wie Sie es, hochverehrter Herr, durch Ihre Vorlesungen gethan haben. Wir sind keine Gelehrte und wissen daher den wissenschaftlichen Werth Ihrer Vorlesungen

nicht zu würdigen; soviel aber fühlen und erkennen wir, dass der Trug der Pfaffen und des Glaubens, gegen den Sie ankämpfen, die letzte Grundlage des jetzigen Systemes der Unterdrückung und der Nichtswürdigkeit ist, unter welchem wir leiden; und dass Ihre Lehre daher, die an die Stelle des Glaubens die Liebe, an die Stelle der Religion die Bildung, an die Stelle der Pfaffen die Lehrer setzt, einzig die sichere Grundlage derjenigen Zukunft sein kann, die wir anstreben . . . .“

Aus dem Nachlass.

Feuerbachs Verhältniss zu Hegel.

1840, mit späteren Zusätzen.

Ich gehöre allerdings nicht zu denen, für die ein Kant und Fichte, ein Göthe und Lessing, ein Göthe und Hegel umsonst gelebt und gewirkt haben. Ja, ich stand zu Hegel in einem intimeren und einflussreicheren Verhältniss, als zu irgend einem unserer geistigen Vorfahren; denn ich kannte ihn persönlich, ich war zwei Jahre lang sein Zuhörer, sein aufmerksamer, ungetheilter, begeisterter Zuhörer. Ich wusste nicht, was ich wollte und sollte, so zerfahren und zerrissen war ich, als ich nach Berlin kam; aber ich hatte kaum ein halbes Jahr ihn gehört, so war auch schon von ihm mein Kopf und Herz zurechtgesetzt; ich wusste, was ich sollte und wollte: nicht Theologie, sondern Philosophie! Nicht faseln und schwärmen, sondern lernen! Nicht glauben, sondern denken!

Er war es, in dem ich zum Selbst- und Weltbewusstsein kam. Er war es, den ich meinen zweiten Vater, wie Berlin meine geistige Geburtsstadt damals nannte. Er war der einzige Mann, der mich fühlen und erfahren liess, was ein Lehrer ist; der Einzige, in dem ich den Sinn für dieses sonst so leere Wort fand, dem ich mich zu innigem Danke daher verbunden fühlte. Sonderbares Schicksal, dass der kalte leblose Denker allein es war, der mir die Innigkeit des Verhältnisses vom Schüler zum Lehrer zum Bewusstsein brachte! Mein Lehrer also war Hegel, ich sein Schüler, ich leugne es nicht, ich anerkenne es vielmehr noch heute mit Dank und Freude. Und gewiss schwindet das, was wir einst gewesen sind, nie aus unserm Wesen, wenn auch aus unserm Bewusstsein.

Aber ist es nicht ein grosser Irrthum, wenn man erst von der Universitätszeit aus das charakteristische Wesen eines Menschen datiren will? Der Geburtsschein ist früher als die Matrikel, der Mensch eher ein Mitglied der Menschheit, als der Universität. Wie kann man also von dieser Vergangenheit absehen? Und ist es denn der Jüngling allein, der über das Wesen, den Charakter des Mannes ein- für allemal entscheidet? Ist denn der Mann nur eine Copie und Fortsetzung des Jünglings? nicht ein fortwährend und selbständig sich fortbildendes, wie an Jahren, so an Kenntnissen, Erfahrungen zunehmendes Wesen? Gibt es denn keinen andern Lehrmeister, keine andern menschenbildenden Mächte, als die Universitätsprofessoren? Ist mit dem, was erst auf Universitäten angefangen, das Mass unseres Denkens und Lernens erschöpft? Wie lohnte es sich dann, noch weiter zu leben? Ist nur der Körper einem beständigen Stoffwechsel unterworfen, nicht auch der Geist? Aendert sich mit den Jahren nur der physische, nicht auch der geistige Geschmack?

Als ich zur Universität ging, wurde mir zum Abschied mein Lieblingsgericht bereitet; es waren geröstete Kartoffeln. Und wenn ich als Knabe meinen Vater ganze Häringe essen sah, während ich nur kleine Stückchen bekam, da hatte ich keinen andern Wunsch, als es so weit im Leben zu bringen, dass ich auch einmal einen ganzen Häring essen könnte. Wie thöricht wäre es, wenn ein Gastrolog, welcher die Menschen nur nach ihren Speisen klassifizirte, nach den Lieblingsgerichten des Knaben und Jünglings den Mann als einen Kartoffelianer oder Häringianer definirte.

Ich habe allerdings die Hegel'sche Philosophie nicht nur studirt, sondern auch selbst gelehrt, und zwar nicht nur aus dem unwillkürlichen Grunde, weil der Mund davon überläuft, wovon Kopf und Herz voll sind, sondern auch aus der Ueberzeugung, dass es die Pflicht eines jungen philosophischen Dozenten ist, nicht mit seinen eignen namenlosen Meinungen und Einfällen, sondern mit den Lehren anerkannter geschichtlicher Philosophen die Studirenden bekannt zu machen. Ich lehrte die Hegel'sche Philosophie als Historiker, zuerst als solcher, der sich mit seinem Gegenstande identifizirt, oder vielmehr mit ihm Eins ist, weil er nichts Anderes und Besseres weiss; dann als solcher, der sich von seinem Gegenstande unterscheidet und abtrennt, ihm historische Gerechtigkeit widerfahren lässt, aber um so mehr ihn richtig zu erfassen bestrebt ist.

Auf diesem Standpunkt stand ich bereits, als ich als Schriftsteller mit meinem Namen auftrat. Da hatte ich bereits den Scheidungsprozess zwischen Form und Wesen der Hegel'schen Philosophie durchgemacht, die Form fallen gelassen, das Wesen behalten. Ich war ein wesentlicher, idealer, aber kein förmlicher, buchstäblicher Hegelianer. Mir war Hegel nicht die „Wirklichkeit der absoluten Idee", oder seine Philosophie nicht die „Wirklichkeit" selbst „der Idee der Philosophie" überhaupt; ich machte sie zu keiner Ausnahme von dem von Hegel selbst ausgesprochenen Gesetze aller Endlichkeit, ich unterschied auch bei ihm zwischen Geist und Buchstaben, zwischen seiner Logik auf dem Papier und zwischen der Idee derselben, zwischen dem was er gesagt hat und dem was er sagen wollte, oder was als im Reiche des Gesetzes der Idee noch Mögliches, noch Unausgesprochenes, noch Zukünftiges gesagt werden kann. Ich war im Allgemeinen, aber nicht im Besondern von Hegel in meinem Urtheile bestimmt; ich war bestimmt von ihm, aber nicht als dem philosophischen Jehovah oder Allah, sondern als dem Zeus der modernen Philosophie, der mir Freiheit genug zur Begeisterung auch für andere Philosophen, namentlich Spinoza, Cartesius, Malebranche, Fichte, auch Kant, selbst Bacon, übrig lässt.

Ich stand als werdender Schriftsteller auf dem Standpunkt der spekulativen Philosophie überhaupt, der Hegel'schen Philosophie insbesondere nur insofern, als sie der letzte, umfassendste Ausdruck der spekulativen Philosophie ist.

Dass ich bereits in dieser Zeit vollständig die Schranken einer besondern philosophischen Schule überwunden hatte, beweisen meine „humoristisch-philosophischen Aphorismen". Gewiss, wer einmal seine Gedanken so fassen und ausdrücken kann, wie es in dieser Schrift geschieht, dass alle Kennzeichen der Schule verschwunden sind, der gehört auch einer Schule nicht mehr an. Allerdings ist der Grundgedanke, die Idee dieser Schrift, welche die Unsterblichkeit des Geistes nur in seine gegenwärtige Thätigkeit und Wirksamkeit versetzt, das Wesen der Seele nur nach dem Gegenstande ihrer wahren Thätigkeit bestimmt, das Wesen derselben nur als eine Identität des Subjekts und Objekts (sit venia verbo!) erfasst, im Sinne und Geiste der Hegel'schen Philosophie, welche überall das Konkrete dem Abstrakten, das Diesseits dem Jenseits entgegensetzt; aber es ist doch keine spezifisch Hegel'sche, und hängt zusammen mit Tendenzen und Anschauungen, von denen Hegel selbst nur ein Ausdruck, nicht die Ursache ist, nur in Bezug auf

seine sozusagen **moralische**, nicht seine **metaphysische** Lehre (von der Seele) stehen.

Was aber meine Kritik des „Antihegel" betrifft, so ist es ein sehr oberflächlicher Schluss, wenn man daraus, dass Einer gegen die Gegner einer Sache ist, sofort auf ein unbedingtes für diese Sache Sein schliesst. Lessing war gegen die damaligen Gegner der Orthodoxie, aber desswegen nichts weniger als ein wirklicher Orthodoxer, ein Orthodoxer für alle Zeiten, denn der Mensch glaubt ja, was er wirklich und wahrhaft ist, für immer zu sein — sondern nur ein zeitlicher, interimistischer, relativer, nur gegen unstichhaltige Angriffe den Glauben vertheidigender Orthodoxer. So war auch ich für Hegel, aber nur aus vorübergehenden, nicht mich für alle Zeiten bindenden Gründen, nur weil ich für das, was sich gegen ihn erhob und geltend machte, nicht sein konnte, weil ich in seinen Gegnern nur Gegner der Philosophie überhaupt oder nur Halbphilosophen erblickte. Der „Antihegel" steckte zwar selbst schon in mir; aber grade weil er erst ein halber Mann war, gebot ich ihm Stillschweigen. Doch schon war mein Standpunkt nicht der rein logische oder metaphysische, sondern der mehr **psychologische**.

Der Gegenstand, der mich in jener Zeit besonders beschäftigte, den ich auch in meiner Doctordissertation behandelt hatte, war das Verhältniss der Vernunft zum Menschen, des Allgemeinen zum Einzelnen, des Denkens zum Individuum, des Geistes zum Leibe. Das Denken ist die Thätigkeit des Allgemeinen, des sich als Allgemeines bethätigenden, sich Gegenstand seienden, sich wissenden Allgemeinen. Als Denkender bin ich daher nicht Einzelner, sondern allgemeines Wesen, nicht Dieser, nicht Einer, sondern Keiner, nicht unterschieden von den Andern, sondern Eins mit ihnen. Es ist nur Ein Gott, hiess es sonst; es ist nur Eine Vernunft, heisst es dagegen jetzt. Die Vernunft ist daher nicht eine Eigenschaft oder Vermögen oder Kraft von mir, diesem einzelnen, sinnlichen Menschen; sie ist ein von mir, dem von Andern Getrennten, Getrenntes. Der Νοῦς ist *χωριστός*, wie schon Aristoteles sagte; die Vernunft ist in Beziehung auf den Menschen, eine Beziehung, die freilich eigentlich im Widerspruch steht mit ihrem monotheistischen Wesen; das Band des Menschen mit dem Menschen, die Identität von Ich und Du. Die Erscheinungen, welche die Abhängigkeit der Vernunft vom Physischen beweisen, betreffen daher nur das Individuum, nicht die Vernunft selbst.

Verfinstert sich die Vernunft, wenn mein Auge der Schlaf schliesst? Während ich schlafe, denkt der Andere. Das Denken ist eine ununterbrochene Thätigkeit.

Freilich ist hierbei übersehen, was aber charakteristisch ist für den Standpunkt des absoluten Denkens, dass diese Kontinuität, diese Ununterbrochenheit, nicht nur vom Denken, sondern auch vom Empfinden, vom Leben überhaupt gilt, übersehen, dass der Andere an meiner Statt nur denkt, weil er zugleich an meiner Statt empfindet. Denn wenn es allerdings für den Menschen kein Empfinden ohne Denken, ohne Bewusstsein gibt, so gibt es auch umgekehrt kein Bewusstsein ohne Empfindung; ja das Bewustsein ist eigentlich nichts Anderes als eben die bewusste, die empfundene Empfindung.

Es ist übrigens diese Ansicht von Vernunft, vom Denken, eine unumgängliche, wenn man die Impassibilität, die Immaterialität der Seele, des Geistes, der Vernunft retten will; denn die Vernunft, den Geist, zur Vielheit machen, heisst sie zu materiellen Dingen machen, man müsste denn die vielen Geister als Zahlen ansehen. Gibt es so viele Denkvermögen, so viele Geister, als es Leiber gibt, so ist damit der Grundbegriff der Seele als eines vom Leibe Unterschiedenen, als eines Unsinnlichen, von vornherein aufgegeben; denn wie kann in die räumliche Trennung des einen Leibes vom andern die Seele eingehen, wenn sie nichts mit diesem Leibe Identisches, also Unsinnliches ist? Wie kann die Seele hier in diesem Leibe sein, wenn das Hier sie nicht berührt, von ihrem Wesen ausgeschlossen ist? Wie kann sie die Seele dieses hier- und nicht zugleich jenes dortseienden Leibes sein, wenn nicht eine Passion, eine Bestimmung, eine Affektion des Körpers zugleich auch eine solche der Seele ist?

Kurz, wie viele Götter sinnliche, offenbar sinnliche Götter sind — denn ein latentsinnliches Wesen ist auch der monotheistische — so sind viele Geister, viele Seelen, nicht selige, nicht geistige, sondern sinnliche Wesen. Einheit ist identisch mit Unsinnlichkeit, Vielheit mit Sinnlichkeit. Die Einheit der Vernunft ist daher das nothwendige Ergebniss des konsequenten Spiritualismus.

So hegelisch übrigens die Auffassung und Bestimmung des Denkens als des sich selbst bethätigenden Allgemeinen ist, so ist doch die Stellung und Lösung der Aufgabe vom Standpunkte der

Hegel'schen Philosophie eine einseitige, abstrakte; denn dieser zufolge hätte ich vermittelst der dialektischen Einheit des Allgemeinen und Einzelnen, vermittelst der Sätze: „Das Allgemeine ist das Einzelne, das Einzelne ist das Allgemeine", die spinozistische Substanz der Allgemeinen und Einen Vernunft sich zum Individuum, zur Einzelheit fortbestimmen oder realisiren lassen, das Platonische Verhältniss, kraft dessen das Individuum an der Vernunft nur Theil nimmt, in die aristotelische Entelechie verwandeln sollen, um den Widerspruch zwischen dem Denken, welches ein Allgemeines, und dem Denken, welches erfahrungsgemäss im Einzelnen ist, zu lösen. Aber dies lag ausserhalb meiner Aufgabe, die eben nur die war, die Wahrheit, die Alleingültigkeit, Alleinwirklichkeit der Vernunft zu beweisen. Und dann würde ich es auf diesem Hegel'schen Wege doch auch nur zur abstrakten, mit der Allgemeinheit identischen Einzelheit, zur Einzelheit, die eine logische Kategorie, gebracht haben, aber nimmer zur wirklichen Einzelheit, die nur eine Sache des Sinnes, nur auf die Wahrheit der Sinnlichkeit sich stützt, wovon aber die Logik nichts weiss und wissen will. Denn das Denken ist nicht nur eine Thätigkeit eines Einzelnen in abstracto, als welcher sich freilich nicht von einem Einzelnen unterscheidet, sondern eines mit allen Makeln und Flecken der Sinnlichkeit signalisirten Einzelnen. Das Denken ist, so gut wie ich selbst wesentlich jetzt und hier bin, eine jetzt und hier seiende Thätigkeit, eine zeitliche und räumliche Thätigkeit. Wo ich nicht mit meinen Sinnen bin oder war, da bin ich auch nicht mit meinen Gedanken. Mein Denken erstreckt sich nur auf Zeiten und Räume, in denen ich oder Andere wirklich gewesen sind. Wäre Raum und Zeit wirklich aufgehoben für den Geist, so müsste ich dort, wo ich in Gedanken bin, auch wirklich sein. Allein ich bin hier in Wahrheit, in der Leiblichkeit, dort nur in Gedanken, in der Einbildung.

Der Raum begränzt und umschliesst nicht nur meinen Leib, sondern auch meinen Geist, der nie über einen Ort hinausgekommen ist, oder nie mit Andern verkehrt hat, die darüber hinausgekommen sind. Und eben so wie ich hier, so denke ich jetzt, und nicht nur indirekt, insofern als ich jetzt bin, sondern das Denken ist wesentlich ein zeitlicher Akt, nicht nur formell desshalb, weil ich nicht zugleich denken kann, wenn ich Anderes treibe, und umgekehrt, wenn ich denke, nicht zugleich Anderes treiben kann, weil ferner die Gedanken nach und nach einander folgen, so schnell,

ja schneller als der Blitz kommen und verschwinden; sondern auch materiell, weil das Denken im 19. Jahrhundert ein anderes ist als im 18., ein anderes jetzt in der Frühe, als jetzt in der Nacht, jetzt in der Jugend, als jetzt im Alter. Das Denken macht also keine Ausnahme in dieser Beziehung. Dasselbe gilt von der Einheit und Allgemeinheit der Vernunft. Die Menschen haben nur Eine oder eine gemeinsame Vernunft, weil sie überhaupt nur Eine oder gemeinsame Natur, gemeinsame Organisation haben; sie verstehen sich gegenseitig; sie denken desshalb mit denselben Worten; sie denken gleich, weil sie gleich empfinden, weil es allgemeine Empfindungen gibt, Empfindungen, in denen Alle übereinstimmen. Dieses schmeckt dem Einen freilich süss, dem Andern sauer; aber Keiner wird das Süsse als Saures, das Saure als Süsses empfinden. Diese Temperatur ist für mich warm, für den Andern kalt; aber jeder hat die Empfindung des Kalten und Warmen. Keiner empfindet die Kälte als Wärme, und die Wärme als Kälte. Steigt aber die Temperatur auf einen sehr hohen Grad, oder sinkt sie auf einen sehr niedrigen, so wird die Differenz der Empfindung verschwinden.

Gäbe es keine Gleichheit der Empfindung, so gäbe es auch keine Sprache. Denn wenn der Eine als Kälte empfindet, was der Andere als Wärme, wie hätten sie sich verständigt, wie ein und dasselbe Wort zum Ausdruck ganz widersprechender Empfindungen wählen können?

Die Gränze der Gattung ist auch die Gränze der Empfindung selbst; was innerhalb dieser Gränze der Gattung, ist variabel, verschieden, was jenseits nicht mehr; denn die Gränze der Gattung ist auch die Gränze des Lebens. Wo Kälte und Wärme einen Grad erreichen, dass sie nicht mehr als solche, dass sie nur als Schmerz empfunden werden, da kann das Leben nicht mehr existiren.

Zur Hegelschen Geschichte der Philosophie.

Hegel stellt Alles, so auch in der „Geschichte der Philosophie“, nur in einer successiven Entwicklungsreihe dar; daher subordinirt er Systeme, die doch nicht nur gleichzeitige, sondern auch gleichberechtigte sind. So setzt er z. B. den Heraklit über Parmenides; aber jener steht nicht höher als dieser; beide stehen auf demselben Boden, beide sehen denselben Gegenstand, aber nur unter verschiedenen Formen oder vielmehr mit verschiedenen Augen.

Halten wir uns nur an den bekannten „Fluss" des Heraklit. Parmenides sieht so gut wie Heraklit den Fluss des Lebens und der Dinge; aber er sagt: es folgt immer nur dasselbe auf dasselbe, Welle auf Welle, aber immer dieselbe Leier, kein wesentlicher Unterschied, ein Unterschied nur für das Auge, aber nicht für meinen Verstand; ja mein Verstand steht stille bei dieser Bewegung; sie bewegt, sie affizirt ihn nicht unterschiedentlich, er langweilt sich; es ist also nur eine Bewegung dem Scheine, aber nicht dem Inhalt der Sache, der Wahrheit nach. Wenn ich dieses Wasser, das hier nacheinander verläuft, auf eine Fläche brächte, so wäre der Eindruck ein absolut einförmiger, identischer. Was mir jetzt als ein Anderes, Verschiedenes erscheint, weil ich es nacheinander wahrnehme, würde mir auch als Eines und Dasselbe erscheinen, wenn ich auf einmal es überschauen könnte. Heraklit dagegen abstrahirt von der Identität des Inhaltes und hält sich bloss an die Form des Kommens und Vergehens, an die sinnliche Bewegung, die immerwährend ist, während das Subjekt der Bewegung, die Welle, vergeht und entsteht. Dem Heraklit ist das Fliessen das Fortwährende, Bestehende, dem Parmenides das Fliessende. Aber beide Anschauungen sind gleichberechtigt, beide liegen ebenso in der Natur der Sache, als in der Natur des Menschen; beide repetiren sich in tausenderlei Weisen im Leben und Denken des Menschen. Dem Einen genügt z. B. sein Weib, um das Weib kennen zu lernen; der Andere glaubt das Weib nur zu kennen, wenn er es im Plural kennen gelernt hat. Die eine Anschauung ist die des ruhigen, besonnenen Verstandesmenschen; die andere die des sinnlichen, feurigen Menschen.

Hegel opfert die inneren, immer vorhandenen, ewigen Gründe den zeitlichen, historischen Gründen auf. So begründet er z. B. den Skeptizismus lediglich als Gegensatz gegen die epikureische und stoische Philosophie als dogmatische Systeme. Aber dadurch wird nur der äussere, historische, nicht der innere, psychologische Grund erkannt und angegeben. Und gleichwohl hat der Skeptizismus einen solchen und es ist gerade die Aufgabe des Philosophen zu fragen: worin hat er seinen Grund? Zu jeder Zeit gibt es Skeptiker, wenngleich der Skeptizismus nicht zu jeder Zeit gleiche Bedeutung hat, dort ein organisches, hier ein Produkt einer generatio aequivoca ist. Gibt man daher dem Skeptizismus

nur einen speziell-historischen, nur durch den Standpunkt einer bestimmten, zeitlichen Philosophie bedingten Ursprung, so ist es unmöglich, ohne Willkür mit der Empirie fertig zu werden. So hat ein Schüler Hegels den Skeptizismus eines Huet und Bayle lediglich auf Rechnung der Cartesischen Philosophie gesetzt, als welche den Gegensatz zwischen Ausdehnung und Denken, Ding und Gedanke aufs Aeusserste getrieben habe, ein Gegensatz, dessen nothwendige Folge eben der Skeptizismus sei. Und doch treffen wir schon vor Cartesius und gleichzeitig mit ihm, aber unabhängig von seiner Philosophie, den Skeptizismus, wie z. B. im Gassendi. Aber wie mit dem neueren ist es mit dem älteren Skeptizismus. Pyrrho ist gleichzeitig mit Aristoteles. Nothwendig wird daher der Skeptizismus höchst einseitig erfasst, wie es von Hegel und seiner Schule geschieht, wenn nicht sein psychologischer Grund berücksichtigt wird. Ich sage keck weg: der psychologische, ob ich wohl weiss, dass die psychologischen Erklärungen in Verruf sind; aber ich sehe nicht ein, warum man mit einer seichten psychologischen Erklärung auch die psychologische Erklärung überhaupt verwerfen soll. Die Hegel'sche Methode hat überhaupt den Mangel, dass sie die Geschichte nur als einen Fluss ansieht, ohne den Boden zu betrachten, über den der Fluss hinströmt. Sie macht die Geschichte zu einem ununterbrochenen, intelligenten Akt, was sie doch nicht ist. Die Geschichte der Philosophie wird unterbrochen durch antiphilosophische, rein praktische Interessen und Tendenzen, durch rein empirische Bedürfnisse der Menschheit. In solchen Zeiten wird die Philosophie allerdings auch erhalten, aber geschwängert mit den Bestandtheilen des Bodens, worüber sie fliesst. Wird diese Beschaffenheit des Bodens nicht berücksichtigt, sondern nur der Fluss, so wird als eine höhere Stufe gefasst, was in ein ganz anderes Gebiet gehört, daher mit dem früheren gar nicht verglichen werden kann, und es ist dann unvermeidlich, dass nicht das Wesentliche zum Unwesentlichen und umgekehrt das Unwesentliche zum Wesentlichen gemacht wird. So ist es mit der Bedeutung, die Hegel der neuplatonischen Philosophie im Gegensatze gegen die altgriechische gibt. Hier ist, heisst es, die absolute Idee erschienen, aber in der Form der Gährung, der Exstase, der Schwärmerei. Die Exstase wird also zum Unwesentlichen, zur blossen Form gemacht. Allein wo die Form Schwärmerei ist, da ist auch der Inhalt, das Objekt, ein schwärmerisches, phantastisches Objekt. So wenn Plotin die „un-

mittelbare Annäherung" und Vereinigung mit der Gottheit als das Ziel der Philosophie bestimmt, so kann man nicht sagen, nur die Form der Unmittelbarkeit der Vereinigung ist hier das Phantastische, sondern dieser Inhalt ist gar nichts ausser dieser Form. Ist denn nicht nothwendig das Objekt selbst ein Unmittelbares, Sinnliches, oder wenigstens phantastisch Sinnliches, wo eine unmittelbare Annäherung stattfindet? So wenn bei Plotin „das Eine als das Vollkommene überfliesst und dieses Ueberfliessende sein Produkt ist", so ist dieses Phantasiebild die Sache selbst; es lässt sich nicht mehr der Gedanke vom Bilde absondern. Das positive Philosophische in den Neuplatonikern ist nur der Inhalt aus der alten Philosophie, aber jetzt versetzt aus dem Elemente des Denkens in das Zauberland der Phantasie, wo er, obgleich derselbe, anders und schöner als in seinem früheren Elemente erscheint, gleichwie uns im Traume dieselbe Sache anders und unendlich schöner erscheint, als im Wachen. Die Zeit der Neuplatoniker war eine Zeit des Unglücks, der Unzufriedenheit mit der Welt, der Krankheit. Die Philosophie hat in solcher Zeit die Bedeutung der Medizin. Sie wird nicht getrieben aus freiem Interesse, mit dem Sinne, mit welchem sie der Gesunde, der Glückliche treibt, nicht um ihrer selbst willen. Sie soll die Bedürfnisse des kranken Herzens befriedigen, Wunden heilen, den Verlust der Welt, der Realität ersetzen. Diess vermag sie aber nur durch das Gemüth bezaubernde Vorstellungen, nur durch die Phantasie, nicht durch die Vernunft. Der Standpunkt der Neuplatoniker ist also kein höherer, sondern ein ganz anderer, als der der alten Philosophen — kein theoretischer, sondern praktischer. Aber ebenso waren schon der Stoizismus, der Epikurismus und Skeptizismus Erscheinungen von dem Verschwinden des philosophischen Geistes, Erscheinungen davon, dass das theoretische Interesse durch praktische Interessen verdrängt war. Der Skeptizismus verdankt seine Entstehung nicht einer einseitigen dogmatischen Philosophie, sondern der Richtung und Zeit, wo der Mensch seinen nächsten Interessen das höchste Interesse zuwendet, und daher gegen das Wissen gleichgiltig wird. Was kümmert's mich, ob die Sonne so gross oder grösser ist als sie erscheint, ob die Erde um die Sonne, oder die Sonne um die Erde läuft? Sie mag stehen oder laufen — desswegen geht mein Puls nicht langsamer, verdaut mein Magen nicht besser, wird mein Herzeleid nicht vermindert. Hieraus allein erklärt es sich auch, wie der Skeptizismus mit dem Pietismus und Mystizismus in Ver-

bindung gebracht werden kann, wie es von der neueren Zeit geschah.

Identität und Unterschied.

Die Hegelsche Philosophie stellt das logische Gesetz der Identität auf gleichen Fuss mit den übrigen sogenannten Reflexionsgesetzen. Die Sätze: jedes Ding ist ungleich, verschieden, entgegengesetzt, sollen gleichen Rang mit dem Satze: „jedes Ding ist sich selbst gleich“ haben. Allein die Sichselbstgleichheit oder Identität steht zur Ungleichheit und Verschiedenheit im Verhältnisse der Grundlage. Die Eigenschaften, wodurch ich ein Ding unterscheide oder anderen Dingen entgegensetze, müssen mit dem Gesetze der Identität, wornach es dieses und kein anderes ist, übereinstimmen, sonst ist ja der Unterschied nicht sein Unterschied, der Gegensatz nicht sein Gegensatz. Das Gesetz der Identität steht daher nicht neben, sondern über den übrigen Reflexionsgesetzen; es ist die Regel des Unterschiedes, des Gegensatzes. Ich kann die negative Elektrizität nur der positiven Elektrizität, nicht irgend einer anderen Positivität, das Süsse nur dem Saueren, das Böse nur dem Guten, das Weisse nur dem Schwarzen, d. h. nur die Farbe der Farbe, Moralisches nur Moralischem, einen bestimmten Geschmack nur einem anderen Geschmacke entgegensetzen. Ein wahrer, nothwendiger, naturbegründeter Gegensatz ist nur der, welcher das logische Gesetz der Identität respektirt. Dieses Gesetz verwerfen, oder wenigstens dem Gesetze der Verschiedenheit und Gegensätzlichkeit gleichstellen, heisst daher der Willkür Thür und Thor öffnen. „Aber die Logik hebt ja selbst durch den Satz des Grundes den Satz der Identität auf; denn indem es heisst: Alles hat seinen Grund, so ist ja damit ausgesagt, dass es nicht mit sich identisch, also Anderes sein Grund sei.“ Ist denn aber dieses Andere, was als Grund gesetzt wird, nicht auch durch das Gesetz der Identität bestimmt? Kann ich ohne Unterschied, was ich nur immer will, als Grund von Etwas anführen? Kann ich Gott z. B. als moralisches Wesen zum Grunde der Natur machen? Ist nicht Gott als Grund der Natur selbst nothwendig ein Naturwesen? Hebt also der Satz des Grundes das Identitätsgesetz auf? Nein, er hebt es nicht nur nicht auf, sondern bestätigt es. Warum kann ich Gott als moralisches Wesen nicht zum Grunde der Physik machen? Weil es dem Begriffe desselben widerspricht, weil ich dem Gesetze der Identität zufolge aus einem

moralischen Wesen auch nur moralische, aber keine physischen Gesetze und Prinzipien ableiten kann.

Zur „Philosophie des Geistes".

„Je gebildeter ein Mensch, desto weniger bedarf er der unmittelbaren*) Anschauung." Das gilt aber doch nur von besondern Anschauungen, von Hundskomödien, Spektakelstücken, Kunstreitern, geistlichen und fürstlichen Festlichkeiten, oder auch von besondern Naturerscheinungen, einem Wasserfall, einem Rhinozeros. Einmal ist genug, weil nun die Bilder uns eingeprägt sind. Aber was von diesen optischen Leckerbissen, gilt das auch von dem täglichen Brod der Naturanschauung? Genügt uns das Bild von Sonne, Mond und Sternen? das Bild vom Blau des Himmels und seiner im Gold der Abend- und Morgensonne strahlenden Wolken? das Bild vom Grün der Wiesen und Wälder, vom Bau der Berge und Thäler? Ist diese Anschauung nicht eine stets uns neue, so oft sie sich auch wiederholt; gewährt sie nicht eine unerschöpfliche Frische, so lange wir wenigstens selbst noch nicht abgestumpft, noch gesund sind? Der grosse Haufe würdigt nur das Auffallende der Anschauung, der Gebildete aber das Gewöhnliche, Alltägliche, Unbedeutende. Die Naturwissenschaft ist nur dadurch entstanden, dass dem Menschen nicht mehr das Bild, welches er sich von der Natur gemacht, genügte, dass er sich nicht oft, nicht genau genug das Ding ansehen konnte.

Zur Charakteristik der Hegel'schen Philosophie gehört auch, dass er den Schmerz rein aus der Seele, abgesehen vom Körper, definirt, und daher wieder an die Cartesische Vorstellung erinnert, welche die Empfindung des Höllenfeuers ohne Körper denkbar fand. Wenn aber die Seele eine einfache, alle ihre unterschiedenen Bestimmungen ideell setzende Identität mit sich ist, so ist der Schmerz unbegreiflich. Schon Hippokrates sagt: Wenn der Mensch ein Eins wäre, so wäre er schmerzlos. Hegel setzt allerdings den Unterschied in die Einheit, aber diese ist ja rein ideell, den Unterschied, die Bedingungen des Schmerzes also aufhebende Identität. Allerdings ist der Mensch eine Einheit, aber diese Einheit ist zugleich wesent-

*) Die „unmittelbare"! Gibt es denn eine andere Anschauung als die unmittelbare? Ausser der sinnlichen gibt es nur eine eingebildete, imaginäre. F.

lich eine organische, materielle. Aber nur eine solche, eben wegen dieses unglücklichen Beisatzes zerstörbare, zerreissbare, verletzbare Einheit ist des Schmerzes fähig; für die Seele gibt es keine Schmerzen. Auch der geistige Schmerz hat nur darin seinen Grund, dass der Mensch eine Einheit ist, nur ein Resultat harmonisch zusammenwirkender verschiedener Organe. Und Schmerzen entstehen daher, wenn ein Organ, ein System, ein Glied, wie z. B. der Magen, die Gurgel, die Oberherrschaft über den Kopf bekommt, der Mensch sonach über diese Knechtschaft, sein Hingerissenwerden, Schmerz, Reue, Scham empfindet. Es gibt freilich viele Schmerzen zeugende Handlungen und Triebe, welche nicht, wie z. B. der Geschlechtstrieb, so augenfällig körperliche Thatsachen zur Voraussetzung haben, welche gleichwohl aber mittelbar sich auf dieselben beziehen und einen materiellen Grund haben, ohne dass man desshalb wie Gall dem Mord, dem Diebstahl einen besondern Mord- oder Diebssinn vorauszusetzen brauchte. So kann der Geschlechtstrieb einen Menschen zum Diebe, zum Mörder, zum Verleumder machen, wenn diese Handlungen die Mittel zur Befriedigung seiner Leidenschaft sind.

Was ist eine Dialektik, die im Widerspruch steht mit der natürlichen Entstehung und Entwicklung? Was ihre „Nothwendigkeit“? Was die „Objektivität“ einer Psychologie, einer Philosophie überhaupt, die von der einzigen kategorischen und imperatorischen, grund- und stichhaltigen Objektivität, der Objektivität der leiblichen Natur abstrahirt, ja in die gänzliche Entfernung von derselben, in die absolute, in die durch kein Fichte'sches Nicht-Ich, kein Kantisches Ding an sich beschränkte Subjektivität, die absolute Wahrheit, die Vollendung des Geistes, das Endziel der Philosophie setzt?

„Aussereinander“ habe ich vor mir beim Anblick einer Ebene, ein anderes beim Anblick eines Berges, und wieder ein anderes beim Anblick eines Basaltkegels, als beim Anblick eines Flötzgebirges. Und gehe ich vom geognostischen Standpunkt zu dem mineralogischen, wie ganz anders ist das Aussereinandersein des Kalkspaths und des Kieselkrystalls. Wie kann ich also von der Natur den Begriff eines blossen leeren Aussereinanderseins abstrahiren und diesen ihr als ihre Grundbestimmung aufbürden? Werfe ich meinen Blick auch nur oberflächlich auf die nebenstehenden Pflanze und Thier, so erblicke ich in diesem Ausser- und

Nebeneinander auch ein In- und Beieinandersein, eben so ein Ober- und Uebereinandersein: ich sehe den Kopf auf den Beinen und dem Rumpfe, nicht umgekehrt. Wäre aber das Aussereinander das Wesen der Motive, so wäre es einerlei, ob ein Materielles auf der Basis oder auf dem Kopfe, der Spitze stünde, denn es käme nur darauf an, dass Kopf und Beine ausser und neben einander wären. Die Form des Neben- und Aussereinander ist also ein blosses Gebilde des menschlichen Kopfes, eine selbstgemachte Abstraktion, welcher nichts Wirkliches, nichts ausser dem Kopfe Seiendes entspricht.

Abstrakt nennen wir und abstrakt ist Alles, was von seinem Subjekt oder Gegenstand abgetrennt ist. Nun soll aber der Begriff des Subjektiven, abgetrennt vom Subjekt, das Subjektive als nicht Subjektives, der Begriff als an sich, ja als an und für sich seiendes Wesen gedacht werden. Ist das nicht die höchste, gewaltthätigste Abstraktion?

Wenn spekulative Philosophen behaupten: Nihil est in sensu, quod non fuerit in intellectu, so gilt dies allerdings von der Hegel'schen spekulativen Philosophie: sie sieht nichts in der Natur, als was sie schon vorher in der Logik gedacht hat. Wenn übrigens nichts im Sinne ist, als was schon vorher oder überhaupt im Verstande ist, so ist es sehr überflüssig, vom Sinnlichen anzuheben.

Die Hegel'sche Philosophie ist entsprungen dem Kant-Fichte'schen Ich mit der absoluten Identität des Idealen und Realen. Das Ich, welches nicht ein Ding an sich zu seinem Gegensatze hat, sondern dieses Ding als sich selbst oder als ein von ihm gesetztes weiss, ist der Begriff der Hegel'schen Philosophie.

So verschieden das Subjekt, so verschieden das, was das Subjekt als das Wesentliche von sich bestimmt, so verschieden bestimmt ist auch das Objekt. Die Wesen sind Zahlen, heisst: die Zahl ist das Wesen, unangesehen die Dinge. Nur das mathematische Subjekt macht daher die Zahl zum Wesen der Dinge, weil die Zahl sein Wesen ist. Was ist nun das Subjekt von dem Absoluten, welches Hegel als das Wesen der Dinge und Philosophie bestimmt? Hegel.

Der Staat ist nach dem Prinzip der Hegel'schen Philosophie eigentlich eine Theokratie, und die Hauptsache Hegels — Theologokratie.

Der Instinkt hat mich zu Hegel geführt, der Instinkt von Hegel frei gemacht.

Herr von Schelling.

1843.

Feuerbach an K. Marx. (Nach dem Brouillon.)

.... Sie haben Alles angewandt, was einen so schwer vom Innern zum Aeussern übergehenden Schriftsteller, wie ich, animiren kann. Aber dessen ungeachtet kann ich wenigstens für die nächste Zeit, so aufrichtig leid es mir auch thut, Ihrer Aufforderung nicht entsprechen. Seit dem im April l. J. plötzlich erfolgten Tod meines Bruders war ich im Departement der auswärtigen Angelegenheiten. Jetzt, wo ich wieder in die Kammer des Innern gekommen bin, ist mir eine ernste, immanente Thätigkeit unerlässliches Bedürfniss, und folglich psychologisch unmöglich, auf eine so wesenlose, eitle, transitorische Erscheinung wie Schelling meinen inhaltsbedürftigen Geist zu richten. Wo nicht die äussere Nothwendigkeit mit der innern zusammenfällt, da kann ich nichts thun, nichts leisten. Wo ich keinen Gegenstand vor mir habe, da kann ich auch keinen Gegensatz bilden.

Aber zu einer Charakteristik Schelling's ist auch keine Nothwendigkeit vorhanden. Schelling verdankt seinen Ruhm lediglich seiner Jugend. Was Andere erst im Mannesalter erreichen mit Kampf und Mühe, das hatte er schon in der Jugend erreicht, aber eben desswegen auch seine Manneskraft erschöpft. Wenn Andere am Schluss ihres thatenreichen Lebens sagen konnten: was man in der Jugend wünscht, hat man im Alter die Fülle, so kann der Hr. v. Schelling umgekehrt sagen: Was ich im Alter wünsche, das hatte ich in der Jugend in Fülle — Ehre, und was mehr ist als Ehre, Namen, das Vertrauen Anderer zu mir und meinem Talente.

Schelling ist nicht nur von Andern gerichtet, er hat sich selbst gerichtet, sich selbst prostituirt. Das nicht zu Erklärende ist, wie er zu diesem Ruhm gelangte, dem Ruhm eines Genies, einer Originalität und Produktivität, da er doch nur die Gedanken Anderer wiedergegeben hat. Er ist mehr geworden durch Andere als durch sich, wie er heute noch ist durch Andere. Sein letztes Loos ent-

scheidet über sein früheres. Erkennen wir den Grund, wie er jetzt noch imponiren kann, so haben wir auch den Grund gefunden, wie er einst imponiren und seinen früheren Leistungen eine Bedeutung beimessen konnte, die weit über die Gränzen der Wahrheit geht. Denn er hat auch damals nur den Idealismus des Gedankens in den Idealismus der Imagination verwandelt, den Dingen eben so wenig Realität eingeräumt als dem Ich, nur dass es einen anderen Schein hatte, weil er statt des bestimmten Ich das unbestimmte Absolute setzte, und dem Idealismus einen pantheistischen Anstrich gab.

Was ist es nun aber, was Schelling noch heute eine scheinbare Bedeutung gibt? Ist es Er selbst? Ach! man öffne seine Vorlesungen, und man fällt in Ohnmacht vor dem Leichengeruch der Duns Scotischen Scholastik und Jakob Böhm'schen Theosophistik, dieser nicht Theosophie, sondern Theosophistik. Es ist der unlauterste und unsauberste Mischmasch von Scholastik, die nach dem Petrus Lombardus riecht, von Theosophismen. Darin liegt also die Kraft und Bedeutung Schellings. Ausser ihm liegt sie — in denen liegt sie, die, um ihre politischen und kirchlichen Interessen, oder vielmehr Intriguen in's Werk zu setzen, irgend eines Namens eines Philosophen bedurften. Ausserdem würde Schelling noch eben so — zu seinem Heil — im Dunkeln geblieben sein, wie er es in München war, höchstens in den unterthänigen Köpfen einiger Dozenten seinen verwirrenden Spuk fortgetrieben haben. Mit den Wölfen muss man heulen.

Uebrigens hat Schelling den Geistesverfall, der ihn jetzt emporhebt, selbst mit herbeigeführt. Was aber seine Philosophia secunda betrifft, so ist sie lediglich schon dadurch widerlegt, dass sie an das Licht der Oeffentlichkeit gezogen wird; sie konnte nur so lange existiren, als sie nicht existirte. Diese Offenbarung widerlegt sich selbst; sie kann keine zwei Worte herausbringen, ohne dass das eine das andere aufhebt. Es wäre auch ganz thöricht, dagegen etwas zu sagen; denn es wird hier von vornherein Verzicht geleistet auf alle Nothwendigkeit und Gesetzmässigkeit des Denkens, auf jedes Kriterium der Wahrheit, auf jeden Unterschied zwischen Vernunft und Absurdität. Das Prinzip, das oberste höchste Wesen, ist das vergegenständlichte Wesen der zügel- und bodenlosesten menschlichen oder vielmehr unmenschlichen Abgeschmacktheit. Sagen Sie dem Herrn: Was Sie hier sagen, ist sinnlos, ist ungereimt — so erwidert er: Unsinn ist der höchste Sinn, Narrheit ist

Weisheit, Unvernunft ist der Superlativ der Vernunft, ist Uebervernunft, Lüge ist Wahrheit ....

Ihre Aufforderung, über Schelling zu schreiben, hat mich wirklich so aufgeregt, mir die Rücksicht auf die Verdorbenheit der Zeit und Charaktere als eine solche Pflichtnothwendigkeit vorgestellt, dass ich es über mich brachte, die Vorlesungen durchzulesen und die Eindrücke wiederzugeben, die ich dabei erfuhr. Aber das Resultat war das oben ausgesprochene. Autopsie ist hier unerlässlich. Ueberdem habe ich — freilich nur in meiner kurzen, sich überall nur auf die Grundzüge und deren Konsequenzen beschränkenden Weise — das Wesen der sog. „positiven", oder richtiger putativen Philosophie sattsam gezeichnet. Ich könnte nur breiter machen, nur ad captum vulgi (zum Gemeinverständniss) ausführen, nur bestätigen, was ich in Kürze bereits gesagt. Wesentlich Neues könnte ich nicht geben. Aber wie sollte ich ein Interesse darin finden, etwas schon Gesagtes wiederzukauen?

Zudem ist dieser stille Ort nur ernster Beschäftigung geweiht. Wenn ich aber, wie ich hoffe, in eine Stadt ziehe, wo mir die Eitelkeiten des Lebens wenigstens als sinnliche Realitäten vor die Augen treten, wird es mir möglich, auch eine philosophische Eitelkeit gehörig ad coram zu nehmen.

Ad coram? wie respektwidrig! Ganz richtig, aber ich habe auch nicht den geringsten Respekt vor dem Herrn v. Schelling. L. F.

Um dem Alten, längst Bekannten und Widerlegten einen Schein des Neuen zu geben, hat Schelling das Alte entstellt, den J. Böhmismus durch die willkürlichsten Fiktionen der Scholastik verschlechtert. Zugleich ist es der entstellte Hegelianismus; nur ist, was dort noch Begriff, zum Unbegriff, zu schrankenlosem Unsinn, was dort Sinn, gemacht.

Es ist mit diesen alten ontotheologischen Begriffen nichts weiter anzufangen, als sie in ihrer ganzen Integrität zu fassen und in ihrem Ursprung, im Menschen zu begreifen, aber doch ganz Ohn-, Unsinn, diese Ideen mit den Naturalien zu schwängern. Alles das, was dem eigentlichen Gott vorausgeht, ist nichts Anderes als der mystisch verschleierte, zugleich auf scholastische Bestimmung reduzirte Begriff der Natur, zugleich aber, weil sie Gott ist oder der Urgrund, das leibliche Sein, das Fleisch — ontotheologisirt. Dann kommen die Kategorieen des Blindseins, des Nothwendigen, das zugleich ein Zufälliges ist, zum Vorschein.

Dabei hypostasirt er stets die logisch unzertrennlichsten Begriffe. Er trennt z. B. die Existenz von dem Existirenden, entzweit das nothwendig Existirende in Nothwendigkeit und Existenz, erklärt den Geist aus dem Geist, die Freiheit aus der Willkür. Dabei spielt er mit Worten, die er in verschiedener Bedeutung nimmt: A se esse, das Blindexistirende, ist das nicht blind Existirende, freiwilliges, vorausgesehenes, gewolltes. Possirlich ist, wie die abstrakteste metaphysische Bestimmung mit der gemeinsten zusammengekuppelt wird: Gott ist der Herr des Seins. Es ist die tollste Willkür!

Es ist das Delirium tremens, das vermittelst einiger, aber nur zufällig zusammenhängender Phrasen sich als höchstes Wesen konstruirt. S. 473: „Wir sind hiermit zu dem Höchsten gekommen, über das hinaus nicht zu denken ist.“ Allerdings, das nicht Denkliche, was gedacht, das Unvernünftige, was vernünftig sein soll, das „Wesen, das über dem Wesen“, die Vernunft über aller Vernunft — wir sind zu dem Unsinn über allem Unsinn gekommen.

Wie lächerlich: Gott ist der Herr des Seins, als könnte das Besondere der Herr des Allgemeinen sein, da sich der Herr nicht ohne das Sein denken lässt; denn die erste Grundbedingung, um Herr zu sein, ist, dass er ist. Sein geht der Herrschaft voraus, bleibt zu Grunde liegen. Wie kann also die Herrschaft wieder über das Sein herrschen wollen, als wäre das Sein etwas Abtrennbares? Woher aber kommt dieser Unsinn? Setze statt „Sein“ Natur, so ist es erklärt. Die Natur, so ist der Sinn, geht voraus dem Gott als Geist, und dann setzt sich der Geist als Herr und Besitzer der Natur. So geht die Unterleibsthätigkeit der Kopfthätigkeit voraus, Essen und Trinken ist das Erste im Leben; aber dann wird dieses herabgesetzt — die Kopfthätigkeit bekommt die Oberherrschaft oder wenigstens Oberaufsicht. Was erst Zweck ist, wird Mittel. Gott und Welt, Geist und Natur: das sind Gegensätze, Besonderheiten, mit denen der Begriff der Herrschaft vereinbar ist. Aber Sein ist schlechthin allgemein. Wie kann ich Sein der Herrschaft subordiniren? das ist ungefähr als wollte ich sagen: die Lunge ist Herrin der Luft, und doch setzt die Lunge, um Lunge zu sein, Luft voraus; sie partizipirt nur an der Luft, sie existirt nur durch die Luft, gleichwie die Herrschaft am Sein partizipirt, nur Herrschaft ist, weil sie vor allem Andern sich dazu herablässt, sich bequemen muss — zu sein, zu existiren.

Geist ist ihm die Potenz der Absurdität; Freiheit, Gesetzlosigkeit; Dialektik, das Privilegium, zu behaupten oder zu verneinen,

was man nur immer will, gleichgültig, ob es wahr oder falsch, sinnlos oder sinnig ist, der Vernunft ent- oder widerspricht. Die absolute Identität und Indifferenz, die er früher ins Objekt setzte, ist jetzt in ihm Subjekt gewordene Methode. Die alte Theologie setzte die Willkür der Allmacht doch noch als Objekt ausser Gott — Gott kann was er will; aber er macht sie zum Subjekt — er kann Gott selbst sein, Kürbiss oder Teig — kurz was er will. Er ist das Gemächte seiner eigenen Willkür. Wesen, Subjekt, Grundlage ist die Grundlosigkeit, die Wesenlosigkeit, die Haltlosigkeit der phantastischen Willkür. Schelling macht seinen Gott, er hat keinen Gott, er ist die Gottlosigkeit der Zeit, die sich aber gottvoll dünkt. Die Grundlage ist: Es ist Alles Nichts und Eitel. Es gibt keinen Gott und keinen Teufel, keine Wahrheit und keine Lüge, keine Vernunft und keine Unvernunft, keinen Ernst und keinen Spass, keine Tugend und keine Liederlichkeit, keine Zusammenstimmung und keinen Widerspruch.

Das, was ihm die Gegner vorgeworfen, hat er jetzt eingestanden, bestätigt, praktisch bewährt; er operirt mit den Waffen seiner Gegner gegen sich selbst; er hat die Konsequenz seiner Gegner aus seinen Prinzipien selbst gezogen, und grade dadurch, womit er sich selbst widerlegt, will er sich behaupten. Er geht mit seinem Gott um, wie die Fetischdiener mit ihren Fetischen, die sie prügeln, herumwerfen, — er macht mit seinem Gott das tollste Zeug, selbst Burzelbäume lässt er ihn schlagen. Ein solcher Burzelbaum ist z. B. die Weltschöpfung, wo das Unterste zu oberst — die Füsse zum Himmel, das Oberste zu unterst — der Kopf zur Erde gekehrt wird.

Herr v. Schelling verspricht eine die Gränzen des gegenwärtigen menschlichen Bewusstseins erweiternde Wissenschaft. Dieses Versprechen hat er erfüllt. Es ist das geschehen, dessen Möglichkeit nur zu ahnen uns bisher eine Unmöglichkeit war: dass je mehr einer verliert an innerer Realität, um so höher er steigt an äusserer Macht, dass Ehre und Ansehen im umgekehrten Verhältniss zum Verdienste steht.

Es ist die Willkür, die sich für Freiheit, die Absurdität, die sich für Vernunft, das Krebsgeschwür der Lüge, das sich für die volle Brust der Wahrheit, die Herbstzeitlose des abgelebtesten Mystizismus, die sich für die Frühlingsblume der Zukunft und eines neuen Lebens ausgibt.

Mach' es den Andern dreist und keck weis, dass Du ein Genie bist, schrei's ihnen in die Ohren: so bist Du eins — wenigstens in

Deiner und ihrer Meinung. Wem Meinung für Realität gilt, der ist damit zufrieden.

Luther, indem er die Willkür der papistischen Exegese schildert, schildert Schellings Methode: „Solche wilde Ränke und ausflüchtige Worte, die Schrift zu verstellen, nennt S. Paulus auf Griechisch κυβεία, πανουργία (Ephes. 4, 14), d. i. Gaukleré y, Spielerey, Doppelerey, darum dass sie die Worte Gottes nach ihrem Muthwillen hin- und herwerfen, wie die Doppler die Würfel werfen, und wie die Gaukler den Dingen eine andere Nase und Ansehen geben, damit sie der Schrift nehmen ihren einigen einfältigen beständigen Sinn und verblenden uns die Augen, dass wir hin und her wanken, keinen gewissen Sinn behalten und gleich von ihnen bezaubert und begaukelt werden, und sie mit uns spielen wie der Gaukler mit den Würfeln.“ Luther T. XVII, p. 346.

Grundsätze der Philosophie.

Nothwendigkeit einer Veränderung.

1842/43.

Etwas ganz Anderes ist es mit einer neuen Philosophie, die in eine mit den früheren Philosophieen gemeinschaftliche Epoche fällt, und mit einer Philosophie, die in einen ganz neuen Abschnitt der Menschheit fällt; d. h. etwas Anderes ist es mit einer Philosophie, die nur dem philosophischen Bedürfniss ihr Dasein verdankt, z. B. wie die Fichte'sche in Bezug auf die Kantische, — etwas ganz Anderes mit einer Philosophie, die einem Bedürfniss der Menschheit entspricht; etwas Anderes mit einer Philosophie, die in die Geschichte der Philosophie gehört, und nur indirekt durch sie mit der Geschichte der Menschheit zusammenhängt, — und etwas ganz Anderes mit einer Philosophie, die unmittelbar Geschichte der Menschheit ist.

Es fragt sich daher: ist eine Veränderung, eine Reformation, eine Erneuerung der Philosophie erforderlich? und wenn, wie kann, wie muss sie beschaffen sein? Ist diese Veränderung eine im Geist und Sinne der bisherigen Philosophie, oder eine im neuen Sinne? Handelt es sich um eine Philosophie wie die bisherige, oder um eine wesentlich andere? Beide Fragen hängen von der Frage ab: Stehen wir an der Thüre einer neuen Zeit, einer neuen Periode der Menschheit, oder wandeln wir im alten Gleise fort? behalten

wir den alten Menschen an, nur mit den Veränderungen, die unvermeidlich werden mit dem Fortgang der Zeit? Fassten wir die Frage von der Nothwendigkeit einer Veränderung nur vom philosophischen Standpunkt, so würden wir sie zu beschränkt fassen, ja auf das Gebiet einer gewöhnlichen Schulstreitigkeit spielen. Nichts tädiöser als dies.

Nur die Veränderung der Philosophie kann die nothwendige, die wahre sein, die dem Bedürfniss der Zeit, der Menschheit entspricht. In Zeiten des Untergangs einer welthistorischen Anschauung sind freilich die Bedürfnisse entgegengesetzte — den Einen ist oder scheint es Bedürfniss, das Alte zu erhalten, das Neue zu verbannen, den Andern ist es Bedürfniss, das Neue zu verwirklichen. Auf welcher Seite liegt das wahre Bedürfniss? Auf der, welche das Bedürfniss der Zukunft ist — die antizipirte Zukunft — auf welcher die vorwärts gehende Bewegung ist. Das Bedürfniss der Erhaltung ist nur ein gemachtes, hervorgerufenes — Reaktion. Die Hegel'sche Philosophie war die willkürliche Verknüpfung verschiedener vorhandener Systeme, Halbheiten, — ohne positive Kraft, weil ohne absolute Negativität. Nur wer den Muth hat, absolut negativ zu sein, hat die Kraft, Neues zu schaffen.

Die Perioden der Menschheit unterscheiden sich nur durch religiöse Veränderungen. Nur da geht eine geschichtliche Bewegung auf den Grund ein, wo sie auf das Herz des Menschen eingeht. Das Herz ist nicht eine Form der Religion, so dass sie auch im Herzen sein sollte; es ist das Wesen der Religion. Es fragt sich nun, ist in uns bereits eine religiöse Revolution vor sich gegangen? Ja, wir haben kein Herz, keine Religion mehr. Das Christenthum ist negirt — negirt selbst von denen, die es noch festhalten — negirt, aber man will es nicht laut werden lassen, dass es negirt ist. Man gesteht es sich aus Politik nicht ein, macht ein Geheimniss daraus, man täuscht sich absichtlich und unabsichtlich darüber, ja man gibt die Negation des Christenthums für Christenthum aus, macht das Christenthum nur zu einem Namen. Man geht in der Negation des Christenthums so weit, dass man alle positive Richtschnur wegwirft, weder die symbolischen Bücher, noch die Kirchenväter, noch die Bibel als Mass des Christlichen verlangt, als ob nicht jede Religion nur so lange Religion wäre, als sie ein bestimmtes Mass des Religiösen hat, einen bestimmten Mittelpunkt, ein bestimmtes Prinzip. Es ist dies die Erhaltung unter der Form der Negation. Was ist denn nun Christenthum? Wenn wir kein

Testament mehr haben, woher erkennen wir den Willen, den Geist des Stifters? Das heisst doch nichts Anderes, als es gibt eben kein Christenthum mehr. Dergleichen Erscheinungen sind nichts Anderes als Offenbarungen von dem innern Verfall, ja Untergang des Christenthums.

Das Christenthum entspricht weder mehr dem theoretischen, noch dem praktischen Menschen; es befriedigt nicht mehr den Geist, aber auch nicht mehr das Herz, weil wir andere Interessen für unser Herz haben, als die ewige himmlische Seligkeit.

Die bisherige Philosophie fällt in die Periode des Untergangs des Christenthums, der Negation desselben, die aber zugleich noch die Position desselben sein wollte. Die Hegel'sche Philosophie verdeckte die Negation des Christenthums unter dem Widerspruch zwischen Vorstellung und Gedanke, d. h. sie negirte dasselbe, indem sie es ponirte, und hinter dem Widerspruche zwischen dem anfangenden und fertigen Christenthum. Das anfangende sei nothwendig abstrakt gewesen, alle Bande seien hier abgeworfen worden. Allein eine Religion erhält sich nur, wenn sie in ihrem anfänglichen, ursprünglichen Sinn erhalten wird. Anfangs ist die Religion Feuer, Energie, Wahrheit; jede Religion ist anfänglich streng, unbedingt rigoros; mit der Zeit aber ermattet sie, wird lax, sich untreu, gleichgültig, verfällt dem Schicksal der Gewohnheit. Um diesen Widerspruch der Praxis des Abfalls von der Religion mit der Religion zu vermitteln, zu verdecken, nimmt man zur Tradition oder zur Modifikation des alten Gesetzbuchs seine Zuflucht. So die Juden. Die Christen helfen sich damit, dass sie in ihre heiligen Urkunden einen diesen Urkunden radicitus widersprechenden Sinn legen.

Das Christenthum ist negirt — negirt im Geist und im Herzen, in der Wissenschaft und im Leben, in der Kunst und in der Industrie, gründlich, rettungslos, unwiderruflich, weil die Menschen sich das Wahre, das Menschliche, das Antiheilige in sich angeeignet haben, so dass dem Christenthum alle Oppositionskraft genommen ist. Die bisherige Negation war eine unbewusste. Jetzt erst ist oder wird sie eine bewusste, eine gewollte, eine direkt angestrebte, um so mehr als sich das Christenthum vermengt hat mit den Hemmnissen des wesentlichen Triebs der jetzigen Menschheit, der politischen Freiheit. Die bewusste Negation begründet eine neue Zeit, die Nothwendigkeit einer neuen, offenherzigen, nicht mehr christlichen, entschieden unchristlichen Philosophie.

Die Philosophie tritt an die Stelle der Religion, aber eben

damit tritt auch eine toto genere unterschiedene Philosophie an die Stelle der frühern. Die bisherige Philosophie kann die Religion nicht ersetzen; sie war Philosophie, aber keine Religion, ohne Religion. Sie liess das eigenthümliche Wesen der Religion ausser sich liegen, sie vindizirte sich nur die Gedankenform. Soll die Philosophie die Religion ersetzen, so muss die Philosophie als Philosophie Religion werden, so muss sie das auf eine ihr konforme Weise in sich nehmen, was das Wesen der Religion konstituirt, was diese vor der Philosophie voraus hat.

Die Nothwendigkeit einer wesentlich andern Philosophie geht schon daraus hervor, dass wir den Typus der bisherigen Philosophie schon vollkommen vor uns haben. Ueberflüssig ist also, was ihr ähnlich ist, was in ihrem Geiste, mag es auch in den besondern Bestimmungen noch so sehr abweichen, vorgebracht wird. Der persönliche Gott mag so oder so gefasst, begründet werden — wir haben darüber genug gehört, wir wollen davon nichts mehr wissen, wir wollen keine Theologie mehr.

Wesentliche Unterschiede der Philosophie sind wesentliche Unterschiede der Menschheit. An die Stelle des Glaubens ist der Unglaube getreten, an die Stelle der Bibel die Vernunft, an die Stelle der Religion und Kirche die Politik, an die Stelle des Himmels die Erde, des Gebetes die Arbeit, der Hölle die materielle Noth, an die Stelle des Christen der Mensch. Menschen, die nicht mehr zerspalten sind in einen Herrn im Himmel und einen Herrn auf Erden, die sich mit ungetheilter Seele auf die Wirklichkeit werfen, sind andere Menschen als die im Zwiespalt lebenden. Was der Philosophie Resultat des Denkens war, ist für uns unmittelbare Gewissheit. Wir bedürfen also ein dieser Unmittelbarkeit gemässes Prinzip. Ist praktisch der Mensch an die Stelle des Christen getreten, so muss auch theoretisch das menschliche Wesen an die Stelle des göttlichen treten. Kurz, wir müssen, was wir werden wollen, in ein höchstes Prinzip, in ein höchstes Wort zusammenfassen; nur so heiligen wir unser Leben, begründen unsere Tendenz. So nur befreien wir uns von dem Widerspruch, der gegenwärtig unser Innerstes vergiftet, von dem Widerspruch unseres Lebens und Denkens durch eine diesem Leben und Denken von Grund aus widersprechende Religion. Denn religiös müssen wir wieder werden — die Politik muss unsere Religion werden — aber das kann sie nur, wenn wir ein Höchstes in unserer Anschauung haben, welches uns die Politik zur Religion macht.

Man kann aus Instinkt die Politik sich zur Religion machen; aber es handelt sich um einen letzten ausgesprochenen Grund, um ein offizielles Prinzip. Dieses Prinzip ist kein anderes — negativ ausgedrückt — als der *Atheismus*, d. i. das Aufgeben eines vom Menschen verschiedenen Gottes.

Die Religion im gewöhnlichen Sinne ist so wenig das Band des Staates, dass sie vielmehr die Auflösung desselben ist. Im Sinne der Religion ist Gott der Vater, der Erhalter, Versorger, Wächter, Beschützer, Regent und Herr der Weltmonarchie. Der Mensch bedarf daher nicht des Menschen, Alles, was er von sich oder von Andern beziehen soll, bezieht er unmittelbar von Gott; er verlässt sich auf Gott, nicht auf den Menschen; er dankt Gott, nicht dem Menschen. Der Mensch ist daher nur zufällig mit dem Menschen verknüpft. Wenn wir den Staat uns subjektiv erklären, so treten die Menschen nur desshalb zusammen, weil sie an keinen Gott glauben, weil sie unbewusst, unwillkürlich, in praxi, ihren religiösen Glauben negiren. Nicht der Glaube an Gott, die Verzweiflung an Gott hat die Staaten gegründet. Subjektiv erklärt den Ursprung des Staates der Glaube an den Menschen als den Gott des Menschen.

Im Staate sondern und entfalten sich die Kräfte des Menschen, um durch diese Sonderung und ihre Wiedervereinigung ein unendliches Wesen zu konstituiren; viele Menschen, viele Kräfte sind Eine Kraft. Der Staat ist der Inbegriff aller Realitäten, der Staat die Vorsehung des Menschen. Im Staate vertritt Einer den Andern, Einer ergänzt den Andern — was ich nicht kann, weiss, kann der Andere. Ich bin nicht für mich, preisgegeben dem Zufall der Naturmacht; Andere sind für mich, ich bin umfangen von einem allgemeinen Wesen, bin Glied eines Ganzen. Der [wahre] Staat ist der unbeschränkte, unendliche, wahre, vollendete, göttliche Mensch. Der Staat ist erst der Mensch — der Staat der sich selbst bestimmende, sich zu sich verhaltende, der *absolute Mensch*.

Der Staat ist die Realität, aber zugleich auch die praktische Widerlegung des religiösen Glaubens. Der Gläubige in der Noth sucht selbst in unsern Tagen nur Hülfe beim Menschen. Er begnügt sich mit dem „Segen Gottes“, der überall dabei sein muss. Allerdings hängt nicht von der menschlichen Thätigkeit, sondern von günstigen Umständen oft zufällig das Gelingen ab; aber der „Segen Gottes“ ist nur ein blauer Dunst, in den der gläubige Unglaube seinen praktischen Atheismus verhüllt.

Der praktische Atheismus ist also das Band der Staaten; die

Menschen sind im Staate, weil sie im Staat ohne Gott sind, der Staat der Mensch Gottes ist, daher er sich mit Recht das göttliche Prädikat der „Majestät" vindizirt. Was unbewusst Grund und Band des Staates ist, der praktische Atheismus, ist uns zum Bewusstsein gekommen. Die Menschen werfen sich gegenwärtig auf die Politik, weil sie das Christenthum als eine den Menschen um die politische Energie bringende Religion erkennen.

Was der Denker in der Erkenntniss vor dem Bewusstsein hat, das hat der praktische Mensch in seinem *Triebe*. Der praktische Trieb in der Menschheit ist aber der *politische*, der Trieb nach *aktiver* Theilnahme an den Staatsangelegenheiten, der Trieb zur Aufhebung der politischen Hierarchie, der Unvernunft des Volkes, der Trieb zur Negation des *politischen* Katholizismus. Die Reformation zerstörte den *religiösen* Katholizismus, aber dafür setzte die neuere Zeit den *politischen* Katholizismus an seine Stelle. Was die Reformation im Gebiet der Religion wollte und bezweckte, das will man jetzt im Gebiete der Politik.

Wie die Verwandlung des Deus in die Vernunft den Deus nicht aufhebt, sondern nur verlegt, so hatte der Protestantismus den Papst nur in den König verlegt. Jetzt handelt es sich um das politische Papstthum; die Gründe für die Nothwendigkeit des Königs sind dieselben, wie die Gründe für die Nothwendigkeit des religiösen Papstes.

Die bisherige sog. *neuere* Zeit ist das protestantische Mittelalter, in dem wir nur mit halben Negationen und Behelfen die römische Kirche, das römische Recht, das peinliche Kriminalrecht, die Universitäten im alten Schnitt u. s. w. fortbehielten. Mit der Auflösung des Christenthums des Protestantismus als einer den Geist bestimmenden religiösen Macht und Wahrheit, sind wir in die *neue* Zeit eingetreten. Der Geist der Zeit oder Zukunft ist der des *Realismus*. Fassen wir ein vom Menschen verschiedenes Wesen als höchstes Prinzip und Wesen, so ist die Unterscheidung des Abstrakten vom Menschen bleibende Bedingung der Erkenntniss dieses Wesens, so kommen wir nie zur unmittelbaren Einheit mit uns selbst, mit der Welt, mit der Wirklichkeit; wir vermitteln uns mit der Welt durch ein Anderes, Drittes, haben stets ein Produkt, statt des Produzirenden; wir haben ein Jenseits, wenn nicht mehr *ausser* uns, so doch *in uns*; wir befinden uns stets in einem Zwiespalt zwischen Theorie und Praxis, haben ein anderes Wesen im Kopfe als im Herzen, im Kopfe den „absoluten Geist", im Leben den

Menschen; dort Gedanke, der kein Wesen ist, hier Wesen, die keine *Νοούμενα*, keine Gedanken sind; wir sind bei jedem Schritt im Leben ausser der Philosophie, bei jedem Gedanken der Philosophie ausser dem Leben.

Der Papst, das Oberhaupt der Kirche, ist so gut Mensch wie ich; der König ist so gut Mensch wie wir. Er kann also nicht unbeschränkt seine Einfälle geltend machen; er steht nicht über dem Staate, über dem Gemeinwesen. Der Protestant ist ein religiöser Republikaner. Der Protestantismus führt daher in seiner Auflösung, wenn sein religiöser Gehalt verschwunden, d. h. enthüllt, entschleiert ist, zum politischen Republikanismus. Wenn wir den Zwiespalt des Protestantismus zwischen dem Himmel, wo wir Herren, und der Erde, wo wir Knechte sind, aufheben, wenn wir die Erde also als unsern Bestimmungsort erkennen, so führt der Protestantismus stante pede zur Republik. Wenn in früheren Zeiten sich Republik mit dem Protestantismus verband, so war es freilich zufällig — doch nicht ohne Bedeutung — weil der Protestantismus nur religiös frei macht, und daher ein Widerspruch, so lange man noch den religiösen Glauben des Protestantismus festhielt. Nur wenn Du die christliche Religion aufgehoben hast, bekommst Du so zu sagen das Recht zur Republik; denn in der christlichen Religion hast Du Deine Republik im Himmel, Du brauchst also hier keine. Im Gegentheil, hier musst Du Knecht sein, sonst ist der Himmel überflüssig.

Zweite Auflage des „Wesen des Christenthums".

3. April 1843.

„Zusatz zur Vorrede der II. Auflage, wurde aber nicht abgeschickt zum Druck."

Wie sonderbar! Gestern den 2. April wurde bei mir von Rechtswegen eingebrochen. Man suchte bei mir, dem Einsiedler, dem Gelehrten, dem Denker, nach Briefen von — risum teneatis amici! — Studenten, nach Auskunft über Studentenverbindungen. Armes Deutschland, muss ich abermals ausrufen, selbst Dein einziges Gut — Deine wissenschaftliche Ehre will man Dir nehmen. Kann man denn einem notorisch wissenschaftlichen Manne, einem Manne, der seit Jahren in völliger Abgeschlossenheit von der Welt mit einem neuen Prinzip der

Philosophie schwanger geht, eine grössere Injurie anthun, als wenn man ihn in das Dunkel geheimer Verbindungen hineinzieht? Was werden wir noch Alles erleben!

Auszug
aus
„Andenken an Eduard August Feuerbach“ *)

Eduard August Feuerbach, dritter Sohn des zu Frankfurt am Main im Jahre 1833 verstorbenen Präsidenten und Staatsrathes Anselm von Feuerbach, wurde geboren 1803 den 1. Januar in Kiel an den Gestaden der Ostsee, erhielt den Gymnasialunterricht zu Ansbach, studirte zu Göttingen und Erlangen, promovirte als Doktor der Rechte zu München, wo er auch seine erste Vorlesung über deutsches Privatrecht hielt, wurde hierauf ausserordentlicher, endlich ordentlicher öffentlicher Professor der Rechte an der Universität Erlangen, verheirathete sich 1840 zu Bruckberg bei Ansbach mit der ältesten Tochter des Besitzers der dortigen Porzellanfabrik, Fräulein Sidonie Stadler, aus der Ehe mit welcher er zwei Kinder hinterlässt, und starb an eben demselben Orte, wo er gewöhnlich in den letzten Lebensjahren seine Ferienzeit zubrachte, am 25. April in der Mittagsstunde zwischen ein und zwei Uhr, 1843. Seine Leiche ruht in dem eine halbe Stunde von Bruckberg entfernten Pfarrort Grosshaslach.

Eduard Feuerbach war Jurist, aber nicht im Einklange mit seiner ursprünglichen Neigung, deren Gegenstand vielmehr nur die Natur war. Schon als Knabe bekundete er diese Neigung durch seine Liebe zu den Thieren, deren er sich in Menge und von allen Arten hielt. Und schon auf dem Gymnasium nahm diese Naturliebe einen wissenschaftlichen Charakter an.

Allein er opferte diese seine Neigung zur Naturwissenschaft dem Wunsche seines Vaters auf, der ihn aber eben desswegen auch durch seine Liebe und sein Vertrauen vor allen seinen anderen Söhnen auszeichnete, und ergriff die Wissenschaft seines Vaters.

Er war eben so wenig Redner, als Stylist. Er kümmerte sich nicht um den Ausdruck des Gedankens; nur auf die Wahrheit, auf die Sache kam es ihm überall an, und nirgends überschritt er die

---

*) Broschüre von 1 Bogen. Druck und Verlag von Karl Brügel, Ansbach 1843.

Gränzen des Nothwendigen. Trocken war er daher in der Rede, trocken in der Schrift, aber nur weil er sich stets von allem Ueberflüssigen enthielt, nur das Wesen des fraglichen Gegenstandes im Auge hatte.

Die gewöhnlichen Leidenschaften der Menschen waren seinem Sinne so ferne, dass er vielmehr, als gönnte er sich kein Vergnügen und keine Rast, zu Zeiten sich Uebel aller Art fingirte, erst Krankheiten, dann politische, endlich persönliche Feinde.

Hypochondrie nannten seine Freunde und Bekannten die Quelle dieser seiner eingebildeten Leiden. Allerdings sind körperliche Zustände, hervorgerufen durch sein freudenloses, angestrengtes, eine grosse Zeit lang gänzlich einsames Leben und durch die charakter- und thatlose Leerheit der Zeit, die ihn nur mit Abscheu erfüllte, dabei mit im Spiele gewesen. Aber der wahre Grund liegt tiefer; er liegt in dem Grundzuge seines Wesens, den er auf eine höchst charakteristische Weise schon in dem entscheidenden Schritte darlegte, dass er eine Jugendneigung dem Willen seines Vaters aufopferte, und der darin bestand, dass er immer mehr an Andere, als an sich dachte, ja nur für Andere, nicht für sich selbst lebte.

Doch wir wenden uns von dem schmerzlichen Anblicke Deiner Leiche noch einmal zu Dir selbst, innigstgeliebter, edler Eduard! Dich drückt nicht die Erde, unter der Du ruhst. Keine Schuld lastet auf Dir. Und nie zweifeltest Du daran, dass die Erde die bleibende Stätte des Menschen sei. Dein im tiefsten Sinne anspruchsloses Wesen begehrte und vermisste nie einen Himmel. Du lebtest im Glauben, aber Dein Glaube war nicht der Glaube des Egoismus, sondern der Glaube der Resignation. Dich für Dich selbst zu beklagen, hiesse Dich verkennen. Nur darum bist Du zu beklagen, dass Du nicht mehr Dein junges Weib und Deine kleinen Kinder mit Deiner Liebe schirmen kannst. In ihnen hast Du uns Dein Herz zurückgelassen — nur der Gedanke an die Deinigen ist der Gedanke an Dich.

Elementare Aesthetik.

(„In Folge eines flüchtigen Gespräches. 20. Juli 1843“.)

Bei rein sinnlichen Handlungen entscheidet allein der Erfolg über ihre moralische Qualität. Ist es Sünde, das zu essen, was man gerne isst, das zu trinken, was man gerne trinkt? Nein! es

gibt einen von der Erhaltung des Lebens unabsonderlichen Genuss. Leben selbst ist fortwährender, aber unmerklicher, unfühlbarer Genuss; nur da, wo ein Bedürfniss zu bestimmten Zeiten, also mit Unterbrechung befriedigt wird, entsteht auch ein bestimmtes Genussgefühl. Und die Natur hat nicht nur den Genuss zu einer unvermeidlichen Folge gemacht, sondern auch zum Anreiz bestimmt. Es stünde schlecht um die Fortpflanzung des Menschengeschlechtes, hätte die Natur hier nicht den Genuss an die Spitze, so zusagen, gestellt, gleichsam als Prämie ausgesetzt. Eben so ist es mit dem Genusse der Speisen. Setzten wir hier nicht den Geschmack zum Chorführer der Speisen ein, so würden wir ihrer wohlthätigen Mannigfaltigkeit und Reize entbehren; wir würden essen, wie die Geier, welche heisshungrig, nur um den Hunger zu stillen, den Gegenstand mit Haut und Haaren, selbst also Ungeniessbares und Unverdauliches verschlingen. Bedeutungsvoller Weise entnehmen wir dem Gaumen den „Geschmack" für geistige Werke. Geistreiche Naturen finden an exquisiten Speisen Geschmack. Der Bauer, der nichts Besseres sich weiss, als seinen Speck, isst gewiss keine Austern, keinen Kaviar. Auch das höhere ästhetische Gefühl — das Auge — nimmt Theil an dem Genusse des Gaumens. Von dem Wohlgefallen, mit dem wir z. B. Obst geniessen, fällt ein grosser Theil auf das Auge. An das Essen knüpft sich der erste Kultus. Was uns nährt, wohlthätig affizirt, dem reflektiren wir sein Wesen in der Verehrung zurück, die wir ihm für diese Wohlthat zuwenden. Dass wir mit Genuss essen sollen, beweist die Schädlichkeit, wenn wir in Gedanken oder mit Gemüthsaffekten, Zorn, Aerger, Kummer essen. Wir sollen gegenwärtig sein beim Essen. Ich kenne einen Gelehrten, der nicht weiss, was ihm gut ist. Ich trank einmal Bier mit ihm. Ich konnte es nicht trinken, es war zu schlecht. „Das hättest Du mir sagen sollen", sagte er, „denn ich weiss es nicht". Aber gewiss ist das eine höchst schädliche Unaufmerksamkeit und Abnormität. Wir sollen das Gute des Gegenstandes prüfen. Der Genuss ist also in der Natur begründet — er ist nothwendig — er ist an sich selbst gut. Er ist Befriedigung eines Triebes, der an und für sich selbst berechtigt ist.

Unsterblichkeit.

(Zum „Wesen des Christenthums“.) Vierziger Jahre.

Ein theologischer Rezensent meiner Schrift machte die Bemerkung: eine seltsame Begeisterung spreche oft aus ihr, welche zeige, dass der Verfasser unwillkürlich von den heiligen Gegenständen ergriffen, wenigstens seine Phantasie noch von ihnen berührt werde. Eine höchst feine, eines Theologen würdige Bemerkung. Ich bin begeistert nicht für das, was im Sinne des Theologen das Positive, Wesentliche; sondern für das, was im Sinne der Anthropologie das Wahre in der Religion ist. — In dieser Begeisterung bewährt sich gerade die Wahrheit meines „destruktiven“ analytischen Prinzips. So feiere ich z. B. die Maria, aber feiere ich die Maria des katholischen Prinzips? Ich feiere in ihr die Nothwendigkeit und Wahrheit des weiblichen Wesens; ich feiere in ihr die Gottheit des Weibes, als dessen religiöses Bild ich eben die Maria darstelle. Nicht also für die Maria als religiösen Gegenstand, sondern als Bild des wirklichen Weibes, welches im religiösen Sinne kein Gegenstand der Anbetung, nicht also für die in den Himmel der theologischen Illusion erhobene, sondern für die auf das wirkliche Weib als ihr Urbild reduzirte Maria bin ich begeistert. Das Original, dessen Wiederschein ich in der religiösen Copie erblicke, ist's, was mich entzückt. So entzückt mich der Logos, aber nicht als ein besonderes Wesen, sondern als der mystifizirte Ausdruck von der Macht und Bedeutung des menschlichen Wortes. So entzückt auch Christus, aber nicht als der theologische, dogmatische Christus, sondern nur insofern als dieser ein Ausdruck des menschlichen Herzens ist, welches vermittelst der Phantasie dem Geliebten zum Heile alle Naturmächte nichtig setzt. Jeder Mensch von Gefühl wünscht ewige Seligkeit, Freisein von Krankheiten, Erlösung vom Uebel den Seinigen, den Menschen überhaupt. Wer sollte nicht wünschen, wenn sein Kind leidet, wenn es vielleicht sogar rettungslos verloren ist, dass ein Wunderthäter käme! Dieser Wunsch ist allgemein, natürlich, edel, gut. Sofern ist Christus Ausdruck des allgemeinen menschlichen Herzens. Aber nun kommt die Differenz. Das nur sich selbst überlassene, nur von der nachgiebigen Hand der Phantasie geleitete Gefühl kennt keine Schranken seiner Wünsche; es verwandelt seine Wünsche in Gesetze, sein Wesen in das höchste, allein wahre, über Alles gebietende, Alles sich unterwerfende Wesen. Dieses Wesen in

abstracto ist Gott als solcher, in concreto als Objekt des Gefühls — Christus.

Aber das durch die wirkliche Anschauung bestimmte Herz begibt sich demüthig unter das Gesetz der Nothwendigkeit, welches es als ein vernünftiges, nicht dem wahren Wesen des Menschen, — weil dieses mit dem Wesen der Welt harmoniren soll — widersprechendes anerkennt. Das wirkliche Herz trägt die Leiden des Lebens, es nimmt auf sich die Noth, es anerkennt ein Unglück. Mein Kind, mein theueres Kind, dieser hoffnungsvolle Engel, mein Augapfel, ist todt. Aber mit ihm auch todt mein Herz. Ich will keine Freuden mehr, ich werde es nimmer vergessen, immer betrauern. Ich habe nichts mehr als sein Bild. Es soll mir ewig heilig sein, nur mit meinen letzten Athemzügen, nur mit mir sollen diese Züge erlöschen. So äussert sich das reale Herz. Aber das imaginäre Herz verwandelt dieses Bild in ein Wesen, das leiblich noch lebt; seine Phantasie gilt ihm für unmittelbare Wirklichkeit, weil es nicht durch die Anschauung der Wirklichkeit sich unterbricht. Es gesteht sich nicht den Tod ein, es hintergeht seinen Schmerz, täuscht sich durch die Vorstellung, dass es wirklich noch lebt, und dass es dasselbe einst wieder sehen wird. Dieses wälzt den Schmerz von sich weg, jenes bewahrt ihn auf sich. Beide haben nur ein Bild der Erinnerung, der Phantasie, aber jenes weiss es als Bild, dieses als Wesen. Der Werth und die Heiligkeit des Menschen bleibt auch, wenn ich ihn mir als todt denke. Ja, wie die Vorstellung eines zweiten Lebens den intensiven und extensiven Werth dieses Lebens verringert — was ist dieses Leben gegen jenes! — so verringert die Vorstellung der Unsterblichkeit des Nichtgestorbenen die Intensivität der Gesinnung gegen den Menschen. Wie soll ich den letzten Willen eines Todten ehren, wenn ich ihn mir jetzt auch als Wollenden noch vorstelle? Nein, sein Wille ist mir nur heilig, wenn er mir wirklich sein letzter ist, wenn ich mich als den Stellvertreter, als den Mandatar seines Willens und Bewusstseins betrachte, wenn ich ihn adoptire als mein eigenes Kind. (Der rohe, irreligiöse Mensch denkt: ach, er ist todt, was weiss er davon?) Mit heiligem Schauer erfüllt mich der Gedanke: er ist weg; aber sein Wille, sein Herz, seine Wirkung liegt mir vor als Pflicht, als Gesetz. Aber wie soll er mir heilig sein, wenn ich denke: er hat nur für hier dieses Testament gemacht, dort ist er im Himmel, dort auf jenen Sternen, wo er vielleicht wieder ein Testament macht, vielleicht wieder Kinder zeugt, nur

Kinder anderer, höherer Art? Nur der Gedanke des Letzten ist es, der uns hier den Eindruck der Heiligkeit macht. Gegen den Frevler nimmt das Gesetz den Willen in Schutz. Die rechtlichen Institutionen sind als solche religiöse. Was macht uns den Ort, wo wir das letzte Mal mit einem geliebten Wesen zusammen waren, heilig? Es ist das letzte Mal. Mehrmaligkeit stört den Eindruck, macht trivial, unheilig. Ich habe nur für hier Abschied genommen, dort nehme ich wieder Abschied: das ist kein schmerzlicher Abschied. Die Menschen stellen sich das Leben wie eine Reise vor, sie subsummiren das Leben unter Eine Erscheinung vom Leben, das Ganze unter einen Theil — so denken sie sich nun freilich das Leben als eine Reise nach einem anderen Leben, weil sie eine Erscheinung des Lebens für das ganze Wesen des Lebens nehmen. Darauf beruht die Unsterblichkeit. Aber glücklicher Weise negiren die Menschen in der Praxis ihre Unsterblichkeitsvorstellungen; wollten sie dieselben wirklich ausführen, so würden sich alle Bande lösen; sie würden schon hier jenes Leben realisiren, wo alle Pflichten, Gesetze, Bande der Materie, die Noth des Bedürfnisses, der Thätigkeit aufhören; sie würden aufhören zu leben, den Tod leben. So war's bei den Mönchen, den Anachoreten. Aber die Menschen bleiben nur bei dem Allgemeinen ihrer religiösen Vorstellungen stehen, stellen sie nur in den Hintergrund; sie leben nur in der Vorstellung von diesen Vorstellungen, machen sie nicht zum Gegenstande, betrachten sie nicht bei Lichte, ziehen, wie nicht im Leben, in der Praxis, so nicht in dem Gedanken, die nothwendigen, wenn auch noch so naheliegenden Konsequenzen derselben. Weil sie nicht denken, so erscheint ihnen frivol, wer über jene Vorstellungen denkt; denn wer sie besieht, dem verschwinden sie, zeigen sich als Dunst und Schein. Was ist aller Trost der Religion? Schein. Tröstet mich die Vorstellung: ein liebender Vater im Himmel hat diesen Vater seinen Kindern entzogen? Kann der Vater ersetzt werden? Ist dieses Unglück tilgbar? Ja, auf menschliche Weise ist es milderbar, aber nicht auf religiöse.

Wie? wenn mein armes Kind seit Jahren an Krankheiten leidet, hilft mir die Vorstellung eines liebenden Vaters? Kann ich so was nur denken, ohne gefühllos zu sein? Nein, es ist ein Jammer, ein Unglück, es zerreisst mir das Herz. Mein Herz verschmäht den religiösen Trost als eine Unwahrheit, als eine Unmenschlichkeit. Ich will keinen Trost; ich will leiden mit meinem leidenden Kinde, aber ich will nicht unthätig sein, ich will sein Loos erleichtern, so

viel als in meinen Kräften steht. Es gibt in Wahrheit keinen Trost. Nur die Zeit, das Leben, die Thätigkeit, der Antheil geliebter Wesen hilft, sonst nichts. Jeder Schmerz hat seinen Verlauf. So wenig wir bei leiblichen Krankheiten geistige Mittelchen als Arzneimittel gebrauchen, so wenig bei geistigen leibliche. Wo einmal die religiöse Vorstellung gilt, mag je nach Beschaffenheit des Patienten die religiöse Kur anwendbar sein; aber hier handelt es sich um die Sache, um das was in der Natur liegt, das Allgemeine.

Thöricht, wo kein Trostgrund zu finden, zu sagen: Glaube! Ja, was denn? Der Vater lebt; aber er lebt ohne seine Kinder, die der Gegenstand seiner einzigen Sorge, seiner Liebe waren. Oder seine Kinder leben ohne ihn, der der zärtlichste, beste Vater war. Es bleibt immer Unglück. Aber sie sehen ihn wieder! Aber dann erst, wenn es kein Bedürfniss mehr ist, wenn der Schade nicht mehr gut gemacht werden kann. Was hilft's mir, den Appetit stillen zu wollen, wenn ich nicht mehr hungrig bin? Darauf reduzirt sich aller religiöse Trost. Jetzt bin ich leidend, jetzt, wenn er käme! Auch der Schmerz verliert sein Feuer, auch er altert mit dem Menschen. Geheilt wird nur da, wo zur rechten Zeit geheilt wird. Ein Arzneimittel zur Unzeit ist keines mehr. Die Traube ist reif nur im Herbste. Aber es tröstet doch der Gedanke, dass er ist, dass er lebt und selig lebt. Aber das mildert nur den Schmerz, nimmt ihn nicht. Der Verlust, die Trennung bleibt. Und auch mir ist der Todte nicht todt, ich sehe ihn lebendig vor mir, ich trage sein Bild stets bei mir, er wirkt noch auf mich, wie er einst auf mich wirkte. Ich höre noch seine seelenvolle Stimme, er ist mir nicht verloren. Was ihm heilig war, und worin er sein Leben hatte, das ist es mir auch noch. Wir sind noch eins in unserem Wesen, wofür er lebte, dafür lebe ich auch. Wir sind nicht getrennt. Und willst Du wahrhaft auf ihn eingehen, er will nur da sein, wo Du bist, bei den geliebten Gegenständen, sie seien welche sie wollen.

Der Vater will nur in seinen Kindern, der Gatte im Gatten, der Geliebte im Geliebten fortleben. Konnte er im Leben ohne Dich sein? War er glücklich ohne Dich? Wie sollte er im Tode ohne Dich sein können? In Deinem Herzen, Deinem Geiste lebt er fort. — Dein Herz ist sein Herz.

Aber soll sein Geist sich nicht weiter entwickeln? Er entwickelt sich weiter, aber im menschlichen Leben und Wesen. Ueber das Menschenwesen kann Keiner hinaus. Menschlich war sein Geist,

menschlich der Grund und Anfang, also wird auch der Text im Menschen nur fortgesetzt. Wie willst Du von der Erde auf den Himmel, vom Menschen zum Engel oder sonst einem Wesen Deiner Einbildung Dich emporschwingen? Durch welchen Salto mortale? Für die Menschen dachte er, nicht für sich; nicht wie er in Zukunft, für die Engel, für den Mars oder Uranus sein würde; für die er im Leben war, für die wird er auch nach dem Tode sein. Kein Tapferer, Edler verlässt seine Fahne, sein Vaterland. Auf die Menschen war sein Sinnen und Trachten, war sein Geist, sein Selbst berechnet. Was ist's ausser dieser Richtung? Nur das eitle, selbstsüchtige Individuum, welches von seinem menschlichen Inhalte und Wesen sich ablöst, als wäre es noch Etwas ohne diesen Inhalt, ohne dieses Wesen, kann sich über den Menschen hinausträumen in ein unsterbliches Jenseits. Wie der Anfang, so das Ende. Im Menschen kamst Du in dieses Leben, im Menschen lebst Du nach diesem Leben fort, sei's mit, sei's ohne Namen. Dein Leben nach dem Tode aber ist geistiges im Geiste. Dies der Unterschied. Hier fällt das Grobe weg. Das Reich der Erinnerung ist der Himmel. In Deinem ganzen Wirken liegt Dein ganzes Wesen; war jenes menschlich, so wird's auch dieses sein.

Nur der, in dem die wahrhaft menschlichen Gefühle keine Wahrheit und Realität sind, wie im Christenthume, welches die heiligsten Empfindungen und Bande locker gemacht hat, hat sein Sein abtrennen wollen von seinem Sein bei den Seinigen, bei den Menschen überhaupt. Was kann für den Vater sein unsterbliches Sein ausser seinen Kindern für ein Genuss sein? Wie mag er sich von ihnen scheiden wollen? Ja, er ist nicht getrennt, aber leider! wissen sie, die Missenden, die Empfindenden, nichts von ihm. Es ist nur die Indifferenz, die Verachtung gegen das Menschliche, die aus dem christlichen Himmel stammt, welche die Realität der Fortdauer des Menschen im Menschen für ungenügend erklärt. Die Lehre der ausserirdischen, übermenschlichen Unsterblichkeit ist die Lehre des Egoismus; die selbstlose Fortdauer des Menschen im Menschen, die Lehre der Liebe. Wer nicht weiss, was Liebe ist, der freilich muss für sich noch irgend ein Plätzchen parat haben, wo er ist, sonst ist Alles Nichts, wenn er nicht ist — keine Tugend, keine Wahrheit, kein Leben. Nur von ihm, d. h. von seiner Selbstsucht, hängt der Bestand des Menschengeschlechtes ab.

Protest gegen die „Allgemeine Preussische Zeitung".

1848.

Die „Preussische Allgemeine Zeitung" äussert sich in einem Artikel über W. Marr, Heinzen, Freiligrath, welcher in allen Zeitungen Deutschlands bereitwillige Aufnahme gefunden, über meine und meines Bruders Schriften folgendermassen: „Diese Theorien (der Trostlosigkeit) hat die Propaganda aber nicht aus sich, sondern verdankt sie ihrem Standpunkte. Ihr Standpunkt ist aber der „Standpunkt der Kritik der neuen Philosophie", wie sie, ausgehend (?) von Strauss und Bauer u. s. w., ihre Spitze in den Schriften der Feuerbach und durch den unverdauten Gattungsbegriff erreicht hat. Dieses Geständniss ist höchst wichtig, weil es erweist, dass die Propaganda, wenn sie auch von den alten Ideen des Sozialismus angeregt war und Mittel und Einrichtungen von den Franzosen entlehnte, doch ihre eigenthümliche Form einzelnen Geistern in Deutschland zu danken und darum auch Gefahr für Deutschland hat, weil sie hier, wo sie entstanden, auch Anknüpfungspunkte für ihre Wirkungen finden muss. Namentlich die Auflösung der Religion verfolgten Marr und seine Helfershelfer, sogut sie es verstanden, ganz nach Vorschrift des „Wesens des Christenthums" und der „Religion der Zukunft."

(Der Verfasser führt hierauf viele Stellen aus dem „Wesen des Christenthums" und den „Ergänzungen" an, welche sämmtlich den Humanismus, die Menschenliebe, als Resultat seiner Kritik erweisen, und schliesst wie folgt:)

Welche Gesinnung, welche Religion ist die Religion der Liebe? Die*) wo der Mensch in der Liebe zum Menschen sein Gemüth befriedigt, das Räthsel seines Lebens gelöst, den Endzweck seines Daseins erreicht findet, in der Liebe also findet, was der Christ ausser der Liebe im Glauben sucht. (Philos. Kr. u. Gr. S. 406.)

Wenn die „Preussische Zeitung" diese Lehre, welche die Menschenliebe zum höchsten Prinzip macht, als eine staatsgefährliche bezeichnet, so muss sie einen ganz besonderen Staat im Auge und Sinne haben. Ein menschlicher Staat, ein Staat, dessen Zweck das Wohl der Menschheit ist, wird sich durch diese Lehre nicht gefährdet finden. Den Staat, wenigstens den vernünftigen, kümmert ohnedem nichts das Prinzip des Glaubens —

*) Die Gesinnung der selbstgenügenden Menschenliebe ist der Standpunkt Friedrich Feuerbachs.

die Theologie, sondern nur das Prinzip des Handelns, die Moral. Allerdings mag es auf den Standpunkt der gegenwärtigen Bildung noch Unzählige geben, denen es ein Bedürfniss ist, die Liebe auf den Glauben zu gründen, denen die Lehre der selbstgenugen Menschenliebe eine Theorie der „Trostlosigkeit“ ist; aber soll denn dieses Bedürfniss Gesetz und Mass für alle Menschen und Zeiten sein und bleiben? Möge doch die „Preussische Zeitung“, ehe sie über Tendenzen des neunzehnten Jahrhunderts abspricht, in das vorige Jahrhundert zurückblicken und vernehmen, was schon anno 1793 Kant in seiner „Religion innerhalb der Gränzen der blossen Vernunft“ sagte: „Die Tugendlehre besteht durch sich selbst (selbst ohne den Begriff von Gott). Die Tugendlehre ist aus der Seele des Menschen genommen. Er hat sie schon ganz, obzwar unentwickelt in sich, und sie darf nicht, wie der Religionsbegriff, „durch Schlüsse herausvernünftelt werden“. — Die neue Lehre unterscheidet sich aber nur dadurch von der Kant'schen Lehre, wodurch sich überhaupt das neunzehnte Jahrhundert von dem achtzehnten unterscheidet, dadurch, dass sie an die Stelle der steifen Regel die Wahrheit der Natur, an die Stelle der „Pflicht“ die Liebe, an die Stelle des „Begriffes“ die Anschauung, an die Stelle des „Gattungsbegriffes“ das Individuum, an die Stelle des nur „Gedachten“ das Wirkliche, an die Stelle der „Vernunft“, d. h. des abstrakten Wesens des Menschen, das ganze ungetheilte Wesen des Menschen setzt, dass sie also ist eine Religion „innerhalb der Gränzen der Menschheit“.

Widmung der „Epigonen“ an L. Feuerbach

von Otto Wigand.

Mein lieber Freund! Ich widme Ihnen diesen Band meiner Epigonen, da ich keinen andern Dolmetscher habe, um der Welt zu sagen: wie sehr ich Sie bewundere und wie hoch ich's zu würdigen weiss, das Organ zu sein, durch welches Ihre Geisteswerke der gebildeten Welt zugeführt werden.

Wenn auch in diesem Augenblick nur ein kleiner Theil des deutschen Volkes sich zu Ihrer Fahne bekennt; ja, wenn auch das ganze und grosse Heer der Theologen Ihr „Wesen des Christenthums“ kaum dem Titel nach kennt, so ist sicher die Zeit nicht fern, wo jeder Gebildete Ihre Schriften lesen und die grossen Wahr-

heiten erkennen wird, mit denen Sie schon jetzt so klar und siegend in die Herzen der Freien einziehen. Mag unser erster und grösster Dichter noch so begeistornd und schön singen, seine Worte:

— Es gab schön're Zeiten
Als die unsern — das ist nicht zu streiten!
Und ein edler Volk hat einst gelebt

sind dem Sinne nach nicht wahr! Nie gab es schön're Zeiten, als eben jetzt, wo wir die Lüge entlarven — in das Reich der Freiheit einziehen und den Menschen zum Menschen werden sehen! —

Fahren Sie fort, mein edler Freund, für die grosse Sache der Wahrheit, für die Emanzipation der ganzen Menschheit zu wirken; lassen Sie sich keinen Augenblick aufhalten und wenn auch alle Lizentiaten der Theologie ihre Weisheit auskramten, es ist doch nur eitel Sisyphus-Arbeit! —

„Manche gingen nach Licht und stürzten in tiefere Nacht nur;
Sicher im Dämmerschein wandelt die Kindheit dahin.“

Leipzig, am 1. Januar 1848.

Otto Wigand.

Ueber „das Wesen der Religion“

in Beziehung auf: „Feuerbach und die Philosophie. Ein Beitrag zur Kritik Beider von R. Haym 1847.“

Ein Bruchstück.*)

Es war nichts weniger als ein „Sprung“, wie es in dieser Schrift heisst, es war ein längst zu erwartender, ein längst vorbereiteter, ein nothwendiger Schritt, mit dem ich aus dem gothischen Dom des menschlichen Wesens in den heidnischen Tempel der Natur überging. Das „Wesen des Christenthums“ ist das Wesen des Menschen, aber des Menschen, welcher die Natur, die Materie, den Körper, den Leib, das Fleisch nur als eine Schranke, eine Negation seines Wesens weiss, und daher in die Aufhebung dieser Schranke oder wenigstens, denn der Mensch kommt nie von der Natur los, in die Verwandlung dieser Natur in eine seinem Ideal entsprechende Natur, eine Natur, die übrigens so viel wie keine mehr ist, denn es wird ihr Alles genommen, was eben die Natur zur Natur macht, sein höchstes Ziel und Wesen setzt. Die Beschränktheit, Mangelhaftigkeit, Unwahrheit des Christenthums und

*) „Epigonen“, V. Band, 1848.

zwar nicht nur im engern, sondern auch in dem weitern Sinn, der auch die christliche Philosophie in sich begreift, setze ich nun aber gerade darein, dass es das Wesen der Natur nicht er- und anerkannt hat. Indem oder so weit ich daher gegen das Christenthum bin, soweit bin ich für die Natur; indem oder sofern ich das Christenthum verneine, sofern bejahe ich die Natur. Aber diese meine Bejahung oder Position der Natur war und konnte im „Wesen des Glaubens“ und Christenthums selbst nur eine negative und indirekte sein; es war daher eine innere Nothwendigkeit, dass es endlich zur direkten Bejahung derselben kam, dass die Natur aus der obskuren Stellung eines Winkeladvokaten, die sie dort hatte, an das Licht öffentlicher, anerkannter Wirksamkeit hervorgezogen wurde. Aber wie konnte dieses ohne Sprung geschehen? Nur so, dass ich zur Natur, wie sie Gegenstand der Religion ist, überging. Jeder andere Uebergang zur Natur wäre, wenn auch vielleicht ganz mit meinen Neigungen im Einklang, doch ein Hiatus in dem Gange meiner Gedanken und Schriften gewesen. Die Frage, was ist das Wesen der christlichen Religion? führt nothwendig zur Frage: was ist das Wesen der Religion überhaupt? Das Wesen der Religion überhaupt begreift aber die Naturreligion in sich. Ich hätte daher meine Aufgabe nicht gelöst, wenn ich nicht die Naturreligion zu meinem Gegenstande gemacht hätte, wenigstens so weit, als es nothwendig war, um die Fragen zu lösen, welche auf dem einseitigen Standpunkte der christlichen Religion, d. h. auf dem Standpunkte der Abstraktion von der Natur, nicht befriedigend gelöst werden konnten, denn weiter erstreckte sich nicht die Aufgabe, die ich mir im „Wesen der Religion“ gesetzt hatte.

Welche Fragen waren diese? Erstlich die, wie kommt der Mensch dazu, sein eignes Wesen für ein andres, von ihm unterschiedenes, nicht menschliches Wesen zu halten, oder anders ausgedrückt, wie kommt er dazu, seinem Gotte, der doch nur das Wesen seines eigenen Geistes ist, gegenständliche, äusserliche, vom menschlichen Geist und Wesen unterschiedne und unabhängige Existenz zuzuschreiben? Und die Antwort darauf ist: diese Existenz oder Gegenständlichkeit Gottes ist nichts anderes, als die Natur, die den Idealisten, Spiritualisten und Theisten, nachdem er sie leiblich, sinnlich getödtet hat, noch als Schatten, als Gespenst verfolgt, d. h.*) der Mensch glaubt nun an die Gegenständlichkeit

*) Dies zeigt sich besonders, wie ich aufs klarste schon vor dem „Wesen der Religion“ bewiesen, in der Vorstellung von der Existenz Gottes; denn während in dem

Gottes, weil die Gegenständlichkeit ursprünglich und wesentlich die Bedeutung der Gottheit für den Menschen hat. Die historische, thatsächliche Offenbarung dieser Bedeutung ist die Naturreligion, in welcher die Gottheit das Prädikat der Natur ist — ein Verhältniss, das aber der Monotheismus, Theismus, Christianismus umkehrt, indem er die Existenz, die Gegenständlichkeit, die Natur, kurz das vom Menschen unterschiedene Sein zu einem Prädikate der Gottheit macht. Die zweite Frage ist daher die, wie kommt der Mensch zu dieser Umkehrung, wie dazu, dass das, worauf sich der Glaube an die Objektivität Gottes stützt, die Natur, zu einem Gespenst, zu einem Nichts wird?

Der Verfasser hat daher gänzlich meine Aufgabe verkannt, wenn er mir vorwirft, dass ich „das Band zwischen der Natur und dem Menschen oder Geiste nicht nur nicht gefunden, sondern auch zerrissen, folglich meine Aufgabe nicht vollständig gelöst habe, denn es handle sich nicht darum bloss, das Wasser in seine Stoffe aufzulösen, sondern vor Allem darum, das Verbindende dieser Stoffe nachzuweisen.“ Dieses Band lag jenseits meiner Aufgabe; mein Gegenstand war eben die Trennung dieses Bandes, aber nicht eine selbstgemachte, sondern eine vorgefundene, historische Trennung — war erstlich der Gott oder vielmehr die Natur ohne den Menschen, zweitens der Mensch ohne Natur, war also erstlich die Frage nach der Entstehung des Menschen, zweitens die Frage nach der Entstehung des Christenthums, des Theismus überhaupt, kurz des Wesens, dessen Spitze der Gott ohne Natur ist, der Gott, der die Welt, die Natur aus Nichts geschaffen. Ich gehe überall vom Dasein aus und von da erst zur Bedeutung und Genesis eines Daseins über. Nun existirt aber der Gott ohne den Menschen, der Gott, von dem alle menschlichen Prädikate und Kategorien abgesondert werden, oder doch abgesondert werden sollen, der Gott, der ist, wenn auch kein Mensch ist und ihn denkt, in dem Kopfe der Religion oder wenigstens Theologie und Philosophie. Ich hatte also, nachdem ich bereits auf dem Standpunkte des Christenthums diesen Gott negativ in seine Widersprüche aufgelöst hatte, keine andere Aufgabe, als nachzuweisen, dass seine ursprüngliche und reale Bedeutung die Natur ist. Die zunächst nur negative Be-

Wesen Gottes (scheinbar) die Wahrheit des sinnlichen Wesens aufgehoben wird, so wird sie in der Existenz Gottes wieder anerkannt, indem Gott in demselben Sinne ausser dem Geiste des Menschen existiren soll, in welchem die sinnlichen Dinge ausser demselben existiren. F.

stimmung der Natur, die Absonderung derselben von allen menschlichen Prädikaten war daher durch den Gegenstand selbst geboten, war nothwendig. Ich begründete oder bestätigte sie ja selbst mit historischen Beispielen, um zu beweisen, dass meine Gedanken nur von Thatsachen abstrahirt sind. Wenn z. B. der Kafferkönig sagt: wir glauben an ein Wesen, das Alles hervorbringt, was wir nicht nachahmen können, der Indianer: nur der grosse Manittu kann das Gras wachsen lassen, nicht du, Mensch! wenn Sokrates die Physik nur für die Sache der Götter, aber nicht der Menschen erklärt, wenn Hiob die Erscheinungen der Natur, die der Mensch nicht begreift und machen kann, als Beweise der Grösse Jehovahs preist; was sagen sie anders, als: die Natur ist ein nicht menschliches, ein übermenschliches Wesen? Wenn aber der Unterschied der Natur vom Menschen oder des Menschen von der Natur der Ausgangspunkt der Religion ist, muss nicht der Religionsforscher seinem Gegenstande getreu diesen Unterschied zu seiner Basis machen?

Die unmenschliche Natur war übrigens nicht nur eine nothwendige Konsequenz des unmenschlichen Gottes oder des theologischen Standpunktes, auf welchem dieser Gott vorgestellte, eingebildete Existenz hat, sondern auch eine nothwendige Konsequenz des naturwissenschaftlichen Standpunktes, auf den auch die Naturreligion führte. Die Natur, die kein Objekt des Menschen oder Bewusstseins, ist nun allerdings im Sinne der spekulativen Philosophie oder wenigstens des Idealismus ein Kantisches Ding an sich, ein Abstraktum ohne Realität, aber eben an der Natur scheitert der Idealismus. Die Naturwissenschaft führt uns, wenigstens auf ihrem gegenwärtigen Standpunkte, nothwendig auf einen Punkt, wo die Bedingungen menschlicher Existenz noch nicht gegeben, wo die Natur, d. h. die Erde noch kein Gegenstand des menschlichen Auges und Bewusstseins, die Natur also ein absolut unmenschliches Wesen war. Der Idealismus kann hierauf erwidern: auch diese Natur ist eine von dir gedachte; allerdings, aber daraus folgt nicht, dass diese Natur einst nicht wirklich gewesen ist, so wenig daraus, dass Sokrates und Plato für mich nicht sind, wenn ich sie nicht denke, folgt, dass sie einst ohne mich nicht gewesen sind. Doch was kümmerte mich der Idealismus? Ich war durch meinen Gegenstand selbst genöthigt, die Natur ohne den Menschen zum Ausgangspunkte meiner Abhandlung zu nehmen; denn die Naturreligion leitet den Ursprung des Menschen von der Natur ab,

setzt also einen Zeitpunkt voraus, wo zwar Natur, aber noch nicht menschliches Wesen war.

Wenn mir nun der Verfasser entgegenhält, dass aus dieser Natur die Religion nicht erklärbar sei, so hat er ganz Recht. Die Erklärung der Religion setzt eine andere Natur voraus. Einer Natur, in der noch nicht die Bedingungen menschlicher Existenz gegeben sind, fehlen auch alle Elemente, welche die Erklärung der Religion voraussetzt; eine Natur, welche noch im Widerspruch mit dem menschlichen Wesen steht, widerspricht auch begreiflicher Weise dem Wesen der Religion. Die Entstehung der Religion setzt daher die Entstehung des Menschen voraus, die Entstehung des Menschen aber setzt eine Natur voraus, welche dem menschlichen Wesen entspricht. Bin ich aber einmal auf diesem Punkt der Entwicklung angelangt, wo das Wesen der Natur mit dem menschlichen Wesen übereinstimmt, wo also der Mensch existiren kann und wirklich existirt, so ist jede Frage nach einem Bande zwischen Natur und Mensch aufgehoben, überflüssig. Dieses Band ist eben per se die Existenz des Menschen. Nur, wo diese aufgehoben ist, nur wo ein Boden fehlt, auf dem ich festen Fuss fassen, ein Wasser, das ich trinken, eine Luft, die ich athmen, ein Licht, das mein Auge vertragen kann, ist auch das Band zwischen Natur und Mensch aufgehoben. Mit jedem Fusstritt, mit dem ich auf die Grundlage meiner Existenz stosse, mit jedem Schluck Wasser, mit dem ich aus dem Born der Natur Lebenskraft schöpfe, mit jedem Athemzug, mit dem ich die Luft als ein nothwendiges Element meines Wesens in mein Innerstes aufnehme, mit jedem Blicke, mit dem ich mich des Lebenslichtes erfreue, gebe ich daher Beweise von meinem Ursprung aus der Natur und meinem Zusammenhang mit der Natur. Wo ist da noch Platz zur Frage nach einem besondern Bande? Und wie soll nun gar die Sprache, wie der Verfasser will*), dieses Band sein? Ist denn nicht die Existenz das Erste? Verstummt nicht die menschliche Sprache vor der Sprache der Natur im Gepolter des Donners, im Gebraus des Sturmwindes, im Getöse der Wellen, im Gebrüll der Vulkane? Ist aber nicht diese Natursprache die über Leben und Tod, Sein und Nichtsein

*) Was übrigens ausserdem der Verf. über die Sprache sagt, ist höchst geistreich und originell. „Die Kritik der Vernunft muss zur Kritik der Sprache werden.“ Vortrefflich! Aber so sehr ich dem Verf. in der „transzendentalen“ Bedeutung der Sprache beistimme, so wenig kann ich mich, um bei diesen Kantischen Ausdrücken zu bleiben, in die transzendente Bedeutung finden, die er der Sprache gibt. F.

entscheidende? Gibt es nicht Völker, die kein anderes Wort für Gott als den Donner haben, deren höchstes Wort und Wesen also nichts andres ist, als ein Ausdruck von dem erschütternden Eindruck, den der Donner vermittelst des Ohrs auf ihr Gemüth macht? Ist hier nicht offenbar das Wort bloss eine Copie; das Original, das Urwesen aber der sinnliche Eindruck? Stellt sich nicht das Wort erst dann ein, nachdem bereits der erste mächtige Eindruck der Naturgewalt vorüber ist, der Mensch vom Abhängigkeitsgefühl, von der Naturfurcht zum Selbstgefühl kommt? Traut sich der Mensch das zu nennen, auszusprechen, was er fürchtet? Kann also da von der Sprache die Rede sein, wo es sich um die ersten Gründe der Religion handelt? Nein! Bei der Genesis der Religion handelt es sich zunächst nur um Licht, Luft, Feuer, Wasser, Erde, Pflanzen, Thiere, als die Wesen, ohne welche der Mensch nicht gedacht, nicht leben, nicht existiren kann. Wer nicht von diesen natürlichen Elementen oder Gründen der menschlichen Existenz bei der Genesis der Religion ausgeht, der legt ihr idealistische, spekulative oder theistische Voraussetzungen unter. Was in unserm Sinne keine Religion ist, gerade das ist die erste, ursprüngliche Religion. Der Geist, den die Idealisten überall zum ersten Wesen machen, woraus sie Alles ableiten, hat bei der Genesis der Religion nur die Bedeutung, die Rolle des Erklärers, nicht die des Autors. Das Erste ist, dass der Mensch ein sinnliches, physisches Wesen ist, das seine Entstehung und Erhaltung der Natur verdankt. Dieser dem Menschen bei jedem Schritt und Tritt, in Hunger und Durst, in Schmerz und Lust höchst empfindliche Grund seiner Existenz, zum Gegenstand des Geistes, des Bewusstseins, der Reflexion erhoben, ist der Grund der Religion. Bewusstsein, Reflexion, Geist ist aber nicht ohne Unterscheidung. Das Vinculum substantiale zwischen Natur und Mensch reicht daher nicht zur Erklärung der Religion aus; es gehört dazu, dass sich der Mensch zugleich von der Natur unterscheidet, die Natur als Gegenstand sich gegenüber setzt. Eine Bemerkung, die sich übrigens von selbst versteht, denn mit dem Dasein des Menschen ist ja auch zugleich das Dasein des Bewusstseins, mit dem Bewusstsein aber die Unterscheidung gesetzt. Wie kann ich die Luft als ein Wesen verehren, dessen wohlthätigen Einflüssen ich mein Leben verdanke, wenn sie mir kein Gegenstand des Bewusstseins, wie mir aber derselben bewusst werden, wenn ich nicht zwischen ihr und mir unterscheide? Habe ich aber einmal Natur und Mensch, jene als Gegenstand, diesen als Bewusstsein,

so sind vollständig die Elemente zur Erzeugung der Religion gegeben.

Wie kommt es denn nun aber, dass die Natur trotz ihrer Unmenschlichkeit dem Menschen menschlich erscheint und eben wegen dieser ihrer Menschenähnlichkeit als ein göttliches Wesen von ihm verehrt wird? Dichtet ihr der Mensch von freien Stücken, ohne Grund sein Wesen an?*) Mit Nichten. So wenig der Mensch seine Existenz in die Natur hineindichtet, so wenig dichtet er ihr sein Wesen an. So wie der Mensch seinen Stoff zur Poesie von Aussen schöpft, durch den Gegenstand in jene Stimmung, Rührung und Begeisterung versetzt wird, in welcher er nur in der Poesie den dem Gegenstand und ihm selbst entsprechenden Ausdruck findet, so schöpft er auch den Stoff zur Religion aus der Natur, so ist auch der Grund der Religion nicht nur ein subjektiver, sondern auch objektiver. So wie mein Geschmacksnerv dem Salze den sauern Geschmack nicht andichtet (sonst könnte mir auch der Zucker und jeder andere Gegenstand beliebig sauer schmecken), obgleich das Salz an sich selbst nicht sauer ist, sondern nur sauer schmeckt; so wenig dichtet auch mein Hirn der Natur menschliches Wesen an, ob sie gleich an sich kein solches ist. Die Säure als Geschmack ist der subjektive Ausdruck einer objektiven Beschaffenheit des Salzes; es liegt im Salze selbst der Grund, dass es als Gegenstand der Empfindung den Eindruck der Säure auf mich macht. So ist auch die Menschlichkeit der Natur ein subjektiver Ausdruck einer objektiven Beschaffenheit derselben; es liegt in der Natur selbst, dass sie als Gegenstand des Bewusstseins, der Empfindung, der Vorstellung — oder wie man sonst die subjektiven Elemente der Religion nennen mag — den Eindruck der Menschlichkeit macht. Warum sind denn Sonnen- und Mondfinsternisse fast allen Völkern

*) Der Verfasser sagt nämlich gegen mich: „Wir verwandeln nach § 9, Wesen der Religion, dadurch die Natur in Gott, dass wir unser Gemüth, unsere Phantasie in die Natur hineindichten. Wohl! Die Abhängigkeit wird so durch die Freiheit erklärt .... Aber wie doch dies nur überhaupt möglich ist? woher doch nur die Natur sich dies Hereindringen des Menschlichen in sie gefallen lässt? .... Sollte die Natur um die Unbeschränktheit ihrer Macht über den Menschen sich bringen lassen, durch das Dichten und Träumen des Menschen sich bringen lassen, wenn sie nicht selbst in diesem Dichten gegenwärtig, wenn es nicht ein gegenseitiger Akt wäre? ... Die Natur, um es anders zu sagen, muss selbst irgend wie diese freie sein, muss selbst irgend wo zur Freiheit sich hindrängen, wenn sie anders die Freiheit in sich hereinlassen soll. Sie muss in sich den Gott irgend wie schon haben, oder sie kann ihn auch nicht in sich aufnehmen.“

verhängnissvolle, schreckliche Erscheinungen und eben desswegen religiöse Angelegenheiten oder Begebenheiten? weil sie — abgesehen davon, dass sie nicht alltägliche sind — durch die Entziehung oder Verfinsterung des Sonnenlichtes einen traurigen oder vielmehr schrecklichen Eindruck auf das menschliche Gemüth machen, dessen Ursache daher den unwissenden und phantastischen Menschen als böses, dem Licht und Leben feindliches Wesen erscheint. Was ist denn nun aber die „Brücke" oder „das Band" zwischen dem Phänomen der Sonnenfinsterniss an sich und dem Drachen, unter welchem sich die Naturreligion dasselbe vorstellt und erklärt? Muss ich zur Erklärung dieses Drachen einen Punkt in der Natur annehmen, wo die Natur selbst Drache wird? Oder genügt nicht vielmehr zur Erklärung desselben vollständig das Phänomen als solches und der Mensch, wie er auf dem naturreligiösen Standpunkt ist, fühlt und denkt? Ist es nicht nothwendig, dass eine Naturerscheinung von dieser Art und Beschaffenheit, als eine Sonnenfinsterniss ist, auf ein Wesen von dieser Art und Beschaffenheit, als der abergläubische, unkultivirte Mensch ist, einen solchen Eindruck macht, der sich in einem chinesischen Drachen oder ähnlichen Wesen vergegenständlicht? Was ist denn, um ein anderes Beispiel zu geben, das Band zwischen dem Feuer als Feuer und dem Feuer als Vesta oder Hephästos, zwischen dem Feuer an sich oder als objektivem Wesen und dem Feuer als religiösem oder göttlichem Wesen? Die „Identitat von Subjekt und Objekt"? Richtig; aber was für eine Identität? die abstruse, spekulative? Nein! die, welche mit dem blossen Dasein des Menschen in der Natur schon ausgesprochen und bewiesen ist, die, welche nichts weiter sagt, als was die fünf Sinne jedem Menschen sagen oder wenigstens sagen können, nichts weiter voraussetzt, als dass die Natur Gegenstand des Bewusstseins, Gegenstand des Menschen sei, um Gegenstand der Religion zu werden. Was ist also das Band zwischen dem natürlichen und religiösen Feuer? Das, was überhaupt das Band zwischen den Menschen und der Natur ist: — die Sinnlichkeit, denn wer kein Auge und kein Gefühl hat, für den existirt kein Feuer. Aber dieses Band ist schon mit dem Ursprung, dem Dasein des Menschen gesetzt und löst sich auch für den nicht, dem das Feuer nicht mehr ein religiöser Gegenstand ist. Es muss also noch etwas zur Vermittlung zwischen der Religion und Natur hinzutreten. Dieses ist Phantasie und Gemüth, d. h. der Mensch, dem die Gegenstände der Sinne nur Gegenstände der Phantasie und des Gemüths oder

Affekts sind. Das Band zwischen dem gemüthlosen, prosaischen, physikalischen und dem poetischen, gemüthlichen, religiösen Feuer ist also allerdings das Gemüth und die Phantasie des Menschen; aber dieser Eindruck des Feuers auf Gemüth und Phantasie, welcher es zu einem göttlichen Wesen macht, ist selbst nur der subjektive Ausdruck von den eigenthümlichen, materiellen, objektiven Eigenschaften des Feuers. Der Grund von der religiösen Erscheinung des Feuers liegt daher nicht nur im Menschen, sondern auch im Feuer*). Soll aber desswegen im Feuer ein Punkt oder Moment nachgewiesen werden, wo Vesta oder vielmehr Hephästos, die Vesta war ja bildlos, etwa in der Gestalt einer scholastischen Species intentionalis dem Auge des Menschen entgegenspringt, wo also das Feuer selbst, so zu sagen, in eigner Person ein phantastisches Wesen wird? Aber ist denn dieser Punkt oder Moment nicht eben der Moment, wo der Mensch in der Natur entstand, wo also die Natur ein Gegenstand der Phantasie wurde? Wozu ist denn die Phantasie, wozu der Mensch überhaupt, wenn die Natur schon ohne den Menschen menschlich ist? Allerdings muss die Natur selbst phantastisch, selbst menschlich werden, aber ist denn nicht eben der Mensch diese phantastische, menschliche Natur? Ist denn nicht der Mensch, als entsprungen aus der Natur, ein Naturwesen? Folgt aber daraus, dass die spekulative Identität von Subjekt und Objekt eine Wahrheit ist, dass die Gebilde der menschlichen Phantasie und Vernunft mit Haut und Haaren, leibhaftig in der Natur existiren müssen? Allerdings sind auch die Gebilde der Phantasie Gebilde der Natur, denn auch die Kraft der Phantasie, wie alle Kräfte des Menschen sind zuletzt, sind ihrem Grund und Ursprung nach Naturkräfte, aber gleichwohl ist der Mensch ein von Sonne, Mond und Sternen, Steinen, Thieren und Pflanzen, kurz von allen den Wesen, die er in den gemeinsamen Namen: Natur zusammenfasst, unterschiedenes Wesen, und sind folglich die Bilder des Menschen von Sonne, Mond und Sternen und den übrigen Naturwesen, wenn gleich auch diese Bilder Naturgebilde sind, doch andere Gebilde, als die Gegenstände derselben in natura. Der Geschmacksnerv ist so gut ein Naturgebilde als das Salz, aber es folgt nicht daraus, dass der Geschmack des Salzes unmittelbar als solcher eine ob-

*) Ich verweise hierüber auf meine „Erläuterungen zum Wesen der Religion“ S. 391, ferner 380 über den Zusammenhang zwischen Zeus als Donnerer und Zeus als Rächer der Leidenden, besonders auf § 27, Wesen der Religion.

jektive Eigenschaft desselben, dass das, was das Salz nur als Empfindungsgegenstand ist, es auch an und für sich selbst, die Empfindung also des Salzes auf der Zunge eine Beschaffenheit des ohne Empfindung gedachten Salzes ist. So ist auch der Mensch ein Naturwesen, so gut wie die Sonne, der Stern, die Pflanze, das Thier, der Stein, aber gleichwohl unterscheidet er sich von der Natur, und ist folglich die Natur im Kopfe und Herzen des Menschen eine von der Natur ausser dem menschlichen Kopfe und Herzen unterschiedene Natur.

Der Mensch ist dem Menschen das nächste, das dem Wesen nach gleichste Wesen. Der Andere ist zwar für mich in gewisser Beziehung ein eben so von mir unterschiedenes Wesen, als das Thier, als der Baum — der Mensch auf dem Standpunkt der Rohheit und Beschränktheit erblickt daher höchstens nur in dem Lands- und Stammsgenossen ein Wesen seines Gleichen; der Ausländer ist ihm ein absolut fremdes Wesen, dem er eben so wenig Rechte, d. h. Gleichheiten mit sich einräumt, als das Fichte'sche oder überhaupt idealistische Ich dem Gegenstand. Aber doch ist dieser Gegenstand, scil. der Mensch, der einzige Gegenstand, in dem, nach dem Ausspruch der Idealisten selbst, die Forderung der „Identität von Subjekt und Objekt" erfüllt ist; denn er ist ja der Gegenstand, dessen Gleichheit und Einheit mit meinem Wesen ausser allem Zweifel steht, eine durch den Gegenstand selbst ausgesprochene und bewiesene Wahrheit ist. Folgt aber daraus, dass zwischen dem Andern, wie er ist, und wie ich ihn mir vorstelle, zwischen ihm, wie er für sich selbst, und ihm, wie er Gegenstand meines Denkens ist, kein Unterschied stattfindet? Ist nicht auch ein Mensch für den Andern, und sollten sie sich noch so nahe stehen, ein Objekt der Phantasie, der Einbildung? Fasst nicht Jeder den Andern in und nach seinem Sinne auf? Legt der Mensch, der keine Handlung thun und sich denken kann, die nicht irgend einen Nutzen oder Vortheil ausdrücklich zum Zwecke hat, nicht auch die unwillkürlichsten, rücksichtslosesten Handlungen eines Andern eben so als absichtliche aus, wie der Mensch ohne Naturanschauung die Wirkungen der Natur? Macht es das liebe Ego mit dem alter Ego nicht eben so, wie der theologische und teleologische Mensch mit der Natur? Wenn das liebe Ich in dem alter Ego andere Eigenschaften, als es selbst hat, erblickt, bestimmt es diese positiv, oder nicht vielmehr nur als das Gegentheil seiner eignen Eigenschaften, und folglich, da ihm die seinigen natürlich für Tugenden gelten,

als Mängel, als Fehler? Wo fasst ein Mensch den andern als selbständiges, vollkommenes, absolutes Wesen? Jeder vergleicht ja, sei es nun bewusst oder unbewusst, den Andern mit sich und fasst ihn daher nur relativ, nur subjektiv auf. Selbst wenn wir dem Wesen eines Andern und zwar dem uns, in wiefern wir selbst denkende Wesen sind, nächsten, also geistigen Wesen die Ehre anthun, es als ein absolutes Wesen zu fassen, d. h. als ein solches, woran wir keinen fremden Massstab anlegen dürfen, selbst wenn wir durch ein Gefühl der Verwandtschaft, durch Liebe und Verehrung zu ihm hingezogen werden, selbst wenn wir uns mit ihm noch so sehr identifiziren, ist dadurch der Unterschied zwischen dem gegenständlichen und unserm eignen Wesen, der Unterschied zwischen den Gedanken des Andern und eben diesen von uns gedachten Gedanken aufgehoben? Wenn nun aber schon zwischen Mensch und Mensch, zwischen Denken und Denken ein nicht zu übersehender, ein sehr bedenklicher Unterschied stattfindet, wie viel mehr ist zwischen den nicht denkenden, nicht menschlichen, nicht mit uns identischen Wesen an sich und eben diesen Wesen, wie sie von uns vorgestellt, gedacht und begriffen werden, zu unterscheiden! Ist denn aber durch diese Unterscheidung das Band zwischen der Natur und dem Menschen aufgehoben? So wenig, als das Band zwischen mir und dem andern Menschen aufgehoben ist, wenn ich gleich erkenne und anerkenne, dass zwischen diesem Menschen, wie er in Wahrheit und Wirklichkeit ist, und meinem Bilde, meiner Vorstellung, meinem Begriffe von ihm ein herzzerschneidender Unterschied stattfindet. Was die Vorstellung oder der Begriff scheidet, weil er das in der Wirklichkeit Allseitige stets nur auf ein Abstraktes, Einseitiges reduzirt, das verbindet der Sinn, die Anschauung, das Leben.

„Die Natur und der Verstand des Menschen, sagt der Verf., fällt ihm (dem F.) schlechtweg auseinander und zwischen beiden thut sich ihm eine Kluft auf, über welche weder von hüben nach drüben noch von drüben nach hüben zu kommen ist", und er gründet diesen Vorwurf hauptsächlich auf den Paragraphen 48, Wesen der Religion, wo geschrieben steht, dass „die Natur nur durch sich selbst zu fassen, dass die Nothwendigkeit derselben keine menschliche oder logische, metaphysische oder mathematische, d. h. keine abstrakte, dass die Natur allein das Wesen sei, an welches „„kein menschlicher Massstab"" angelegt werden dürfe und könne, ob wir gleich ihre Erscheinungen mit analogen menschlichen Er-

scheinungen vergleichen und bezeichnen, um sie uns verständlich zu machen, überhaupt menschliche Ausdrücke und Begriffe, wie Ordnung, Zweck, Gesetz auf sie anwenden und in Gemässheit der Natur unsrer Sprache auf sie anwenden müssen". Was heisst das? Ist damit gesagt: es ist in der Natur keine Ordnung, also dass z. B. auf den Herbst der Sommer, auf den Frühling der Winter, auf den Winter der Herbst folgt? kein Zweck, also dass z. B zwischen der Lunge und der Luft, zwischen dem Licht und dem Auge, zwischen dem Schall und dem Ohre keine Uebereinstimmung stattfindet? kein Gesetz, also dass z. B. die Erde bald in einer Ellipse, bald in einem Kreise, bald in einem Jahr, bald in einer Viertelstunde sich um die Sonne bewegt? Welch ein Unsinn! Was will also jener Paragraph? Nichts weiter als unterscheiden zwischen dem, was der Natur, und dem, was dem Menschen angehört; er behauptet nicht, dass den Worten oder Vorstellungen von Ordnung, Zweck, Gesetz nicht etwas Wirkliches in der Natur entspricht, er läugnet nur die Identität von Denken und Sein, er läugnet nur, dass sie so in der Natur, wie im Kopfe oder Sinne des Menschen existiren. Ordnung, Zweck, Gesetz sind Worte, mit denen der Mensch die Werke der Natur in *seine* Sprache übersetzt, um sie zu verstehen; es sind nicht sinn-, d. h. gegenstandlose Worte; aber gleichwohl muss ich zwischen dem Original und der Uebersetzung unterscheiden. Ordnung, Zweck, Gesetz drücken nämlich im Sinne des Menschen etwas Willkürliches aus. Der Theismus schliesst ja *ausdrücklich* aus der Zufälligkeit der Ordnung, Zweck- und Gesetzmässigkeit der Natur auf einen willkürlichen Ursprung derselben, auf ein von der Natur unterschiedenes Wesen, welches in die an sich dissolute, gegen alle Bestimmung gleichgültige Natur Ordnung, Zweck- und Gesetzmässigkeit hineingebracht habe. Der theistische Verstand — und nur mit *diesem* Verstande, nicht mit dem Verstande an sich oder überhaupt hatte ich es im Wesen der Religion zu thun — ist der Verstand im Widerspruch mit der Natur, der für das Wesen der Natur absolut sinn- und verstandlose Verstand. Der theistische Verstand zerreisst die Natur in zwei Wesen, in ein materielles und formelles oder geistiges, wovon er jenes die Natur im engern oder eigentlichen Sinn, dieses Gott nennt; er fixirt den Zweck, die Form, das Gesetz für sich in abstracto, abgetrennt von der Qualität, dem Stoff, der Materie. Ein Beispiel. Der Sauerstoff verbindet sich mit dem Wasserstoff nur im Verhältniss von 8 zu 1, oder nur in solchen Gewichtsmengen, die sich wie 8 zu 1

verhalten. Ist die Gewichtsmenge des Wasserstoffes z. B. 2, so ist die des Sauerstoffes 16, ist jene $^1/_4$, so ist diese 2. Der theistische oder abstrakte, dem Wesen der Natur entfremdete Verstand fixirt nun die Zahl als Zahl, abstrahirt davon, dass diese 8 Einer qualitativ bestimmte Stoffe sind, dass nur in der individuellen, materiellen oder qualitativen Bestimmtheit des Sauerstoffs der Grund liegt, warum er nur in diesen und keinen andern Gewichtsmengen mit andern Stoffen Verbindungen eingeht, fasst die Zahl für sich selbst als eine die Natur bestimmende, Körper bildende Macht und schliesst daher hieraus auf ein von der Natur unterschiedenes, abstraktes Wesen, welches im Besitze aller Wissenschaften, folglich auch der Mess- und Rechenkunst, und kraft seiner Allmacht dem Sauerstoff das diesem an sich ganz gleichgültige Gesetz gegeben hat, in seinen Verbindungen nie dieses bestimmte Quantum zu überschreiten. Wenn ich daher der Natur Zweck, Ordnung, Gesetz abspreche, so spreche ich sie ihr gerade nur in dem Sinne ab, in welchem zwischen dem Verstand und der Natur sich eine Kluft aufthut, über die der Mensch nur mit dem Salto mortale des Glaubens an eine mirakulöse Schöpfung aus Nichts kommen kann. L. F.

Gedruckt bei E. Polz in Leipzig.

